Landesbibliothek Coburg (70)
0220019387277

Xl12

3903

26

Coburger
Landes-
Bücherei

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutsche, tragische

Rittergeschichte

aus den Zeiten

des Mittelalters;

mit Scenen

aus der Geschichte Heinrichs

des Vierten und Fünften.

Nebst

einer vorläufigen Abhandlung über das Ritterwesen des Mittelalters in Deutschland.

Mit zwey Kupfern.

Erster Theil.

Leipzig,
verlegts Adam Friedrich Böhme,
1787.

Coburger Landes-Bücherei

— — Namque hoc tempore
Obsequium amicos, veritas odium parit.

Terent. in Andria.

Vorbericht.

Bey der Gierigkeit, womit unser leselustiges deutsches Publikum alles, was lesbar ist, verschlingt, ist es allerdings zu verwundern, daß man den Stoff, den uns unsere ältere vaterländische Geschichte so reichlich darbietet, so wenig verarbeitet hat. Nicht, als ob ich glaubte, es fehle uns an Büchern — nein! das hieße den Leipziger Meßverzeichnissen geradezu widersprechen; sondern das, dünkt mich, sey einer Rüge werth, daß man lieber alles, was Frankreich und Engelland lieferte, frisch weg verdolmetschte, und es uns Deutschen mit deutscher Brühe vorsezte, ohne zu bedenken, daß es, auf das gelindeste geurtheilt, wenigstens nicht sehr patriotisch war, aus Vorliebe für der Engelländer und Franzosen Rooßbeef und Fricassee, unser gutes, saftiges deutsches Rindfleisch ungekostet verfaulen zu lassen.

Die deutschen Kunstrichter haben viel und heftig dagegen geeifert, und, zur Ehre

deutscher Nation sey's gesagt — ihre Erinnerungen drangen doch endlich durch; die deutsche Schriftstellerzunft und Uebersetzungsfabriken nahmen Zucht an. Ein Beweis, daß diese Art von Geschöpfen doch noch nicht so verderbt seyn müsse, als sie von Kunstrichtern ausgeschrien worden ist.

Man hat, däucht mir, seit mehreren Jahren, weniger Uebersetzungen und mehr eigenes Gespinste zu Markte gebracht, dessen Werth oder Unwerth ich weder entscheiden kann noch mag. Daß man aber alles deutsche Gespinste und jede Erzählung, deren Scene man nach Deutschland verlegte, und deren handelnde Personen deutsche Namen führten, sogleich mit dem Titul deutscher Originalgeschichten beehrte, daran that man sehr unrecht. Meines Erachtens ist nur das eine deutsche Originalgeschichte, die eine wahre, in Deutschland sich zugetragene Begebenheit — sie sey aus der ältern, mittlern oder neuern Geschichte Deutschlands, — ohne Zusätze und Veränderungen erzählt.

Daher habe ich es auch nicht gewaget, die vor uns liegende eine Originalgeschichte

zu nennen, weil sie nicht ganz rein von Zusätzen ist, sondern nach Horazens Spruch —

ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
primo ne medium, medio ne discrepet imum —

ob ich gleich glaube, daß sie bey allen Zusätzen und Episoden, die sie erhalten hat, doch wohl in vielem Betracht eben so schicklich und wohl noch schicklicher eine Originalgeschichte verdiente genannt zu werden, als hundert andere in deutscher Sprache geschriebene Geschichten sind genannt worden.

Aber wozu — könnte vielleicht ein tiefgelehrter Mann fragen, der gewohnt ist, keinen Schritt zu thun, der ihn nicht im Tempel der Weisheit eine Stufe höher als seine übrigen Mitpilger bringet — wozu soll dieses abgerissene Bruchstück deutscher Geschichte, dem man es doch wohl ansiehet, daß nicht alles documentirte Geschichte und Thatsache ist, das keinen dunkeln Theil der Geschichte aufhellet, kein strittiges Stück derselben kritisch bearbeitet u. s. w. Ich könnte auf alles dieses wohl antworten: dazu, lieber Mann, soll es, einen Theil der lesenden Welt mit den Sitten

und der Denkart des Mittelalters, mit dem Geist der damaligen Hierarchie und den Gegnern derselben, mit der Bravheit und dem Biedersinn der damaligen Deutschen in Vergleichung mit den jetzigen, und ich denke mit noch manchen andern Sachen, die nicht immer jedem vor Augen liegen, bekannter zu machen. Wenn aber auch das alles der Fall nicht wäre, so giebt es tausend Dinge in der Welt, die zu der Versmehrung unserer Gelehrsamkeit und Schulweisheit eben keinen unmittelbaren Beytrag geben, und die mir demohngeachtet viel Vergnügen und Behaglichkeit verschaffen — sollte wohl die Stunde und das Geld verloren seyn, das ich auf diese Dinge verwende? Ich denke nicht. Wer aber anders denket, der — werfe den ersten Stein auf mich.

Scheinbarer aber ist wohl der Vorwurf, der zum Theil schon dieser Schrift gemacht worden ist, da sie noch Mspt. war: daß nemlich der Verf. viel zu laut denke, und Sachen von den Dächern herabpredige, die man sich nur ins Ohr sagen dürfe, daß er hier und da zu heftig gegen gewisse Usurpatio-

pationen und Thorheiten declamire, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob der Usurpator und Thor Papst oder Kaiser, adelich oder unadelich war u. s. w. Sollte dem wirklich so seyn, so gestehe ich aufrichtig, bin ich (vielleicht zur Strafe für die geschriebenen Lästerungen) so sehr mit Blindheit geschlagen, daß ich diese Stellen nicht finden kann. Man müßte denn diejenigen Stellen dafür halten, die allerdings mit Wärme gesagt sind, aber auch — mit Erlaubniß lieber Leser! mit Wärme gesagt werden sollten und mußten. Denn es giebt gewisse Dinge unterm Monde, bey deren Betrachtung ich so wenig kalt bleiben, als in den Hundstagen verhüten kann, daß mich die Sonne nicht wärme. Aber mit Heftigkeit gesagt — mit beleidigender Heftigkeit! — bey Gott! das sollten sie nicht seyn, und daher protestire ich förmlich und feyerlich gegen alle beleidigende Mißdeutungen. Was ich aber gesagt habe, kann jederzeit mit Thatsachen aus der Geschichte beleget werden, und ist theils von mir selbst, theils von zwanzig andern Schriftstellern schon geschehen, und auch zwanzigmal härter, als von mir, selbst im katholischen Deutsch-

land

land und unter öffentlicher obrigkeitlicher Censur, gesagt worden.

Wegen des vorgesezten Versuches einer kurzen Geschichte des Ritterwesens befürchte ich keine Vorwürfe. Sie ist mangelhaft, das weiß ich, aber sie sollte auch nur als Einleitung zu der folgenden Geschichte des Ritters Urach dienen, und durfte also nicht die Gränzen einer Einleitung überschreiten. Doch kann sie manche Eigenheiten des damaligen Zeitalters, das in so vielen Stücken von unsern Sitten und unserer Denkart abweichet, erklären und also dem Leser, der mit dem Costume der Ritterzeiten nicht bekannt ist, nützen, besonders da der zweyte Theil, der in der nächsten Messe erscheinen, und die Geschichte endigen soll, sich noch mehr, als dieser erste, auf ritterliche Sitten und Gewohnheiten beziehen wird. Ich kann auch diejenigen Leser, die vielleicht in diesem ersten Theile nicht Abwechselung und Verwickelung genug antreffen, vorläufig versichern, daß sie solche im zweyten Theile reichlich finden werden — Mehr habe ich in dieser Vorrede nicht zu sagen.

Vom
Ritterwesen
in
Deutschland
zur Zeit des Mittelalters,
dessen Ursprung, Einrichtung
und Folgen.

König Tyrol aus Schotten zu seinem Sohne:

Sun, Turney machet rische Liet,
Davon will ich dir rathen niet;
Turnieren würdet Mannes Lib
Die Würde lobend sie din Wib;
Turnieren das ist ritterlich,
So hört zu strite dringen, und veste halten her-
teklick.

So viel leuchtet einem jeden ein, daß eine Erscheinung von der Art, wie die des Ritterwesens in den Zeiten des Mittelalters war, das heißt, in der lezten Hälfte des 10ten, und der folgenden Jahrhunderte, nicht auf einmal die Gestalt gewinnen konnte, die sie hatte. Auch dem mittelmäßigsten Geschichtskenner kann der Einfluß, den die Ritterschaft auf Krieg und Frieden, Denk- und Handlungsart, Sitten und Gebräuche, Politik und Religion der Deutschen hatte, nicht unbekannt seyn. Aber ungleich schwerer ist es zu sagen, woher diese Erscheinung gekommen — wie die Nation zu diesen abentheuerlichen Possen gelanget sey, wie man es gewöhnlich zu nennen pflegt, wenn man blos ein paar Rittermärchen gelesen hat, und das Ganze blos nach den Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde beurtheilt.

Man hat aber auch hierinnen so wenig reine Quellen, woraus man schöpfen könn-

te, und diese wenige sind oft nichts mehr und nichts weniger als trübe stinkende Pfützen, daß einem nicht ganz verdorbenen Geschmack vor der losen Speise wohl ekeln muß.

Mir däucht, daß man, um sich eine so wunderbare Erscheinung, als das Ritterwesen in Deutschland war, erklären zu können, nicht bey dem Jahrhundert stehen bleiben dürfe, wo das Ritterthum in seinem höchsten Glanze erschien; auch nicht einmal bey den zunächst vorhergehenden; am wenigsten sollte man es in der Staatskunst des Zeitalters suchen, das wohl für solche politische Erfindungen viel zu roh und ungebildet war; sondern daß man zurück in die Zeiten gehen müsse, wo unsere deutschen Urväter ihre waldichten Wohnungen verließen, und als Eroberer erschienen. So groß auch die Veränderung war, die diese Epoche unter ihnen selbst bewirkte, so sehr verschieden ihr nunmehriger Zustand von dem war, da sie noch bey den wilden Thieren des Waldes hauseten; so brachten sie doch eine solche Denkart und solche Begriffe in ihren — wenn man will — policirten Zustand mit herüber, woraus sich vieles in ihrer Regierungsform, in ihren Sitten und Gebräuchen, erklären läßt. Man sahe noch lange in dem deutschen Ero-

berer den Waldbewohner. Denn schwerlich läßt sich eine ganze Nation von der Art, wie die deutsche war, auf einmal so ganz ummodeln, daß man ihr ihre vorige Lebens- Denk- und Handlungsart nicht mehr ansehen sollte. Man müßte denn — vorausgesetzt, daß es jemals Wunder gegeben habe — die Kunst Wunder zu thun von Grund aus verstehen, und traun! eine so plötzliche Umformung, als jene gewesen seyn müßte, wäre auf alle Fälle ein Wunder vom ersten Range, dem keines in der weltlichen und heiligen Geschichte an die Seite gesetzt werden könnte. Man denke, um unter hunderten nur ein Beyspiel zu geben, an Peter den Großen — den Mann, dem kein politischer Kannengiesser den Namen eines politischen Wunderthäters abstreiten wird.

Und nun lese man den Tacitus de Mor. Germ. oder den Jul. Cäsar de B. G. und ihre Schilderungen der Deutschen, und vergleiche damit das, was in der Folgezeit nach St. Palaye Memoires sur l' ancienne Chevallerie Grundzug im Charakter des deutschen Ritters war, um die treffendste Aehnlichkeit zwischen beyden zu finden.

Waffenlust und Kriegergeist, Galanterie gegen die Damen (im guten Verstande des

 Worts!)

Worts!) und Religions-Enthusiasmus, sind die drey hervorstechendsten Züge, sowohl beym Ritter des Mittelalters, als bey den Deutschen, die uns Tacitus und Cäsar schildern. In diesen drey Stücken lieget, wenn ich mich nicht ganz irre, die erste Grundursache und der Stoff zu der Erscheinung des Ritterwesens in Deutschland, ob ich gleich dadurch nicht läugnen will, daß in der Folge noch gewisse individuelle Lagen und Umstände der deutschen Reichsverfassung hinzukommen mußten, wenn das Ritterwesen zu der Höhe gelangen sollte, zu der es wirklich gelanget ist.

Daß der Deutsche schon in seinem rohen Zustande, wo noch ein finsterer undurchdringlicher Wald, eine tiefe dunkle Felsenhöle seine Wohnung, und Jagd wilder Thiere seine einzige, wenigstens vornehmste Beschäftigung war, sich durch Kriegergeist auszeichnete, ist in der Natur der Sache, in seinem Zustande und in der Analogie aller Völker, die in Wäldern und von der Jagd leben, so unwandelbar fest gegründet, daß man keines Beweises aus dem Tacitus bedarf, dergleichen es, wenn sie jemand bedarf, auf allen Blättern giebt, um es glaubwürdig zu finden.

Unter Blut und Tod erzogen, suchte der Jüngling seinen Ruhm in Heldenthaten. Die Kraft und Stärke seines Arms, seine Geschicklichkeit mit den Waffen umzugehen, bestimmte seine Mannbarkeit und den Grad von Ruhm und Ehre, den er in der Gesellschaft erhalten sollte. Sein Schmuck war Waffenrüstung, und das von Blute triefende Schwerd sein höchstes Kleinod. In seiner Wohnung sowohl, als wenn er öffentlich erschien, war der Deutsche bewaffnet. Tac. de M. G. C. 13. 22. Wie lange sich diese kriegerische Tracht und Gewohnheit erhalten hat, sieht man sehr deutlich aus C. 17. eines Conciliums zu Maynz im Jahr 813. wo es heißt, daß die Geistlichen *Arma spiritualia* haben sollten, nicht *saecularia*. Laicis vero, qui apud nos sunt, arma portare, non praejudicemus, quia *antiquus mos est*, *et ad nos usque pervenit*. Die Gefahr machte diese kriegerische Tracht vielleicht nothwendig, und man läßt es bey einer so ungebildeten und rohen Nation, als die Deutsche damals noch war, wohl gelten. Warum aber noch heutzutage der Degen ein so nothwendiges Stück des Putzes ist, daß noch immer der Edelmann bey seinen Hof- und Courtagen, oder jeder junge Herr bey einem Schmause mit dem De-

 gen

gen an der Seite erscheinet, als ob es ins Treffen gienge, ist schwer einzusehen.

Nur der Heldenmüthige und Tapfere war bey den alten Deutschen einer Belohnung fähig. Nur der durch Kühnheit im Treffen sich Auszeichnende konnte auf Einfluß und Gewalt über andere sich Rechnung machen. Tacitus de M. G. C. 7. Bey einer Nation, die so leidenschaftlich für Krieg und Waffen eingenommen war, mußten nothwendig auch diese Sachen für so wichtig gehalten werden, daß man nicht anders als unter gewissen Bedingungen das Recht Waffen zu tragen erhalten konnte. Die Feyerlichkeiten, die dabey vorgenommen wurden, dienten dazu, um dem jungen Deutschen desto mehr Kriegergeist und Muth einzuflößen. Sie hatten einen bleibenden Eindruck auf die Seele des jungen Kriegers. Der Jüngling, der sich von Heldenmuthe entflammt, und seinen Arm von Mannkraft gestärkt fühlte, mußte sich erst gewissen Prüfungen unterwerfen, ehe er die Würde eines Kriegsmannes erhielt. Hielt er diese Untersuchung aus, und fand man in ihm Kraft, Muth, Ausdauerung, Entschlossenheit, Kühnheit, und was sonst zum Soldaten gehörte, dann erhielt er erst im Angesichte des ganzen Cantons von einem ver-

such-

suchten Krieger Schild, Lanze und Wurfspies. Bis dahin war er ein Geschöpf, das man eben keiner besondern Achtung würdigte, er durfte sich nicht einmal unterstehen, öffentlich in der Gesellschaft seines Vaters zu erscheinen. Jul. Cäs. de B. G. L. VI. C. 18. Die Waffeneinkleidung machte den Jüngling erst vollbürtig, machte ihn zum Bürger und Soldaten. Nun durfte er sich, wo er Gelegenheit fand, im Kriege als Held zeigen, und seine Sorge gieng nun mehr auf das gemeine Wohl, als auf häusliche Geschäfte. Tac. de M. G. C. 13. Jul. Cäs. de B. G. L. 6. C. 18. Wie genau stimmt hiermit St. Palaye Mem. sur l'ancienne Cheval. T. I. p. 298. überein, wenn er sagt: „Dans les premiers „temps la plus illustre naissance ne donnoit „aux nobles aucun rang personnel, à moins „qu'ils n'y eussent ajouté le titre ou le Grade „de chevalier. Jusqu' alors on ne les consideroit point membres de l' etat, puisqu'ils „n'en etoient point encore les soutiens et les „defenseurs: les ecuyers appartenoient à la „maison du Maitre, qu'ils servoient en cette „qualité, ceux qui ne l'etoient pas encore „n' appartenoient qu' à la mere de famille, „dont ils avoient reçu la naissance et la premiere education.„

Die

Die mit der Muttermilch eingesogene kriegerische Gesinnung, die in dem heranwachsenden deutschen freyen Manne immer durch die Beyspiele von Heldenmuth genährt und gestärkt, und durch die feyerliche Waffenanlegung von einer so wichtigen und ehrwürdigen Seite ihm dargestellet wurde, mußte auch ein sehr feines Gefühl von Ehre im deutschen Krieger hervorbringen. Es mußte ihm unendlich viel daran gelegen seyn, der Ehre, die er durch Waffenbekleidung erhalten hatte, auf keine Art sich wieder unwürdig zu machen. Wer ihn daher auf der Seite der Ehre angriff, seine persönliche Würde befleckte, ihn nicht so behandelte, wie ein edler, deutscher, freyer und tapferer Mann, den die Nation des Gebrauchs der Waffen würdig erklärt hatte, behandelt werden mußte, griff ihn auf seiner empfindlichsten Seite an. Denn hier war der Deutsche am reizbarsten. Seine Haabe und Güter waren ihm nicht so lieb, als ihm die Würde eines tapfern Kriegers war und seyn mußte. Daher hielt der Deutsche über seine Waffen, wie über sein Leben. Denn Waffenverlust war Freyheitsverlust und Stempel der Sclaverey; so wie hingegen der Sclave eben dadurch zum freyen Mann gemacht wurde, wenn ihm

der

der Gebrauch der Waffen eines freyen Mannes erlaubt wurde. Der Freyheit athmende Deutsche mußte nothwendig dadurch eine Vorliebe für seine Waffen erhalten, besonders da alle Feyerlichkeiten und Gebräuche mit den Waffen und ihrem Gebrauch in Verbindung und Beziehung standen. Man konnte keinen Eid schwören, keinen Vertrag rechtskräftig machen, ohne ein Schwerd zu haben, denn der Deutsche legte bey solchen Gelegenheiten seine Hand ans Schwerd. Alles konnte er im Nothfall als Pfand hingeben, aber sein Schwerd nicht, weil das Schwerd allgemein angenommener Charakter eines freyen deutschen Mannes war, wodurch er sich vom Sclaven unterschied. Mit dem Schwerde machte jener seine Händel aus, dieser aber durfte es nicht. Balgen konnten sich Sclaven oder mit Stöcken schlagen, aber Schild, Helm, Schwerd und Lanze durften sie nicht führen. Es war also der äußerste Schimpf, den man einem deutschen freyen Manne anthun konnte, wenn man mit der Hand oder Stocke nach ihm schlug. Schimpfwörter konnte er nicht auf sich sitzen lassen; sie befleckten seinen deutschen Namen zu sehr. Nur Blut und Tod seines Verläumders konnte diese Flecken abwischen. Man weiß, wie

weit

weit dieses Gefühl von Ehre von den Rittern des Mittelalters getrieben wurde; aber schon den Deutschen des Tacitus brachte das Gefühl von Ehre so weit, daß er, wenn er einmal sein Wort gegeben hatte, lieber alles, Freyheit und Leben verlor, als seinen Worten untreu wurde. Tac. de M. G. C. 24. Nichts kann diesem Bilde ähnlicher seyn, als das Gemälde, das uns ein National-Schriftsteller aus den Ritterzeiten von den Deutschen aufstellet, nemlich Chron. Ursperg. p. CCCXVII. „Alemanni bellicosi, crudeles, ex„pensarum prodigi, rationis expertes, vo„luntatem pro jure habentes, ensibus invicti, „in nullis nisi hominibus suae gentis confi„dentes, ducibus suis fidelissimi, et *quibus* „*vitam potius quam fidem possis auferre.*„

Mit diesen Krieger-Empfindungen waren gewisse religiöse Gesinnungen, ein Geist der Andacht und religiöser Enthusiasmus, den man bey den Rittern des Mittelalters nicht verkennen kann, schon bey den frühern Deutschen auf das genaueste verbunden. Religion mischte sich in alles, und man kann sagen, der Deutsche übertrieb seine Religiosität. Die ganze Schöpfung stopfte er voll Untergottheiten, die er zwar nicht so tief verehrte,

ehrte, als jenes oberste unsichtbare Wesen, dem er unumschränkte Macht, Kenntniß und strengste Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zuschrieb, Tac. de M. G. C. 39. die er aber doch als Mittel und Instrumente betrachtete, deren sich die höchste Gottheit zum Wohl oder Wehe der Menschen bediene, und die er also mehr fürchtete als liebte, weil er sie an Macht, Kenntniß und Einsicht obgleich dem höchsten Gott untergeordnet, doch über den schwächern Menschen weit erhaben sich dachte. Daher entstand nun jene fürchterliche Menge von Zauberern, Wahrsagern, Schwarzkünstlern, Genien, Elfen, Feen, Beigeistern aller Art, die bald als Zwerge bald als Riesen, bald als Mannspersonen bald als Frauenzimmer, in Mensch- und Thiergestalten sich der Einbildungskraft darstellten — daher jene unübersehbare Menge von Geistergeschichten und Märchen, wo jene Dämonen ihre Macht und Kenntnisse bald zum Besten bald zum Schaden der Menschen brauchen, bald bezaubern bald entzaubern. Der Deutsche glaubte also Ursache gnug zu haben, diese unsichtbaren Untergötter respectiren zu müssen, und es auch thun zu können, ohne dadurch der Anbetung der höchsten Gottheit etwas zu entziehen. Dieser suchte er sich vor-

nem-

nemlich durch Tapferkeit angenehm und gefällig zu machen, denn er schloß nach einer sehr menschlichen und natürlichen Logik von sich auf Gott. Die kriegerische Seele des Deutschen kannte keine grössere und erhabenere Tugend als Heldenmuth. Sein Teut, Tis, oder Odin mußte also auch kriegerische Gesinnungen haben, Krieger lieben und Tapfern helfen. Ihn rufte er um Beystand an, wenn er focht, und ihm schrieb er den Sieg zu, wenn er überwand. So genau war seine Religion mit Krieg, Blut und Mord verbunden. Welchen Einfluß dieser frühe Glaube der Deutschen auf einige Gebräuche in den Ritterzeiten hatte, wird sich weiter unten bey Gelegenheit der ritter- und gerichtlichen Zweykämpfe und der Ordalien des Mittelalters zeigen lassen.

Der dritte Grundzug im Charakter des deutschen Ritters im Mittelalter war Galanterie, Liebe, Treue und Ehrerbietung gegen die Damen. Und auch dieses ist Originalzug des ältern Deutschen, der durch alle Rohheit, die er mit aus seinen Wäldern brachte, durchschimmert. Die Weiber standen bey den Deutschen in einer solchen Ehrfurcht, daß sie fast nichts, weder öffentliche noch

Pri-

Privatgeschäfte ohne ihren Rath unternahmen, welches zum Theil wohl daher rühren mochte, weil sich die Weiber, nach ihrem natürlichen Hange zur Schwärmerey und Neigung in die Zukunft zu sehen, mit Wahrsagen, Zaubern u. s. w. abgaben. Cäs. de B. G. L. I. C. 50. Strabo L. 7. Tac. de M. G. C. 8. Aber auch ihre Entschlossenheit und ihr Muth verschaffte ihnen einen großen Einfluß auf die Entschliessungen der Männer. Sie jagten mehr als einmal fliehende Heere wieder zurück ins Treffen, und nahmen Theil an den Verbesserungen, Einrichtungen und Berathschlagungen des Staats. Tac. Hist. L. 4. de M. G. C. 7. 8. Cäs. de B. G. L. I. C. 51. Tac. Annal. L. I. 57. 59.

War es nicht natürlich, daß der tapfere Deutsche, dem Freyheit das höchste Gut war, das er kannte, diejenigen lieben und schätzen mußte, die ihm in Vertheidigung der Freyheit mit ihrem Muster und Beyspiele vorgiengen? die lieber den Tod als Unterjochung und Sclaverey wählten? Und thaten das nicht jene Weiber der Cimbrier und Teutonen, als Marius so wenig Römergefühl hatte, ihnen eine Bitte zu versagen, die so gerecht und billig war, und ihnen eben so viel Ehre als dem römischen Feldherrn die

Nichterfüllung der Bitte Schande machte. Sie baten, da ihre Männer geschlagen waren, um Schonung ihrer Keuschheit und um Freyheit. Da sie dieses nicht erhielten, so hatten sie deutschen Muth genug, den Tod zu wählen. Valer. Max. L. 5. C. 6. Flor. rom. rer. hist. L. 3. C. 3. Wenn das deutsche Weiber thaten, was sollten deutsche Männer thun? oder was hatte der Feige für eine Aufnahme zu Hause zu erwarten, wenn er nicht focht, wie ein deutscher freyer Mann für Freyheit und Vaterland fechten mußte! Welche Schande, wenn ihn ein Weib an Edelmuth übertraf! Dahingegen, wie mußte nicht auch das edle deutsche Weib dem tapfern Manne entgegen fliegen, wenn er nach überstandenem Kampf mit Ehre und Ruhm gekrönet, nach den Mühen und Lasten eines durchkämpften Feldzugs ihren Umarmungen und Lobsprüchen zueilte! Welche süsse Belohnung, wenn das Weib seiner Seele ihm dankte, daß er ihr Leben und Freyheit erstritt! Immer war der Lobspruch des Weibes dem Deutschen der süsseste Lohn seiner Heldenthaten; er entflammte seinen Geist mit Muth, stärkte seinen Arm mit Kraft und machte ihn zum Löwen im Kampf. Tac. de M. G. C. 7.

Auch

Auch hierinnen war der Ritter des Mittelalters nur Copie seiner Vorfahren. Man weiß, wie viel bey den Ritter- und Turnierspielen die Damen zu thun und zu reden hatten. Sie waren Vorsitzerinnen und Richterinnen, und aus ihren Händen empfieng der Sieger den Turnierdank oder den ausgesetzten Preiß. Da nun jeder junge Ritter sein Mädchen hatte, die er als Dame seines Herzens verehrte, und deren Lob oder Tadel bey ihm alles überwog, so kann man leicht denken, daß er auch alles aufopferte, um nur in den Augen des Mädchens, deren Minnesold er suchte, der tapferste und heldenmüthigste zu seyn. Ein Wink von der Dame seines Herzens war hinlänglich für ihn, sich in einen Streit mit den Riesen, Zauberern und Ungeheuern der ganzen Welt einzulassen, und ihr Lob entschädigte ihn für alle empfangene Wunden und Beulen. Alle Rittergeschichten liefern Beweise in Menge dazu.

Was bisher aus der Geschichte der alten Deutschen dem Leser vor Augen gelegt worden, ist, wenn ich nicht ganz irre, Wink und Hinweisung auf den oben geäußerten Satz, daß das Ritterwesen des Mittelalters nichts weniger als Erfindung der mittlern Zeit, oder

politischer Kunstgriff des Zeitalters, oder Folge des Kriegergeistes, der Galanterie und Andacht blos des 10. und 11. Jahrhunderts oder der Kreuzzüge gewesen seyn könne. Sondern man muß sagen: aus den kriegerischen Gesinnungen, aus der Ehrfurcht für Gott und die Damen, die schon die ältern deutschen Völkerschaften äußerten, entsprang das Ritterthum. Es war Frucht und Wirkung, nicht Saame und Ursache. Der Keim und Grundstoff des deutschen Ritterwesens ist so alt als die Nation selbst. Und was die Kreuzzüge insonderheit anlanget, so ist gewiß, daß sie nie würden zu Stande gekommen seyn, wenn nicht das Ritterwesen in den Kreuzpredigten der Päpste Nahrung gefunden hätte. Sie waren Folge, nicht Ursache des Ritterwesens.

Es könnte aber jemand einwenden: aus allem bisher Gesagten, so wahr und richtig es auch immer seyn mag, läßt sich doch noch nicht wohl begreifen, wie das Ritterwesen in dem mittlern Zeitalter zu der Höhe und zu der Ausschweifung getrieben werden konnte, zu der es gebracht worden ist. —

Ich gebe dieses gern zu, wenn man nicht zugleich auch die Lage der Dinge in

Deutschland zu der damaligen Zeit mit in Obacht nimmt. Hat man aber diese unter den rechten Gesichtspunkt gebracht, dann sieht man leicht, daß alles gerade so kommen mußte, wie es kam.

Vornemlich kommt es auf folgende zwey Stücke an:

1) Wie stand es um die Religion, da das Ritterwesen anfieng in Flor zu kommen?

2) Wie stand es um die Regierung, Gesetze und Sitten der Deutschen zu der damaligen Zeit?

Oder überhaupt — welches war der kirchliche und bürgerliche Zustand Deutschlands zur Zeit des Mittelalters? —

Alle Geschichtschreiber, die besten, so wie die schlechtesten — gleichzeitige und spätere, alle antworten einmüthig: es stand schlecht um Deutschlands kirchliche und bürgerliche Verfassung, so schlecht, daß gerade das Ritterwesen, so toll und unsinnig es uns jetzt im 18. Jahrhundert scheinen mag, damals ein Mittel werden mußte, dem Unheil zu steuern, und die so sehr verdreheten Sachen wieder ins Gleis zu bringen. Es klingt paradox, aber es ist doch so. Das Ritterwesen war eine Arzeney, die den zerrütteten

Körper zwar nicht ganz herstellen, aber doch wenigstens vor dem gänzlichen Hinsterben bewahren konnte. So zweckwidrig uns auch jetzo diese Arzeney scheinen mag, so muß sie doch den Umständen angemessen gewesen seyn, — denn sie that gute Wirkung.

Ein so hartes Urtheil — denkt vielleicht mancher Leser, über eine ganze Nation so frisch von der Faust weg niederzuschreiben, ist etwas verwegen. Allerdings, antworte ich, wäre es verwegen genug, wenn das Urtheil nicht auf guten Gründen beruhete, aber — hier ist eine kurze Schilderung der damaligen Zeit, aus den besten Geschichtschreibern gezogen; der Leser mag also selbst urtheilen. — Zuerst etwas über den Zustand der Religion und Wissenschaften! Man muß selbst ein Mönch oder Pfaffe von der bizarresten Art, das heißt von der unbegreiflichsten Unwissenheit und dümmsten Orthodoxie seyn, (für jeden in diesem oder jenem Kloster vergrabenen gelehrten Mönch, dergleichen es in unserm Jahrhundert, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht wenige giebt, habe ich die größte Hochachtung —) wenn man die Religion des 9. und 10. Jahrhunderts für biblische Religion — für Christenthum gelten las-

lassen kann. Mönchthum war es und Pfafferey, gebauet auf Unwissenheit der gröbsten Art, unterstützt durch Intrigue und Cabale — nicht Religion, nicht einmal Theologie; Blasphemie wäre es, so etwas Aberwitziges unter dem Titul der biblischen Religion zu verkaufen.

Alles, was man unter dem Namen Laie begriff, das heißt, was nicht von geistlichem Stande, nicht Mönch, nicht Pfaffe war, war in zu tiefe Unwissenheit begraben, als daß die Geistlichen befürchten durften, daß ihre eigene Unwissenheit an den Tag kommen werde. Bey aller dieser Unwissenheit aber, waren es doch die Geistlichen — und nur sie allein, die in dem Besitz der Gelehrsamkeit waren, weil sie — lesen und schreiben konnten, und politisch genug waren, um einzusehen, daß ihr ganzes Ansehen darauf beruhe, in dem Besitze dieses wichtigen Geheimnisses so lange als möglich zu bleiben. Und auch diese so nothwendige Wissenschaft besaßen nicht einmal alle Geistliche, — nicht alle konnten lesen, und die Schreibkunst war lediglich ein Geheimniß der Klosterleute. Zu welcher Stupidität muß nicht der Menschenverstand herabgesunken seyn, wenn eine Ver-

sammlung heiliger Väter die Verordnung für nöthig hält, niemanden unter die Geistlichen aufzunehmen, der nicht *Litteratus* sey, d. h. lesen und schreiben könne. S. Concil. Labbei. T. V. p. 1030. Und was für Begriffe soll man sich von Seelsorgern und Volkslehrern machen, die bey den jährlichen Visitationen gefragt werden müssen, ob sie im Stande wären, die (lateinischen) Formeln der Sacramente in der einfachen und vielfachen Zahl, in dem männlichen und weiblichen Geschlecht nach Beschaffenheit der Umstände herzusagen, ob sie die Episteln und Evangelien lesen können, und wenigstens dem buchstäblichen Sinn nach verstehen, ob sie die Psalmen auswendig wissen, und vierzig verdeutschte Homilien des heil. Gregorius, nebst einer Auslegung des apostol. Glaubensbekenntnisses und des Vater unsers besitzen? Vermuthlich war dieses (setzt Herr Schmidt in der Geschichte der Deutschen hinzu) die ganze Bibliothek eines Landpriesters. Die ganze Bibel bey einem Pfarrer anzutreffen, war eine äußerst seltene Sache. Und ich setze hinzu — was soll auch der Kuh Muscat? Will man das *non plus ultra* der klösterlichen Gelehrsamkeit wissen, so muß man den Studierplan lesen, den *Rhabanus Maurus* —

ganz

ganz unstreitig der gelehrteste Mann seiner Zeit, in seinem Buche: *de Institutione Clericorum* entworfen hat. Es wäre zu weitläuftig ihn hier einzurücken, man muß ihn selbst darüber reden hören. Die vorhin gelieferten Proben sind auch schon hinlänglich, um dem Leser einen Begrif von dem Zustande der damaligen Gelehrsamkeit zu machen.

Hiezu kam nun noch, daß aus den geringsten Kenntnissen ein tiefes undurchdringliches Geheimniß gemacht wurde, in welches kein Laie eingeweihet werden durfte. Das Interesse der Geistlichen und der Klöster foderte, die Wahrheit nicht an das Licht zu bringen, und der Lichtstral der Vernunft leuchtete nicht über die Zelle des Klosterbruders hinaus, wenn man das Vernunft nennen kann, was unter diesem Namen in die Klosterzellen eingekerkert war. Denn wenn man aus den Chroniken, die lügenhafte Mönche schrieben, aus ihren Klosterlegenden und heiligen Märchen einen Schluß ziehen darf, so wohnte auch in den Zellen der Klöster nur blinder Glaube, lächerlicher Subtilitäten- und Wörterkram, und was mehr als alles galt — Eigennütz der niedrigsten Art. Wer eine der beissendsten Satyren auf Religion und Men-

schen-Vernunft schreiben wollte, dürfte nur die Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts aufschlagen, und er würde daraus Materialien in Menge dazu nehmen können. Aber freylich was konnte Religion und Menschen-Vernunft dafür, daß man sie so mißbrauchte und schändete?

Daraus nun, daß es die Geistlichen allein waren, die, wenn man es so nennen will, Wissenschaften besaßen; daraus, daß sie die Kunst verstanden, die Religion, oder um die reine Wahrheit zu sagen, sich selbst unter dem Namen der Religion in alle Dinge zu mischen, floß die natürliche Folge, daß nichts, wie es auch immer Namen haben mochte, keine Ehe, kein Testament, kein Vertrag ohne Vermittelung eines Geistlichen gemacht wurde. Er war geheimer Rath, Richter, Advocat, Vormund, Hausherr und —— Ehemann, und dadurch öfnete sich die Geistlichkeit eine der unerschöpflichen Quellen, woraus ihre Habsucht Jahrhunderte lang unermeßliche Reichthümer schöpfte, und ihre Macht und Ansehen selbst Königen und Kaisern furchtbar machte. Denn es ist, denk ich, durch die Geschichte leider nur zu sehr documentirt, daß oft genug der Landesre-

gent

gent mit aller seiner Macht nicht im Stande war, denen Mißbräuchen zu steuern, die aus jener unnatürlichen Mischung von geistlichen und weltlichen Dingen entstanden — es ist documentirt, daß gekrönte Häupter auf ihren Thronen oder an der Spitze einer Armee zitterten, wenn ein Priester sprach, und Fluch über seine Obrigkeit betete, die, wenn sie sich den geistlichen Usurpationen entgegensezte, doch weiter nichts that, als was ihre Pflicht war. Und was ein Priester sprach, das war im Namen Gottes gesprochen; sein Rath — und er mußte wegen der Unwissenheit der Zeiten in allen Dingen um Rath gefragt werden — war untrüglich. Erst ziemlich spät fieng man an einzusehen, daß der Priestergötze, den man so abergläubisch ehrte und fürchtete, so gut betrog, als betrogen werden konnte, weil er — troz seiner Heiligkeit und Untrüglichkeit nichts mehr — als ein Mensch war.

Es ist unglaublich, welcher Unsinn und welche Unordnung aus dieser geistlichen Hierarchie entsprangen. Hie und da gab es doch jezuweilen einen Kopf, der mit seinen gesunden Augen und Menschen-Verstande einsah, daß der geistliche Despot den ungeistlichen

Laien

Laien mißhandle, und nur zur Beförderung seines klösterlichen Interesse mißbrauche. Unwillen, das geistliche Joch länger zu tragen, und Eifersucht auf die zu große Macht und Reichthümer der Geistlichen mußte die Folge seyn. Die friedfertige christliche Kirche, um deren willen dem Vorgeben nach alles geschah, fieng nun an mit Bannstralen und Interdicten um sich zu werfen. Der Aberglaube warf sich nieder zur Erde und betete an, als ob Gottes Donner schon über ihn rollte, und da es demohngeachtet Leute gab, die diesen Blitzen unerschrocken entgegensahen, so entstanden daraus die unheiligen bürgerlichen Kriege, wo Deutsche gegen Deutsche fochten. Die Diener der Religion der Liebe sahen Ströme Bluts fließen, ohne an die Schande zu denken, die daraus auf sie und die Religion zurück floß. Die Religion befiehlt auch Feinde zu lieben und ihnen wohlzuthun, und die Diener derselben brauchten die gräßlichsten Verwünschungen gegen diejenigen, die sie sich selbst erst zu Feinden gemacht hatten. Sie scheueten sich nicht, selbst über ihre Priesterkleider und Mönchskutten Panzer und Rüstung zu werfen, und mit dem Schwerd in der Hand Eroberungen zu machen oder schon gemachte zu vertheidigen —

sie

sie scheueten sich nicht zu rauben und zu morden, alles zur Ehre Gottes und Christi, der zu Petro sagte: Stecke dein Schwerd in die Scheide. Das — das war die Religion der Liebe und Eintracht!!

Wo aber ihre weltliche und geistliche Waffen nicht glücklich waren, da schämten sie sich nicht, sich hinter falsche Testamente, Schenkungen und listige Kunstgriffe zu verschanzen — Märchen auszudenken und Lügen zu ersinnen, um den Aberglauben zu nähren und zu schrecken. Und wozu alles dieses? — Vielleicht um die Religion zu vervollkommen oder auszubreiten? — oder bessere Menschen und Bürger zu bilden, und Aufklärung unter die Menschen zu bringen? Nicht doch, das war ihre geringste Sorge — das war sogar ihrem Zweck ganz entgegen. Vielmehr dazu, um ihre Reichthümer zu vermehren, das Reich der Finsterniß, ihre Gewalt und ihr Ansehen desto fester zu gründen, ohne auch nur einmal daran zu denken, daß der große menschenfreundliche Stifter der Religion, deren Diener sie seyn wollten, öffentlich, im Gerichte und feyerlich erklärt hatte, sein Reich sey nicht von dieser Welt. Wie so sehr verschieden war das

Chri-

Christenthum, das dieser predigte, von dem, das diese Leute predigten. Gieb uns Herr, denn wir haben dir gegeben, war ihr Lieblingstext. Und wenn man sich einen Begrif von der Gottheit, nach der Beschaffenheit ihrer Diener machen dürfte, so müßte nothwendig der niedrigste Geiz eine wesentlich nothwendige Eigenschaft der Gottheit seyn. Denn Zehendgeben, Almosen und Opfer an die Geistlichen und Klöster, war Grundgesetz ihrer Religion. Man konnte rauben, stehlen, morden, Verbrechen aller Art begehen, und alle Gebote Gottes mit Füßen treten — eine bestimmte Summe Geld machte alles wieder gut — machte aus dem gröbsten Verbrecher einen anbetungswürdigen Heiligen. Man mästete die Diener der Gottheit, um ein guter Christ zu heißen, und glaubte, von ihr auch wohl Wohlthaten erzwingen zu können, gerade als ob der oberste Richter sich eben so wie seine Diener der Gerechtigkeit auf Erden bestechen ließe!

Ist es nun wohl zu verwundern, wenn die Geistlichkeit bey dieser Art sich Reichthümer zu erwerben, und bey dem Einflusse, den ihr religiöses Ansehen sich in allen Stücken zu verschaffen wußte, in vielen Fällen mehr

mehr Herrschaft im Lande hatte, als der rechtmäßigste Fürst selbst? Ist es zu verwundern, daß sie sich diese verschaffen konnten, da sie sich in alle Angelegenheiten des Staats mischten, und selbst da, wo man sie gern entbehrt hätte, sich durch tausend Ränke einzuschleichen und einzudrängen wußten? Ist es zu verwundern, wenn sie auf solche Art Königreiche nahmen und gaben, als wären es Pfeffernüsse, oder als wär' es ihr Eigenthum?

Zu welchen Schandthaten hat sich nicht in jenem finstern Zeitalter die Religion müssen lassen mißbrauchen, und wo ist eine Schandthat, die zu begehen ein Pfaffe nicht fähig gewesen wäre?

Es ist wahr, es gab auch jezuweilen Männer, denen Erleuchtung und Aufklärung des Menschenvolks recht sehr am Herzen lag, und die daher auch keine Mühe und keine Kosten scheueten, um Licht in diese Finsternisse zu bringen. Carl, mit dem Zunamen der Große, ist davon ein Beyspiel. Aber er konnte mit allem seinem Eifer dem gemeinen Mann das Vorurtheil nicht aus dem Kopfe bringen, das die Geistlichen sehr weislich erst hinein gebracht hatten, daß alle Aufklärung und alles Studieren für die Geistlichen

und sonst für niemanden gehöre. Alle Anstalten, die er machte, waren nur Palliativcuren — waren einzelne Lichtstralen — war ein Wetterleuchten in stockfinsterer Nacht. Es leuchtet zwar auf Augenblicke, aber — es wärmt nie. Die Macht der Finsterniß war zu groß, als daß es ganz hätte Tag werden können. Es dämmerte zwar so lange, als er und seine gemachten Einrichtungen lebten; dann aber sank auch wieder finstere Nacht auf die Nation herab, und finsterer noch, als sie je gewesen war.

Und selbst dann, da man in der Folge anfieng, sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, selbst in der Periode, die man die Auflebung und Wiederherstellung der Wissenschaften genennt, war doch das Ganze nichts als gelehrte Charletanerie. Man schwatzte über Sachen, die man nicht verstand, nicht verstehen konnte, und nicht zu verstehen brauchte, mit vieler blendenden Gelehrsamkeit — man bauete Schluß auf Schluß und — schloß fehl — man stritt um Worte, ohne sich um Sachen zu bekümmern — man wollte alles simplificiren, erklären, deutlich machen, — und nie war die Dunkelheit und die Verwirrung in den Begriffen größer als damals.

damals. Geistliche waren die einzigen, die in den Klosterschulen gezogen wurden, was war also natürlicher, als daß die ganze Gelehrsamkeit sich um die Subtilitäten der Theologie herumdrehete, und die Religion — auf der Seite liegen blieb. Hätten sie aber auch nur in der Theologie aufgeräumt, die unnützen Schlacken herausgeworfen, und das Gold behalten, hätten sie hier ein Licht für die folgenden Jahrhunderte angezündet, so wäre ihr Verdienst noch immer groß genug. Aber wie konnten sie das, da sie statt der Geschichte nur Chroniken, Legenden und Märchen, statt reiner Philosophie nur Subtilitäten und Wörterkram hatten, und von Kritik gar nichts wußten? Was soll uns nun der unnütze Streit über die Empfängniß der gebenedeyten Jungfrau? was frommt es zu wissen, ob sie mit verschlossenem oder unverschlossenem Utero empfangen — ob die geweihete Hostie in Magen komme und verdauet werde oder nicht — ob man sie wie jede andere Speise durch den gewöhnlichen Naturweg wieder von sich gebe, oder bey sich behalte? Und wer kann die gelehrten theologischen Nichtswürdigkeiten alle her nennen, um die man stritt, die man entscheiden wollte, — und doch nicht entschied? Was war es an-

ders als Streit über die wichtige Frage: Ob Dudeldum, ob Dudeldey der größte Trillerschläger sey, ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze? — Die Entscheidung bleibt doch immer: — Dergleichen Fragen trägt die kleinste Mück' auf ihrem Schwanze. Aber das war Gelehrsamkeit — das war der Zustand der Religion!!

Und nun noch einen Blick auf den Zustand und auf die Verfassung der Regierung, Sitten und Gesetze Deutschlands in der damaligen Zeit. —

Auch hier herrschten, so wie in der Religion, Unordnungen ohne Maas und Ziel, und wie konnte es auch anders seyn? Eine so sehr verdorbene Religion bey einem Volke, dessen Menschenverstand unter den Fesseln der Bigotterie und des mönchischen Aberglaubens gefangen lag, setzet immer wesentliche Fehler in der Regierung voraus, und fast immer halten beyde — eine fehlerhafte Regierung, und eine fehlerhafte Religion, gleichen Schritt mit einander. Die größte Unordnung scheinet in beyden zu Ende des 10. Jahrhunderts gewesen zu seyn. Denn sieht man die Sachen an, wie sie waren, so ist es schwer zu sagen, wer Gesetzgeber und Oberherr, und

wer Unterthan und Diener gewesen sey. Jeder, der sich stark genug fühlte, dem Schwächern die Spitze bieten zu können, warf sich zum Gebieter auf. Nicht jeder aber wollte seinen Nacken unter das eiserne Joch eines so eigenmächtigen Herrn beugen. Er glaubte vielleicht eben so viel Recht als jener zu haben, und hielt ihm die Spitze seiner Lanze entgegen. Daraus entstanden unaufhörliche Fehden und Balgereyen, die sich doch immer damit endigten, daß der Schwächere unterliegen mußte. Rauben und plündern war keine Schande mehr, es war Geschäfte des Adels. Wo irgend ein Berg oder Hügel war, von welchem man die umliegende Gegend, und was da hin und her passirte, überschauen konnte, da legte ein Adlicher ein Schloß oder Burg darauf an, warf einige handfeste Leute hinein, denen er nichts gab, als die Freyheit zu rauben, wo sie etwas fänden; und wollten diese nicht verhungern, so mußten sie wohl Gebrauch von ihrer Räuberfreyheit machen, Ausfälle thun, nehmen, was ihnen in die Hände fiel, und niemand fragte, aus was für Macht thut ihr das? Genug wenn sie nur mit ihrem Lehnsherrn die Beute theilten — mehr bedurfte es nicht. Von diesen Schlössern und Raubnestern, die so lange

der Nation und dem deutschen Adel zur Schande da gestanden haben, fielen sie auf die vorbey reisenden Kaufleute, erklärten ihre Waaren für eine gute Beute und plünderten sie rein aus. Oder wollten diese wenigstens ihre Waaren an Ort und Stelle bringen, so mußten sie sich gefallen lassen, diesen privilegirten Räubern eine Schatzung zu erlegen, dafür sie ein sicheres Geleite erhielten, bis sie an ein anderes Raubnest kamen, dessen Bewohner vielleicht noch stärker und räubermäßiger waren. Hier galt es wieder wie vorher, entweder Plünderung oder Schatzung, und so gieng es vielleicht noch etlichemal, ehe sie ihre Waaren sicher verkaufen konnten. Das Chronicon Ursperg. saget gerade heraus, daß unter dem Namen des Adels alles voll Räuber gewesen, die auf die Güter der Kirchen Ausfälle gethan, und den armen Landmann weder zu Hause noch auf der Straße in Ruhe gelassen hätten. Chron. Ursperg. p. 280. Weil der Kaufmann bey solchen Umständen nicht auf Sicherheit der Straßen rechnen durfte, wenn er nicht unter einer Bedeckung reisete, welche er von dem, durch dessen Gebiet er reisete, gegen eine gewisse Summe an Geld oder Waare nehmen mußte, so entstand daraus das Geleitsrecht. Weil dieses nun

eine

eine sehr ergiebige Quelle von Reichthum für die Burgbewohner wurde, so wurden endlich der Raubschlösser und Burgen so viel, deren Erbauer alle aus dieser Quelle schöpfen wollten, daß fast kein Berg mehr ohne Burg blieb. Fürsten, Bischöffe und Ritter baueten dergleichen, und ärmere Ritter vereinigten sich, baueten, raubten, und theilten zusammen. Aus dieser Menge von Raubnestern entstanden freylich für die Bürger und Landbewohner sehr große Beschwerlichkeiten; es entstanden ferner daraus unzählige Fehden der Burgbewohner unter einander, weil immer einer in des andern prätendirte Gerichts- und Territorial-Freyheit Eingriffe that.

Fragt man nun die Geschichte, wer diese Lehnsherrn, die sich so viele Macht anmaßten, gewesen sind, so ist, wenn man reine Wahrheit geben will, die Antwort diese: Es waren Usurpateurs, Leute, die sich in den Besitz gewisser Gerechtsame gesezt hatten, weil — sie glaubten, daß sie sich in diesem Besitz wohl befinden würden. Es gab nemlich damals Herzoge, Markgrafen und Grafen. Ursprünglich waren sie alle Unterthanen und Bediente der Krone. Die Herzoge waren Statthalter in den Provinzen, die

Markgrafen waren bestimmt, die Marken oder Grenzländer zu beschützen, und die Grafen sollten Recht und Gerechtigkeit handhaben. Sie hielten es aber für ihren Nutzen zuträglicher, sich selbst zu Herrn der Länder zu machen, die sie beschützen und verwalten sollten. Es thut nichts zur Sache, wenn man vielleicht einwendet, daß sie gleichwohl den Kaiser für ihren Oberherrn hätten erkennen, und ihm als einem solchen huldigen müssen, daß jener das Recht hatte, sie zu Kriegsdiensten aufzufodern, nach Beschaffenheit der Umstände sie vor seinen Gerichtshof zu fodern, auch wohl gar ihre Länder einzuziehen. Das alles hat seine Richtigkeit, und doch waren diese Leute im eigentlichen Verstande Landesherrn, hatten wenigstens den Genuß aller landesherrlichen Rechte. Sie waren Vasallen des Kaisers, hatten aber hingegen eine Menge Unter- oder After-Vasallen, die sie in vorkommenden Fällen aufboten, und sich auch wohl dem Kaiser gar entgegen stellten. Ihren Vasallen gaben sie Gesetze, schlugen Münzen, hielten Gericht, und wehrten sich nicht blos, wenn sie von ihren Nachbarn angefallen wurden, ihrer Haut; sondern wenn ihnen die Haut juckte, so griffen sie auch wohl selbst an — alles aus eigener Macht und eigenen

genen Mitteln. Wo herrschte je eine größere Anarchie als damals, da das Feudalsystem jedem ein Recht zu Privatkriegen gab, oder zu geben schien; wo jeder sich dieses angemaßten Rechts bediente, wenn er hoffen durfte, dem Gegner gewachsen zu seyn. Die ganz natürliche Folge hievon war, daß Eifersucht und Neid des Raubens, Mordens, Sengens und Brennens kein Ende machte — wo man hinsah, war Krieg, und wo man hintrat, stand man auf einem Schlachtfeld. Jeder suchte nur seinen Nutzen und fischte im Trüben; die obere landesherrliche Macht, die dem Unheil freylich hätte steuern sollen, konnte entweder oder wollte nicht, und der Adel dachte zu spitzbübisch, als daß er seinen Nutzen freywillig hätte aufgeben sollen. Ein Edelmann und ein Räuber waren Brüder. Selbst die ältern Geschichtschreiber nennen sie so. Die Chronik von Ursperg sagt von unsern deutschen Baronen der damaligen Zeit — *Plerumque solent esse Praedones.* Das heißt doch wohl verdolmetschet nichts anders, als: Sie pflegen meistens Räuber zu seyn. Chron. Ursperg. p. 326.

Was wollte nun aus dem armen gemeinen Manne werden, der viel zu schwach war,

 sich

sich diesen Tyranneyen der Edelleute widersetzen zu können? Nichts konnte ihn trösten, als der fromme Wahn, daß diejenigen Edelleute, die von Rauben und Stehlen sich genährt hätten, als feurige Gespenster nach ihrem Tode in der Welt umher ziehen müßten. Welch ein leidiger Trost! Und doch macht gerade diese Menschenclasse in jedem Staate gemeiniglich den größten und nützlichsten Theil aus, und erfodert daher in jeder Rücksicht die Unterstützung des mächtigern und angesehenern Theils, der ohnehin in den meisten Fällen nur da ist, um zu zehren; aber nie war sein Loos wohl trauriger und seine Last schwerer und drückender, als in jenen anarchischen Zeiten, wo nur der Arm des Stärkern das Recht entschied. Er war Sclave und diente zu nichts, als zum Ziel, nach dem die Mächtigern rennten und schossen. Oder war er auch nicht Sclave im eigentlichen Verstande des Worts, so war sein Schicksal um nichts besser, ja vielleicht noch trauriger, wenn er die Rechte eines freyen Mannes kannte, und seine Ohnmacht sie zu vertheidigen fühlte. Lieber that er Verzicht auf Eigenthum und Freyheit, und unterwarf sich dem Eigensinne des mächtigen Burgbewohners. Wer verlangt aber wohl Bürger

in

in einem Staate zu seyn, wo man so wenig Gesetze hat, oder wo die landesherrliche Macht so schwach ist, daß sie die vorhandenen Gesetze ungestraft mit Füßen treten sehen muß — wo Sclaverey ein größeres Gut als bürgerliche Freyheit ist? Und das war der Fall mit Deutschland. Man konnte w[illegible]l die Unordnung nicht höher treiben, als sie schon getrieben war, und das ist der Zeitpunkt, in welchem, wie in den gefährlichsten Krankheiten, eine gewisse Crisis eintritt. Entweder der Staat gehet zu Grunde, und die Bande der Gesellschaft zerreissen; oder die Nation fängt an, gleichsam wie aus der Trunkenheit wieder zu sich selbst zu kommen, fängt an einzusehen, daß vor ihr ein jäher Abgrund liegt, und daß ein Schritt vorwärts ein Sturz in eine grundlose Tiefe ist. Will sie diesen vermeiden, so muß sie sich langsam zurücke ziehen, bis ihr Taumel sich verliert, und sie wieder ebenes Feld findet, wo der Tritt sicher und gefahrlos ist. Da die Gefahr der Nation am dringendsten und der Mißbrauch der Gewalt so hoch gestiegen war, daß die Nation nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen, da war der Zeitpunkt, wo das Ritterwesen eine Art von bürgerlicher Einrichtung wurde. Die Grundla-

ge und der Keim dazu lag zwar immer in der Nation, aber nur unter solchen Umständen konnte es die Gestalt erhalten, die es erhalten hat. Man kann diese Periode in den Anfang des 11. Jahrhunderts setzen.

Das gemeinschaftliche Interesse foderte Abstellung der Mißbräuche, Sicherheit der Straßen mußte hergestellet werden, der Schwache und Hülflose mußte einen Zufluchtsort und Schutz erhalten, damit er wußte, an wen er sich wenden müsse, wenn er gedrückt zu seyn glaubte. Es kam wieder ein Gefühl von Ehre und Menschlichkeit in die Nation; Billigkeit und Recht fanden wieder an dem kriegerischen Adel Vertheidiger, der Wehrlose flüchtete nun dahin, um Rettung zu suchen, wohin man ihn sonst mit Haab und Gut als Sclave geschleppt hatte. Man verband sich, seine Ehre in Vertheidigung der Unschuld, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu suchen; Tapferkeit war nicht mehr Raubsucht, und Macht nicht mehr Tyranney, und kurz — der ursprüngliche Geist der Nation erwachte wieder. Der hohe Adel Deutschlands lernte einsehen, daß es zufolge des Feudalsystems sein eigener Vortheil sey, den geringern Theil seiner deutschen

Mit-

Mitbürger nicht so ganz zu verachten und zu unterdrücken. Da mit der Menge und mit der Tapferkeit seiner Vasallen und Unterthanen die Macht und das Ansehen eines Lehnsherrn stieg oder fiel, so brachte es die Natur der Sache mit sich, daß er sich um die Liebe und Achtung derjenigen bewarb, die ihm in vorkommenden Fällen als tapfere Mitstreiter beystehen konnten. Das war die glänzende Epoche des Ritterwesens. Diesen Glanz erhielt es nun vornemlich durch die Formalitäten und Feyerlichkeiten, die man damit verband, und womit ich den Leser noch bekannt machen muß. Die alten Ritterbücher und Geschichten, vornemlich aber *S. Palaye Memoires sur l' ancienne Chevallerie*, *Daniel Hist. de la Milice*, *André de la Roque Traité de Noblesse*, *Favine Theatre d' honneur* und *sur les Tournois*, und die uns übrig gebliebenen Feudalgesetze liefern die Materialien dazu.

Jeder von Adel Entsprossene, jeder Freygebohrne kam mit der angebohrnen Fähigkeit auf die Welt, dereinst zur Ritterwürde und Waffeneinkleidung gelangen zu können. Aber deswegen war er noch lange kein Ritter. Dazu gehörten erst eine Menge Umstände, die

die ihn als einen der Ritterwürde würdigen deutschen Mann qualificiren mußten. Die ganze Erziehung des jungen von Adel zweckte darauf ab, dereinst aus ihm einen Mann zu machen, der ritterlicher Tugenden fähig wäre. In seiner frühern Jugend, gemeiniglich im 7. Jahre, wurde er der Aufsicht der Frauenzimmer entnommen. Männer, alte versuchte Ritter und Kampfhelden, deren Beyspiel und Ermahnung er täglich vor sich hatte, leiteten ihn jezt. Die Gesellschaft und die Gespräche so erfahrner Männer, die so manchen schweren Kampf gekämpft, so manches Abentheuer bestanden, so manchen Ritterdank erhalten, so manche Fehde geschlichtet hatten, mußten nothwendig auf die Bildung des jungen Knappen einen sehr vortheilhaften Einfluß für seine künftige Bestimmung haben. Diese Bestimmung konnte er um so eher erreichen, da er sie von Jugend auf kannte, und seine ganze Erziehung derselben angemessen war; statt daß wir heutzutage groß und alt werden, ohne recht zu wissen, nach welchem von den zwey und dreyßig Winden wir werden geworfen werden, und folglich uns so viele und mancherley Kenntnisse von allerley Art zu erwerben suchen müssen, damit wir im Nothfall in mehr als einen

nen Sattel passen, daß es auch dem umfassendsten Kopfe unmöglich ist, in allem Meister zu werden, oder in einer Sache auf den Grund zu kommen.

Die väterliche Burg, oder welches noch öfterer der Fall war, der Hof des Kaisers, Königes, oder eines Fürsten, oder Abts, war die Schule, in der sich die ritterlichen Fähigkeiten und Tugenden eines jungen Adelichen entwickeln mußten. Man wählte sich dazu entweder die Burg des Lehnsherrn oder eine Hofstatt, die man für glänzend, reich an musterhaften Rittern und überhaupt für einen Sammelplatz von braven Männern hielt. Man hat Fälle, wo der jüngere Bruder dem ältern als Knappe, Bube, Page, Junker, Junge, Knecht oder Stallmeister diente. Alle diese Benennungen drücken im geringsten nichts entehrendes aus;*) es war vielmehr dem Charakter, den Sitten und dem Geiste des Zeitalters gemäß, daß diese Dienstleistungen erst vorher giengen, ehe man zur Ritterwürde gelangen konnte. Und diese war in einem solchen Ansehen, daß selbst regierende Herrn und regieren-

*) Mösers osnabr. Geschichte S. 66. Gilbert Stuarts Abriß des gesellschaftlichen Zustandes in Europa. S. 52.

render Herrn Prinzen es ihrer hohen Geburt nicht unanständig hielten, sich um die Ritterwürde zu bewerben. So wurde z. B. auf dem Hoftag, den Friedrich I. zu Mainz 1182. hielt, sein Prinz Heinrich von ihm wehrhaft und zum Ritter erklärt.

In diesen Lehrjahren mußte er mit Waffen und Pferden umzugehen und sie zu behandeln lernen; mußte lernen angreifen und sich vertheidigen. Man hielt damals mehr auf Reiterey, als auf Fußvolk, und eben weil der junge Adel von Jugend auf mit Pferden umgieng, so bestand die Stärke der Armeen meist in der Reiterey. Wie ähnlich siehet dieses jener Beschreibung des Tacitus de M. G. C. 32.

Da nun an einem Hofe immer mehrere junge Leute von der Art waren, so gab man ihnen unschädliche Waffen, womit sie sich unter einander in allen ritterlichen Thaten üben konnten. In diesen Jahren der Knappschaft wurden auch unter diesen ritterlichen Gesellen die festesten Freundschaften gestiftet, die sie als Brüder verband, in allen Gefahren einander treulich beyzustehen. Der Knappe mußte seinen Herrn zu Pferde begleiten, wohin er zog, er wurde verschickt, mußte bey Tische aufwarten u. s. w. Außer der

kriegerischen Geschicklichkeit, die er sich da erwarb, war Liebe zu Gott und den Damen (Minne) der erste Unterricht, den er erhielt — *c' est à dire*, sagt Palaye — *Religion et Galanterie.* Und was das auffallendste ist — diese Religion, oder diese Liebe zu Gott erhielt er durch die Liebe zu den Damen. Diese nemlich mußten durch ihren Umgang das Herz des jungen Ritters bilden. Da man in ganzem Ernst glaubte, daß sich Gott für einen tapfern und biedern Rittersmann in Gefahren ganz besonders interessire, so findet man ausserordentlich sonderbare Züge, die dieser Geist der Andacht hervorbrachte, und die freylich uns, die wir um einen großen Theil mit unsern Begriffen von der Gottheit weiter fortgerückt sind, um so mehr auffallen. So beichtete z. B. ein gewisser Ritter la Hire kurz vor der Schlacht, und betete nach empfangener Absolution ganz vertraulich zu Gott also: „Ich bitte dich, lieber „Gott, sey heute für la Hire das, was „du wünschest, daß la Hire für dich wä„re, wenn er Gott wäre, und du la „Hire würdest.„ S. Foix Ess. Hist. Tom. I. p. 347.

Aus dem Frauenzimmer, die sich an dem Hofe, wo der junge Knappe sich aufhielt, befan-

befanden, wählte er sich eine Dame, die ihm die schönste oder tugendreichste dünkte, zur Dame seines Herzens. Nächst Gott war ihm diese das verehrungswürdigste Wesen, das er kannte. Für sie lebte, litt und stritt er; gieng er in Kampf, so empfahl er sich ihrer Liebe und Gebet, und er unternahm nichts, ohne es zuvor mit ihr, oder wenigstens mit ihrem Bilde, wäre es auch nur ein Gemälde seiner Einbildungskraft gewesen, zu überlegen. Immer stand sie vor seinen Augen, leitete, warnte, ermunterte ihn, und unter ihrem Schutz und mächtigen Einfluß dünkte ihm nichts zu groß oder zu schwer, das er nicht unternemmen hätte. Demohngeachtet war bey allem diesem Enthusiasmus für die Dame seines Herzens vielleicht nie eine Liebe reiner, als diese. Wenn es je eine platonische unkörperliche Liebe gab, so war es wohl diese. In der Treue und Anhänglichkeit gegen die Dame seines Herzens war der deutsche Ritter ausserordentlich gewissenhaft. Ein sonderbares Beyspiel davon, das zugleich zu Erläuterung alter Gemälde dienet, wo die Personen immer nackend im Bette liegen, weil man gewöhnlich ohne Hemde schlief, ist die Geschichte des Ritters Lanzelot vom See. Er kam in die sehr selte-

ne Nothwendigkeit, in Ermangelung eines Bettes bey einer Dame schlafen zu müssen, die in ihn verliebt war. Um nun in diesem kritischen Falle die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen, legte er sich ins Bette, ohne das Hemde anzuziehen. Das that der ehrenfeste Ritter mit gutem Vorbedacht; denn eben aus dem Umstande, daß er im Hemde schlief, konnte die in ihn verliebte Dame offenbar sehen, sie habe nicht den Mann in ihm gefunden, der ihre Liebe erwiedern werde. Was auch immer sich über dergleichen Geschichtchen sagen läßt, so ist doch so viel gewiß, daß sie den Geist, die Sitten, Denkart und moralische Costume des Zeitalters erläutern.

Diese abgöttische Verehrung des andern Geschlechts wurde zum Theil auch dadurch genährt und vergrößert, daß die Damen nicht so familiär wie bey uns waren, und der Umgang zwischen beyden Geschlechtern weit seltener und eingeschränkter als jetzo war. Nur bey Festen und Feyerlichkeiten, bey Ehrenmahlen und Ritterkämpfen kamen sie ins Publikum, und zwar gemeiniglich mit einer sehr auffallenden äußern Pracht getreten, die eine Art von Glorie um die Dame, wie um ein Wesen höherer Art zog. Der

junge ritterliche Knappe staunte ein Geschöpf an, das er wegen der wenigen Kenntnisse, die er davon hatte, und wegen der Pracht, die dieses angestaunte Wesen umfloß, zunächst an die Seite der gebenedeyten Mutter sezte. Es war für ihn in einen mysteriösen Schleyer gehüllet. Bey solchen öffentlichen Feyerlichkeiten durften auch nur Damen von unbescholtenem Rufe erscheinen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, einer öffentlichen Beschämung ausgesezt zu werden. Für Damen von bekannter Ehrbarkeit und Sittsamkeit hatte aber auch der älteste Kampfrichter noch Ehrfurcht. So zweckte alles darauf ab, dem jungen Knappen die tiefste Ehrerbietung für Zucht und Ehrbarkeit einzuflößen. Wie wohl man aber auch bey aller Ehrfurcht für die Damen die züchtige von der sittenlosen zweydeutigen Frau zu unterscheiden wußte, davon ist ein gewisser Ritter Gottfried ein Beweis. Traf er auf seinen Ritterzügen auf ein Schloß, dessen Bewohnerin ihm verdächtig war, so machte er mit Kreide ein Zeichen an die Pforte. Dieses Zeichen war so bekannt, und das Urtheil des Ritters in solchem Ansehen, daß sich niemand unterstand es auszulöschen. Fand er aber Damen von unbescholtenem Rufe, so hielt

er auch stille und parentirte ihr Lob laut daher.

Auch der älteste Ritter hielt seine Hausfrau eben so hoch, als der junge Knappe sein Fräulein. Denn er fühlte doch wohl ein großes Wohlbehagen, wenn er von seinen Abentheuern und Ritterzügen wieder zurück in seine Burg kam, und da sorgenlos rasten konnte, ohne sich um Erziehung der kleinern Kinder und ökonomische Hausgeschäfte bekümmern zu dürfen, denn diese besorgte die Frau Ritterin mit ihren Töchtern. Sie waren Koch und Kellner, und schämten sich nicht, auf ritterlichen Gelagen, die der Ritter mit seinen Nachbarn anstellte, für alles selbst zu sorgen, was die alten Ritter fröhlich und gutes Muths machen konnte. So lernten die Töchter aus dem Beyspiel ihrer Mutter ihrem künftigen Gemahl die süssesten Freuden, die der Mensch hat — die häuslichen besser zubereiten, als man sie in unsern Pensionsanstalten und Frauenzimmerschulen lernen kann.

Die eigentliche Waffeneinkleidung, wodurch der junge Knappe für einen Krieger erklärt wurde, bestand in der Erlaubniß ein Schwerd führen zu dürfen. Auch dieses

war ganz im Geist der alten Deutschen mit einer Feyerlichkeit verbunden, die dem jungen Kriegsmann die Sache als sehr wichtig darstellen mußte, denn die Religion mischte sich drein. Es geschah der Regel nach im 14. Jahre. Doch nahm man auch wohl hier Rücksicht auf Umstände, Stärke, Geschicklichkeit und sonstiges Betragen des jungen Menschen. Als der Markgraf Ecbert dem Kaiser Heinrich IV. bey Gleichen 1088. eine Schlacht lieferte, war schon Lothar, der hernach Kaiser wurde, mit zugegen, und war damals 14 Jahr alt. Und eben dieser Ecbert war, wie Schmidt in der Geschichte der Deutschen bemerkt, als ein Knabe bey den meisten Unternehmungen der Sachsen gegen diesen Kaiser.

Die Waffeneinkleidung war mit folgenden Umständen verbunden. Der junge Edelmann gieng mit seinen Eltern, oder in Ermangelung derselben, mit seinen nächsten Anverwandten in die Kirche, trat vor den Altar, mußte eine Kerze in die Hand nehmen, und in dieser Stellung eine Messe anhören. Auf dem Altar lag ein Schwerd, das der Priester mit allerley Segenswünschen, denen man nach dem Glauben der damaligen

Zeit

Zeit gar sonderbare Kräfte zuschrieb, einweihete, und es dem jungen Krieger umgürtete. Von der Zeit an, da er die Erlaubniß ein Schwerd zu tragen erhalten hatte, wurde er auch zu höhern Bedienungen zugelassen, um sich nach und nach von Stufe zu Stufe, und nach einer langen Reihe geleisteter Dienste, der höchsten Ehre — der Ritterwürde würdig zu machen. Jezt durfte er als Stallmeister, Schenk oder Kämmerer näher um seinen Herrn seyn, durfte mit in Rittergesellschaft kommen, man vertrauete ihm geheime Befehle an, verschickte ihn in wichtigen Geschäften, und in Abwesenheit des Herrn mußte er die Honneurs im Hause machen, mußte bey Tische vorschneiden, u. s. w. (von diesen Geschäften kommt wohl der Titul Ecuyer tranchant;) denn in einer Rittersburg oder Hofe fehlte es nie an vorbeyziehenden Rittern, die einsprachen, übernachteten, und auf die gastfreundschaftlichste Art bewirthet werden mußten. Dieses alles war ein Geschäft des jungen Kriegsmanns, wenn er zu Hause war — er war gleichsam Hofjunker desjenigen, dessen Fahne er folgte. Zog er aber mit seinem Herrn aus zu Fehden und Turnieren, dann mußte er für seines Herrn Helm, Schild und Lanze Sorge tragen,

 sein

sein Pferd vorführen, den Bügel halten, und im Treffen sich immer zunächst um ihn aufhalten. Machte dieser Gefangene, so mußte er sie in Sicherheit bringen. Diese Ritterzüge waren für den jungen Ritter eben das, was bey unsern Handwerkern die Wanderjahre sind. Sie mußten ihm Erfahrung und Kenntnisse verschaffen, mußten ihn abhärten; es waren die besten Gelegenheiten, wo er seinen Heldenmuth und Fähigkeit zur höhern Ritterwürde aller Welt vor Augen legen konnte. Der war daher auch der geschätzteste, der die meisten Gefahren und Ritterzüge in seinen Lehrjahren ausgestanden hatte. Nur der Weichling blieb in seines Vaters Burg, da hingegen der Beherztere gern Gefahren aufsuchte, und sich täglich in körperlichen Geschicklichkeiten übte. Es war jugendliches Spiel zum Zeitvertreib gegen die Langeweile, das aber doch dem Körper Stärke, Gelenksamkeit und Geschicklichkeit zu den künftigen Ritterthaten gab, wenn die jungen Krieger in voller Rüstung, die gewiß ein ziemliches Gewicht hatte — denn ein Ritter in Rüstung stack von oben bis unten in Eisen — tanzten, sich aufs Pferd ohne Bügel schwenkten, Pfeiler und Wände hinan kletterten, und allerhand Sprünge und Schwen-

Schwenkungen machten. Diese körperliche Uebung hatte in die Lehnrechte Einfluß. Um hinterlistige, durch Schwäche der Kranken erschlichene Schenkungen und Uebergaben der Güter an die Erben bey Lebzeiten des Uebergebers zu verhüten, finden wir die Vorschrift, daß kein Vasall seine Güter übergeben solle, wenn er nicht wenigstens so viel Kraft noch hätte, von einer ellenhohen Stufe in voller Rüstung auf das Roß sich schwingen, und es vor dem Lehnherrn tummeln zu können.

Dergleichen Uebungen sezten freylich gesunde, ungeschwächte, nervigte Menschenkörper voraus, neben welche uns zu stellen, wir nicht wagen werden, wenn wir unsere jetzige Schwäche fühlen — fühlen, wie sehr Ueppigkeit und Luxus uns und unsere Väter entnervt hat, und unsere Kinder und Kindeskinder noch mehr entnerven wird. Jene Zeiten sind lange vorüber, wo es ein Spiel war, sich einander den Hals zu brechen, und es ist, denk ich, gut, daß sie vorüber sind. Ich wenigstens verlange ihre Rückkehr nicht, und bin gern mit der Menschen-Race zufrieden, wie ich sie finde. Aber meine Bewunderung kann ich bey aller Fabeley den Rittern nicht

 ver-

versagen, die so etwas, wie z. B. die Ritter der Tafelrunde zu thun im Stande waren. Und doch waren diese nur Kinder gegen den alten Branor, der mit hundert Jahren auf dem Nacken noch die Kunst und Stärke besaß, die handfesten Männer der Tafelrunde sammt und sonders aus dem Sattel zu heben, und — eben nicht auf die sanfteste Art auf die Erde zu setzen. Wer mags nun den ungleich schwächern und entkräfteten Morgenländern verdenken, wenn sie die großen, starken, von oben bis unten in Eisen steckenden deutschen Menschenkörper, die bey Gelegenheit der Kreuzzüge zu ihnen kamen, und ihnen ihre schwere Hand fühlen ließen, mit Furcht und Grauen anstaunten und sie metallene Säulen nannten?

Ursprünglich bestand wohl der ganze Ritterschlag in weiter nichts, als in der erhaltenen Freyheit, Waffen öffentlich tragen zu dürfen. Erst nach und nach, und besonders, da sich die Geistlichkeit mit einer vielbedeutenden Miene einmischte, und eine religiöse Handlung draus machte, kamen immer mehrere Modificationen hinzu — man stieg immer weiter mit den Feyerlichkeiten, und da das Lehnsystem in vollem Glanze war,

da

da war auch die Pracht, die mit dem Ritterschlage verbunden war, am höchsten gestiegen, weil das ganze System seiner Natur nach einen Hang zur Pracht nährte. Es verstehet sich von selbst, daß der Reiche auch hierinnen durch größern Aufwand, kostbarere Feste u. s. w. vor den minder Begüterten sich auszuzeichnen suchte. Denn die Menschen sind sich hierinnen vom Anfang ihrer Existenz bis jezt immer gleich gewesen. Feste und Turniere, Ringelrennen und Scharfstechen u. s. w. waren die gewöhnlichen Feyerlichkeiten hiebey. Nur in Kriegszeiten war es gebräuchlich, ohne weitere Ceremonien, als einem gelinden Schlage mit dem Schwerde, entweder vor der Schlacht, um durch die ertheilte Ehre dem Krieger desto mehr Muth einzuflößen, oder nach dem Siege, als eine ehrenvolle Belohnung der Tapferkeit, einen auf dem Schlachtfelde zum Ritter zu machen. (S. Palaye T. I. p. 170, 195, 248.) Denn ein Ritter konnte in solchen Fällen auf der Stelle wieder einen andern zum Ritter machen. So machte, nach Humes Erzählung, der englische General Graf von Suffolk einen Franzosen bey der Entsetzung von Orleans auf der Stelle durch den Schwerdschlag zum Ritter, weil sich der Graf niemanden,

als einem Ritter zum Gefangenen geben wollte, und der Franzose, der ihn zum Gefangenen gemacht hatte, noch nicht Ritter war.

Die feyerliche Aufnahme unter die Ritter aber war zur Zeit, da das Ritterwesen recht in Flor war, mit ungleich mehreren Umständen und Feyerlichkeiten verknüpft. Erst wurden verschiedene Proben mit den Candidaten angestellt. Man findet sie unter dem Namen der kleinen und der großen Probe. Jenes war eine öffentliche Uebung in dem Gebrauch der Lanze, des Schwerds und des Wurfspieses, die die jungen Leute vor den Augen der ältern Ritter und im Beyseyn der Damen, jedoch mit leichtern und kürzern Waffen, als gewöhnlich, anstelleten. Wer sich bey der kleinen Probe brav hielt, bekam Erlaubniß, zur großen oder Meisterprobe zu kommen. Hier fochten ältere Ritter mit.

Das zur Ritterwürde erfoderliche Alter sezt man zwar gewöhnlich auf 21 Jahr; aber wahrscheinlich machte auch hier ein hoher Rang, oder eine sich besonders auszeichnende Fertigkeit und Geschicklichkeit Ausnahmen, oder vielleicht war die Bestimmung des Alters eben so verschieden, als zu verschiedenen Zeiten die ritterlichen Waffen verschieden

waren, denn auch die bey dem Empfang der Ritterwürde gewöhnlichen Gebräuche, waren in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern und Gegenden verschieden. Doch lief in Deutschland die Hauptsache immer darauf hinaus:

Der Candidat der Ritterwürde brachte, nach vorhergegangenem Bartscheeren und Reinigungsbädern, viele Tage und Nächte in der Kirche zu, beichtete da seine Sünden mit vieler Reue und Betrübniß, fastete und betete, hörte Messen und eine Predigt von den ersten Glaubens- und Lebenslehren, und genoß das Sacrament, nachdem er vorher sein Schwerd, das er an einer Schärpe am Halse trug, auf den Altar gelegt, und vom Priester, der es weihete und segnete, wieder erhalten hatte. Nun gieng er mit gefalteten Händen voll himmlischer Andacht zu dem Ritter oder der Dame, die ihm die Waffen anlegen sollten, warf sich zu Füßen und übergab seinen Degen. Es wurde gefragt — was ihn zu dem Entschluß gebracht hätte, die Ritterwürde zu suchen? ob Ehre vielleicht, oder zeitlich Gut, oder Liebe zur Religion und Ritterthum? Er antwortete, wie zu vermuthen ist, das lezte.

Nun

Nun mußte er schwören, und dann wurde ihm die Rüstung angeleget, entweder durch Ritter oder auch zuweilen durch Frauen und Jungfrauen; erst die Sporen, und zwar der linke eher, als der rechte, dann das Panzerhemd, Küraß, Armschienen, Handschuh und endlich das Schwerd. Dann erhielt er vom ältern Ritter den Ritterschlag, das heißt: er schlug ihn dreymal mit dem flachen Schwerde, entweder auf die Schulter oder an den Hals. Doch findet man auch Beyspiele, wo der Ritterschlag blos in einem Backenstreich bestand. Gewöhnlich wurden dabey die Worte gesagt: Ich schlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg — sey ein guter, tapferer, ehrlicher und kecker Ritter! Mit diesen Worten gab er ihm einen Kuß. Dann erhielt er Helm, Schild und Lanze, und nun mußte er in voller Rüstung sich, ohne die Bügel zu brauchen, auf ein Pferd schwingen, Schwerd und Lanze schwenken, und das Pferd herumtummeln. Ein lauter Volksjubel tönte ihm zu, und Singen, Springen, Essen und Trinken beschloß das Fest. (*Festum Tyrocinii.*) Bey dem obenerwähnten Hoftage Friedrichs I. an welchem sein Prinz zum Ritter gemacht

wurde,

wurde, war nach Arnold Lubec. Erzählung des Essens und Trinkens, welches aus allen Ländern zusammen gebracht war, so viel, daß es nicht geschäzt, noch mit menschlicher Sprache und Worten ausgedrücket werden konnte. (*Sicut erat inaestimabilis ita cuilibet linguarum manet indicibilis.*) Ohngeachtet der neue Ritter am Tage seines Ritterschlages mit zu Tische gieng, so durfte er doch nicht essen und auch nicht auf die Erde speyen — nach Tische wurde er wieder ausgekleidet. Das Ritterschlagsfest dauerte aber oft, besonders wenn es reiche oder hochgebohrne Ritter waren, mehrere Tage.

Man darf nicht glauben, als ob diese, uns höchst sonderbar scheinende Gebräuche so ganz ohne Sinn, Deutung und Verstand gewesen wären — nein! sie hatten, als gewisse Symbole, ihren mystischen Sinn. Das Baden sollte ihn an die Reinigkeit der Seele erinnern, die zu dem Stande, worein er treten wollte, unumgänglich nothwendig wäre. Die drey Schläge, die er erhielt, sollten ihm ein Bild von den Beschwerlichkeiten und Lasten seyn, die er zur Ehre des Ritterstandes von nun an willig übernähme. Der Eid, den er ablegen mußte, verband ihn, für die

Religion und was dazu gehörte, Tempel und Priester, Arme, Verlassene, Witwen und Waisen, alles, auch sein Leben zu ihrer Vertheidigung zu wagen. Er hielt daher stehend, so lange das Evangelium gelesen oder gesungen wurde, sein bloßes Schwerd mit der Spitze in die Höhe. Vor allen Dingen aber war ihm die Ehre der Damen und ihre Vertheidigung empfohlen. Minne und Minnesold waren die Haupttriebfedern, die den, jungen feurigen Mann am meisten in Thätigkeit setzten. Er war verpflichtet, jeden, der etwas einer Dame nachtheiliges sprach, deshalb zur Rede zu setzen, Beweis zu verlangen und nöthigen Falls auch heraus zu fodern. Die Damen schäzten aber auch auf der andern Seite diese ritterliche Vertheidigung so hoch, daß sie, wenn sie etwas recht kräftig betheuern wollten, es bey dem Recht der Rittervertheidigung betheuerten und versprachen, daß sie, wenn sie dieses oder jenes nicht halten würden, auf die Rittervertheidigung Verzicht thun wollten. Sie wußten aber auch, daß sie auf das Wort eines Ritters sich verlassen konnten, denn ein Ritter war ein Sclave seines Versprechens. Als die Gemahlin des H. Ludwig bey der Belagerung von Damiette befürchtete, den

Ungläubigen in die Hände zu fallen und gemißhandelt zu werden, war der Entschluß gleich gefaßt. Sie begab sich in den Schutz eines alten Ritters, warf sich ihm zu Füßen und bat um eine Gnade. Der Ritter bewilligte sie, ohne zu wissen, worinnen sie bestehen sollte, und nun erst fragte er, was sie eigentlich von ihm verlange? — Mir den Kopf abzuschlagen, antwortete sie, wenn die Sarazenen die Stadt erobern. — Von Herzen gern, antwortete der Alte, ich hätt's ohnehin gethan, wenn's die Noth erfodert hätte.

Man siehet hieraus, wie heilig einem Ritter die Ehre einer Dame seyn mußte, und es läßt sich daraus erklären, daß es allerdings das niedrigste Verbrechen seyn mußte, dessen sich ein Ritter schuldig machen konnte, wenn er die Frau eines andern verführte. Verlust der Ritterwürde, und nach Befinden der Umstände, sogar des Lebens, war die darauf gesezte Strafe. Und in der That mußte der Verlust der Ritterwürde für den nach Ehre und Ruhm geizenden deutschen Krieger etwas Furchtbar-feyerliches haben. Man denke sich in die Seele eines solchen Mannes, nehme seine Denkart, seine Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande

an,

an, wie sie sein Zeitalter mit sich brachte, wenn ihm auf die feyerlichste Art von der Welt sein Schwerd öffentlich abgenommen, seine Sporen und seine Rüstung abgerissen, seine Waffen zerbrochen wurden; wenn er dann von allem entblößet, was seines Lebens Ruhm und Ehre, Trost und Ruhe ausmachte, wie ein Missethäter dort stand, und ein Pfaffe (denn wo gieng je damals etwas vor, wo ein Pfaffe nicht seine Hände hätte mit im Spiele haben müssen?) einen Fluchpsalm über ihn betete, ihn mit Wasser begoß, um gleichsam alles Heilige und Ehrenvolle, das die Ritterwürde ihm ertheilt hatte, von ihm wieder abzuwaschen, damit ja nichts übrig bleibe, als der bloße in Sünden empfangene und gebohrne Mensch — dann ihn auf einer Schleife zur Kirche schleppte, über ihn betete, und Seelmessen hielt, gerade als ob mit seiner Bravheit und Ehrlichkeit der ganze Mensch abgestorben wäre —— wer fühlt nicht das Erschütternde dieser Feyerlichkeiten? S. Palaye T. I. p. 320.

Hingegen hatte aber auch ein edler und tapferer Ritter gar mancherley Gerechtsame und Vorzüge zu genießen, die mit seiner Würde verbunden waren. War er auf Reisen

und

und Ritterzügen, so hatte er an jedem Orte in den Gesellschaften der angesehensten und edelsten Menschen seiner Zeit freyen Zutritt. Die Tafel der vornehmsten Männer war für ihn gedecket, daher er niemals auf seinen Zügen in Verlegenheit wegen einer guten Aufnahme und Herberge kommen konnte. Denn es gehörte mit zu den Pflichten eines Ritters, jeden reisenden Ritter auf die gastfreundschaftlichste Art zu bewirthen.

Wenn man ihm, im Fall sein Vermögen zu Bezahlung seiner Schulden nicht zureichte, auch alles nahm, so durfte man doch nicht seine Waffen und sein Roß nehmen, und behielt er diese, so stand ihm immer noch der Weg zu Ruhm und zu Erwerbung neuer Reichthümer offen. Er konnte, wenn sein Bannerherr keine Fehde hatte, in fremde Dienste gehen, oder solche Länder und Gegenden besuchen, wo Krieg Gelegenheit giebt, Beute und Gefangene zu machen. An jener hatte er sein gemessen Antheil, und diese mußten durch ihr Lösegeld ihn wieder zum reichen Mann machen. Der Geschenke nicht zu gedenken, die sein bewiesener Muth ihm von denen einbrachte, denen er Hülfe leistete. Wurde er aber selbst gefangen, so war er we-

nigstens sicher nicht niederträchtig behandelt zu werden. Schließen durfte man ihn nicht, aber seine Ritterehre mußte er verpfänden, und diesem Ritterworte konnte man sicher trauen. Geschahe ihm irgendwo Unrecht, so wurde der Beleidiger eines Ritters in allen Gerichtshöfen ungleich härter bestraft, als wenn er einem andern gemeinen Manne das nemliche Unrecht angethan hätte.

So wie er sich durch sein Wappenschild, das immer etwas Eigenthümliches hatte, von andern Rittern unterschied, so unterschied sich der Ritter von der ganzen übrigen unritterlichen Welt dadurch, daß er Gold, Silber, Seide, Purpur und Pelzwerk tragen durfte. Man fand daher auch sehr oft unter ihnen viel Pracht und Verschwendung in Ansehung der Kostbarkeit ihrer Waffen. Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob sie ein gewisses äußeres Ordenszeichen, wie unsere heutigen Ritter gehabt hätten, sondern sie unterschieden sich blos durch Pracht ihrer Kleider und Waffen vor andern Soldaten, z. B. der Gürtel des geschlagenen Ritters war mit goldenen oder silbernen Buckeln geziert, er trug eine goldene Kette und goldene Sporen, die kein anderer, auch der reichste Privatmann nicht

tra-

tragen durfte, wenn er nicht ein geschlagener Ritter war. Der Aberglaube hat in spätern Zeiten den Gürtel mit Marienbilderchen und Reliquien geziert, und einen Talisman daraus gemacht. Sehr vermögende und reiche Ritter hatten ihr eigen Pannier oder Standarte, man nennte sie daher Bannerherrn. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit und Lehnsleute, und man beurtheilte den Reichthum eines Bannerherrn nach der Zahl der Ritter und Knappen, die unter ihm dienten, und ihn begleiteten, wenn er öffentlich in seiner Pracht erschien. Doch war jezuweilen ein Pannier auch eine Folge persönlicher Verdienste uud eine Belohnung vorzüglicher Thaten. In vielen Kirchen findet man noch heutzutage Beweise, wie sehr man auch nach ihrem Tode die Ritter ehrte. Schwerd, Schild, Standarte, Sporen und oft die ganze Rüstung des Ritters wurde in den Kirchen aufgehängt, davon man hie und da noch Ueberbleibsel findet. Es wurden ihm Denkmale errichtet und seine Heldenthaten in Volksliedern besungen. Ohnstreitig waren die Troubadours oder Provenzal-Dichter, Minne-Sänger u. s. w. (die man doch ja nicht mit den noch jezt hie und da herumziehenden Bänkelsängern, die in einem erbärmlichen Aufzuge

dem gemeinen Volke Mordgeschichten, Geistermärchen u. s. w. vorsingen, in eine Klasse setzen muß, ohngeachtet diese aller Wahrscheinlichkeit nach jenen ältern Volkssängern ihren Ursprung zu danken, und in Ansehung ihrer herumziehenden Lebensart noch immer viel ähnliches mit einander haben —) ein vortreffliches Mittel den Heroismus des jungen Ritters in Athem zu erhalten. Im 11. und 12. Jahrhundert suchten selbst angesehene Ritter nicht ohne Glück in dieser Dichtungsart und Gesange, Lorbeern zu sammeln. Es mußte nothwendig das Blut des jungen Kriegers geschwinder fließen machen, wenn er die Thaten seiner Vorfahren, deren Waffen er trug, im Angesichte der ganzen Nation lobpreisen hörte — hörte, welche ungleich härtere Kämpfe als er, welche wunderbarere Abentheuer die gepriesenen Helden bestanden hatten. Mußte das nicht, ohngeachtet gewöhnlich der Dichter sich nach der bekannten Licentia poetica manche Uebertreibung erlaubt hatte, den jungen Rittersmann mit Muth entflammen, dieses Ideal von ritterlichem Heldenmuthe so viel immer möglich zu erreichen? Die Gefahren mochten freylich nicht geringe seyn, denen er sich dabey aussetzte, aber, gesetzt auch, daß er den

Gefah-

Gefahren unterlag, so war auch der Ruhm groß, der seiner wartete, nach seinem Heldentode in öffentlichen Volksgesängen beweinet und beklaget zu werden; und noch größer die Schande, wenn der Volksdichter ihn als einen Treulosen, Feigen und Ehrvergessenen in seinen Liedern dem Volke darzustellen, sich genöthiget sahe. Lieber sezte er also, um dieser Schande auszuweichen, Hals und Leben aufs Spiel. Freylich hatte er nur einen Hals, nur ein Leben zu verlieren, aber gesezt auch, daß er es im Ritterdienst verlor, so war Hals und Leben durch den ihn erwartenden Nachruhm hinlänglich bezahlt. Wenn man nun bedenket, wie viel einem braven Rittersmann an einem guten Rufe gelegen seyn mußte, und wie sehr er auf seine Ehre zu halten verpflichtet war, so wird man auch die Sorgfalt billigen müssen, die er anwendete, um immer den Ruhm eines tapfern und biedern Ritters zu erhalten, und man wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er in Hitze gerieth, sobald er seinen ehrlichen Namen von irgend jemand für befleckt hielt. Seine Gewissenhaftigkeit, sein ganzes irdisches Glück foderte, ihn von dem ihm zugefügten Flecken, es sey auf welche Art es wolle, zu reinigen. Das Blut seines Verläumders oder Anklä-

gers war nach damaliger Sitte das gewöhnliche Reinigungsmittel. Daher entschloß sich auch Otto von Baiern, als er der Verrätherey gegen Heinrich IV. beschuldigt wurde, mit einem, ihm nicht ebenbürtigen und verrufenen Manne lieber zu kämpfen, als diesen Verdacht auf sich sitzen zu lassen.

Man kann viel gegen diese Art, Beschuldigungen von sich abzulehnen, einwenden, unsere jetzigen ganz anders geformten Begriffe mißbilligen sie; da aber die Leute nicht auf dem Platze standen, auf dem wir stehen, so konnten sie auch die Sache nicht aus einerley Gesichtspunkte mit uns ansehen. Nicht als ob ich sie dadurch in Schutz nehmen und ihr Advocat werden wollte, aber mich dünkt, auf den Standpunkt, woraus man eine Sache betrachtet, kommt doch wohl alles an. Ihre Ritter- und gerichtlichen Zweykämpfe stehen freylich nicht in unserer jetzigen Proceßordnung, aber sie standen in der ihrigen. Eine Ausfoderung auf Schwerd und Kolben — ein Kampf auf Leben und Tod in Gegenwart des angesehensten Theils der Nation und der versuchtesten Ritter, die als Richter bestellt waren, war gerade nichts mehr und nichts weniger als eine Injurienklage vor unserm

Gerichts-

Gerichtshofe. Die Ritterkämpfe haben aufgehört, aber die Duelle, die doch gewiß nicht viel besser sind, dauern noch bey uns fort, und die Duellmandate haben bis jezt so wenig bey diesen, als die Concilien-Schlüsse bey jenen gefruchtet. Unsere deutschen Urväter waren, bey aller Achtung, die ich für ihren gerühmten Biedersinn habe, doch nichts mehr und nichts weniger, als — Räuber, sie hatten also auch ziemlich räuberische Gesinnungen — denn warum sollte man das Kind nicht bey seinem rechten Namen nennen? Sie haben diese Gesinnungen mit allen noch unkultivirten Nationen, die die Natur oder die Noth zu gebohrnen Waldbewohnern macht, gemein. Der Arm des Stärkern entschied für das, was recht war oder ihm recht zu seyn dünkte. Dieser Grundsatz floß so natürlich, als etwas seyn kann, aus ihrer Verfassung. Dazu kam eine gute Dosis Aberglaube. Sie glaubten, daß Gott auf der Seite des Tapfern sey, der Feige und Schwache war ein von ihm Verworfener — *Deos fortioribus adesse*, wie Tacitus sagt; Hist. L. 4. C. 57. So hüllte ihr kriegerischer Geist sich in eine gewisse Religiosität ein, oder vielmehr — selbst ihre Religion verrieth Kriegergeist. Alle barbarische Nationen

tionen der alten Welt kamen hierinnen so lange mit einander überein, bis sie zu einem gewissen Grad der Cultur gelanget waren. Aus diesem Grundsatz, daß die Gottheit den Tapfern liebe, schütze und ihm beystehe, läßt es sich leicht erklären, woher es kam, daß die Deutschen, die so gut, wie andere Menschen unter dem Monde, einen ziemlichen Hang, die Zukunft auszugrübeln, von der Natur erhalten hatten, wenn sie gern hinter den Schleyer der Zukunft schauen wollten, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Krieges auf gar sonderbare Art erforschten. Sie nahmen (Tacitus de M. G. C. 10.) einen Gefangenen von der Nation, mit der sie in Krieg verwickelt waren, gaben ihm einen von ihrer Parthey zu seinem Gegner, und ließen beyde mit einander kämpfen. Jeder Kämpfer führte die bey seiner Nation üblichen Waffen. Die Nation desjenigen, der Sieger wurde, erhielt nach ihrer Meynung gewiß auch die Oberhand im Kriege. Livius und Paterculus erwähnen diese Art von Zweykampf. L. 28. C. 21. L. 2. C. 118.

Diese ziemlich sonderbare Art, zweifelhafte Punkte zu entscheiden, wurde auch auf andere Sachen angewendet. Sogar öffentliche

che Aemter wurden auf solche Art, wenn mehrere Kandidaten dazu vorhanden waren, vergeben. Dem Ueberwinder wurde, wenn er seinen Gegner glücklich aus dem Felde schlug, einmüthig das Amt ertheilt. Denn derjenige mußte doch wohl der geschickteste und verdienstvollste seyn, für den sich selbst die Gottheit zufolge jenes Religionssatzes interessirte. Aus dieser Quelle flossen dann auch die in den spätern Zeiten so allgemein gebräuchlichen gerichtlichen Zweykämpfe, und dieser von der Obrigkeit autorisirte Aberglaube, die selbst zweifelhafte Fälle auf diese Art zwischen Kläger und Beklagten entscheiden ließ, hat sich sehr spät hinaus erhalten; er erhielt durch die damit verbundenen Feyerlichkeiten eine große Gewalt über unsere deutschen Vorfahren, denn er schmeichelte ihrem Kriegergeiste. Und die Judicia magna Dei, die Ordalien der mittlern Zeit, die Kampf- und Kolbengerichte, wo man Rechtsstreitigkeiten durch Schwerd und Streitkolben entschied und fest überzeuget war, daß Gott gewiß eine angeklagte Unschuld oder einen boshaft läugnenden Verbrecher durch Zeichen und Wunder entdecken, und jedem zu seinem Recht verhelfen würde, sind doch offenbar nichts anders, als was bey den alten Deutschen des Taci-

 tus,

tus, oder bey den Celten und Galliern des Cäsars, die Zweykämpfe in zweifelhaften Fällen waren; ob es gleich der Religion, der Philosophie und dem Geiste des Zeitalters nicht viel Ehre macht, daß noch im Jahr 1450. das Hofgericht zu Rothweil einen gerichtlichen Zweykampf als das schicklichste Mittel zur Entscheidung eines Prozesses von Rechts wegen erkannte.

Es kam den Richtern zu, zu entscheiden, ob eine Sache, wenn vorher der Weg des gütlichen Vergleichs versucht worden war, durch einen gerichtlichen Zweykampf sollte ausgemacht werden, oder nicht, und man findet Fälle, wo er nicht verstattet worden ist. Heinrich der erste gab folgende Verordnung: Non fiat Bellum sine capitali ad minus X. Sol. nisi de furto vel hujusmodi nequitia compellatio sit, vel de pace regis infracta, vel in illis, in quibus est capitale mortis vel diffamationis. Hingegen hat man von Otto II. eine, auf der zu Verona 983. gehaltenen Versammlung gemachte Verordnung, wo der Zweykampf bey allen streitigen Fällen zugelassen wird. Muratori Script. Ital. T. I. p. 2. 169. und LL. Alem. Tit. 44. heißt es ausdrücklich, daß wenn der Kläger

seine

seine Klage nicht erweisen könne, der Beklagte seinen Prozeß mit dem Degen zu führen berechtigt sey. Auch der Bischof Burkard von Worms hat in seiner Sammlung von Gesetzen die Fälle bestimmt, wenn der Zweykampf statt hatte. Sogar in Schuldsachen verordnet er den Zweykampf, um, wie er saget, Meineide zu verhüten. Freylich hätte, gesezt auch, daß die weltliche Obrigkeit hier mehr nach Ritter- als nach Christensitte dachte, die Geistlichkeit diesem gesetzmäßigen gerichtlichen Mord und Todschlag durch bessere Belehrung und Aufklärung ein Ende machen können, und sollen, aber — der Leser kennet ja die Geistlichkeit schon aus der obigen Schilderung. Hätten die Herren auch den Unfug und die Barbarey wirklich eingesehen, so galt ihnen ihr Interesse mehr, als Kopf und Herz des Christenvolks. Ihr bekannter Eigennutz foderte es, die Christenheit in der Finsterniß forttappen zu lassen, auch wohl gar die Nacht des Irrthums und des Aberglaubens wo möglich noch etwas düstrer zu machen, damit ja kein Lichtstral auf die Usurpationen der Klöster fallen könne, der vielleicht die Laien mehr hätte erblicken lassen, als sie bey etwas gesundem Menschenverstande ruhig hätten erblicken können.

nen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß man Verbote dieser gerichtlichen Zweykämpfe findet; Agobard, Erzbischof von Lion, eiferte im 9. Jahrhundert sehr dagegen, und Kaiser Friedrich II. verbot sie, so wie schon einige Kirchenversammlungen sie gemißbilliget hatten; aber der Geist der Nation war noch zu kriegerisch, ihre Denkungsart noch zu rauh und unbiegsam, und überhaupt waren wohl diese Verbote nicht ernstlich genug, um dem alten Herkommen das Gegengewicht halten zu können. Daß sie nichts gewirket haben, erhellet wenigstens daraus, daß man bis ins 15. Jahrhundert gerichtliche Zwey- und Ritterkämpfe findet. Man brauchte die Feuer- und Wasserprobe, vornemlich aber den Kampf nicht blos beym Inquisitions, sondern auch beym Accusations-Prozeß, das heißt, ein Beklagter reinigte sich dadurch nicht blos von dem angeschuldigten Verbrechen, sondern der Kläger konnte auch geradezu einen kämpflich ansprechen, und gleich auf Kampf antragen, wie aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel, aus dem Weichbild und Lehnrecht zu ersehen ist.

Die Ritterkämpfe, die in die Gerichtsbarkeit des in spätern Zeiten entstandenen Rit-

Ritterhofes gehörten, pfleget man von den gerichtlichen Kämpfen, wo streitige Rechtssachen durch Kämpfe entschieden werden sollten, zu unterscheiden. Ich halte aber dafür, daß in Deutschland beyde Arten von Zweykampf nicht so sehr unterschieden waren, daß man berechtiget wäre, sie von einander zu trennen; wenigstens finde ich in den Geschichtschreibern des Mittelalters noch nicht Grund genug dazu. Der Ritterhof entschied nur Kriegs- und Ehrenhändel; bey Kampfgerichten aber, wo es blos darauf ankam, daß die Gottheit durch ihren unmittelbaren Beystand das Recht entscheiden sollte, traten oft Vorfechter auf, besonders, wenn die im Rechtshandel befangene Person alt und schwach, oder geistlichen Standes war. Auch Unmündige und Weibspersonen bekamen Vorfechter. Denn wenn die Gottheit einmal ein Wunder thun sollte, so konnte es ihr sehr gleichgültig seyn, ob die Person, um derenwillen es geschehen sollte, selbst oder eine andere die Sache verfocht. Betraf es aber Ritterehre, so mußten die Ritter ihre Sache persönlich ausmachen.

Einen beständigen oder allgemein angenommenen Ritterhof hat Deutschland, so viel

viel ich weiß, nie so gehabt, wie Frankreich und England; aber Ritterkämpfe erzählen uns die Geschichtschreiber aus den Ritterzeiten genug. Die Sache war also da, nur der Name nicht. Es waren Verordnungen und Gesetze da, wornach die Kämpfe angestellet werden mußten, und die Fälle bestimmt, wenn ein Kampf statt haben könne. Dergleichen findet man im Sachsen- und Schwabenrecht, im Magdeburgischen Weichbild, in der Ordnung des Kampfs des Burggrafthums Nürnberg, in der Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken. Die kämpfenden Ritter mußten als schöppenbarfreye Männer von gleich edler Geburt seyn. Das Sachsenrecht sagt: „Ein jeglicher Mann mag Kampfes wegern dem, der nicht als wohlgebohren ist, als er —„. Wenn sie in gleicher Schildgenossenschaft und einander ebenbürtig waren, und bewiesen hatten, wer ihre vier Ahnen waren, dann war der Kampf gesetzmäßig nach den Verordnungen des magdeburgischen Weichbildes Art. 33 und 35. und des Schwabenrechts Kap. 51, 164, 170, 13. Man findet aber auch beym Lambertus Schaffnaburgensis von Herzog Otto von Bayern ein Beyspiel, daß dieser mit einem gewissen

wissen Egen, der ihn einer Verrätherey gegen den K. Heinrich beschuldiget hatte, kämpfte, ohngeachtet sein Gegner nicht von so hoher Gebnrt war. Doch war hier auch wohl ein Nothfall; denn der K. Heinrich erklärte, daß wenn Otto seine Sache nicht durch einen Zweykampf ausmachen wollte, so würde er ihn als einen des Verbrechens Ueberwiesenen behandeln. Dieses zu verhüten, gieng er den Kampf ein. Wollte doch sogar Heinrich IV. selbst mit einem gewissen Reginger kämpfen, der vorgab, Heinrich habe durch ihn die Herzoge Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen heimlich ermorden lassen wollen. Blos das Zureden seiner Freunde, die ihm das Unanständige zeigten, bewirkte, daß ein gewisser Ulrich von Cosheim ernannt wurde, der sich statt des Kaisers mit jenem Reginger schlagen sollte. Alles war schon bestimmt und verabredet; Reginger starb aber vor dem bestimmten Termine. Ein auffallendes Beyspiel, wie man auch streitige Rechtsfragen durch Zweykampf entschied, giebt der bekannte Streit über die Frage, ob die vaterlosen Enkel an der großväterlichen Erbschaft Theil haben sollten oder nicht. Man hatte eine Menge Gutachten und Meynungen eingeholet und

gesamm-

gesammlet, und war immer noch auf dem alten Fleck, man wußte die Frage weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Endlich ließ sie Otto I. durch einen Zweykampf entscheiden, und da der Kämpfer der Enkel Sieger wurde, so durften sie von nun an mit ihres Vaters Brüdern erben. Dieser Otto muß überhaupt sehr für den Zweykampf eingenommen gewesen seyn; denn als ein gewisser Graf etwas zum Nachtheil seiner Tochter geredet hatte, ließ er auch diese Sache durch den Zweykampf entscheiden, und die Ehre der Prinzeßin wurde durch ihren Kämpfer gerettet.

Das allersonderbarste Beyspiel von Zweykampf aber, das mir je vorgekommen ist, liefert Karl V. von Frankreich. In Montfaucons Monumens de la Monarchie francoise T. XIII. findet man eine Abbildung davon. Die Geschichte, die in den Ausgang des 14. Jahrhunderts fällt, ist folgende: Ein gewisser Ritter Macaire sah neidisch auf einen andern Aubry von Montdidier, weil dieser der Liebling des Königs und des Hofes war. Er trachtete ihm lange nach, aber vergebens. Einst traf er ihn in dem Walde von Bondy an, nur von einem treuen Hunde begleitet.

Er griff ihn an, mordete ihn, verscharrete die Leiche und ritt fort. Aubrys Hund blieb aber auf der Stelle liegen, und nur vom äußersten Hunger getrieben, lief er zuweilen nach Paris, fraß sich satt, und lief heulend wieder nach dem Orte, wo seines Herrn Leiche verscharrt war. Man wurde endlich aufmerksam darauf, grub nach und fand Aubrys halb verwesten Körper. Er wurde nach Paris gebracht und der Hund lief mit, der Mörder aber war noch unentdeckt. Nur der Hund kannte ihn, und packte ihn einstmals, da er ihn antraf, mit der größten Wut an; nur mit der äußersten Gewalt konnte man ihn hindern, daß er ihn nicht umbrachte. Immer suchte er ihn wieder auf, und fiel ihn an. Dieses machte den Macaire verdächtig, denn der Hund ließ ihm nirgends Ruhe. Man hielt ihm den Verdacht vor, er läugnete. Endlich um doch die Wahrheit an das Licht zu bringen, verordnete K. Karl einen Zweykampf zwischen Kläger und Beklagten, das heißt, zwischen dem Hund und dem Ritter. Der Schauplatz war in Paris; alles wurde nach den Gesetzen des Zweykampfs eingerichtet. Der Kampf begann, und der Hund packte seinen Gegner so gut, daß dieser um Gnade bat und

alles gestand. Karl sprach ihm das Todesurtheil. (Hr. Göckingk hat diese Geschichte im M. Almanach v. J. 1783. versificirt.)

Die Feyerlichkeiten bey den Rechts- und Ritterkämpfen waren folgende: Es wurde ein offener freyer Platz ausgesuchet, und von den Richtern ein Tag zum Kampf bestimmt. An dem bestimmten Tage wurden die Kämpfer nochmals gefraget, ob sie noch willens wären, ihre Sache durch Gott, Schwerd und Kolben entscheiden zu lassen. Im Bejahungsfall mußten sie zu Gott schwören, daß sie in allem den vorgeschriebenen Regeln Folge leisten wollten. Dann wurde jedem die Anzahl Leute bestimmt, die er mitbringen durfte. Der bestimmte Platz wurde mit Sande bestreuet, und mit Gitterwerk oder Pallisaden eingefaßt, und in dem Platze jedem Kämpfer ein Ort angewiesen, wo er mit seinen Verwandten und Grieswarten, deren gewöhnlich zwey waren, halten sollte. Die Grieswarten, die auch Warner, Kreiswärtel oder Lüßner heißen, waren eine Art von Secundanten und gemeiniglich alte versuchte Helden, deren Geschäft es war zuzusehen, damit alles recht, ohne Trug, List und Gefährde zugieng, daß keiner

wider

wider den andern Untreu, sonder Gefahr noch Vortheil der Wehr und Waffen suche, thue, noch hab in kein Weiß noch Weg.

Für jeden Kämpfer wurde eine Todenbahre in den Kampfplatz gestellet, mit Kerzen, Leichentüchern und allem, was zu einer Leiche gehöret. Dieses sollte anzeigen, daß hier auf Leben und Tod gestritten, und dem Besiegten doch ein ehrbares Begräbniß sollte vergönnet werden. Jeder hatte seinen Beichtvater, der vorher mit ihm und über ihn betete, und ihm das Sakrament reichte. Ueberhaupt beteten Priester und Zuschauer eifrig zu Gott, daß er für das Recht und die Unschuld mitstreiten und entscheiden möge. Ihre Harnische, Wehr und Waffen wurden genau von den dazu vereideten alten Kampfhelden und Rittern durchgesucht und abgewogen. Sie mußten eidlich betheuern, daß sie kein Kraut, Zauber- oder Beschwörungsmittel bey sich führten. Sonne und Wind, Licht und Schatten wurden genau abgetheilt, damit keiner einen sichtbaren Vortheil über den andern habe. Hierauf wurde öffentlich ausgerufen und verboten, daß niemand sich unterstehen solle, zu schreyen, zu

winken, zu deuten oder sonst Zeichen zu geben. Wer dagegen handelte, dem sollte nach der Beschreibung, die man in Seb. Münsters Cosmographie findet, durch den gegenwärtigen Nachrichter die rechte Hand und der linke Fuß ohne Gnad mit einem Handbeil abgehauen werden. Alle Thore wurden verschlossen, alle Straßen mit Ketten gesperret, und alle Thüren, Wehr und Mauern besetzet. Auch wurde nach Seb. Münsters Erzählung eines Kampfgerichts zu Schwäbisch-Hall, den Weibspersonen und Kindern unter dreyzehn Jahren das Zuschauen verboten.

Hierauf traten die Kämpfer gegen einander auf. Es wurde dreymal laut gerufen; beym drittenmale giengen sie auf einander los. Wer verwundet wurde, und sich dem andern ergab, wurde für ehrlos gehalten, durfte auf keinem Pferde mehr sitzen, sich keinen Bart scheeren, keine Wehr noch Waffen tragen, und war aller Ehren und Aemter unfähig. Wer aber tod blieb, wurde ehrlich zur Erde bestattet, und wer den Sieg behielt, wurde nun für einen Mann gehalten, dessen Ehre und Ritterthum ohne Tadel und Flecken sey.

Aus allem, was bisher über den Geist, die Denkart, Sitten, Religion und Andacht

der

der Deutschen, (oder will man das Lezte lieber Aberglauben nennen, so werde ich drum nicht streiten,) gesagt worden ist, kann man sich sehr leicht erklären, wie der Deutsche auf die sogenannten Gottesurtheile verfiel — eine höchst abgeschmackte, barbarische und betrügliche Art, Unschuld, Wahrheit und Recht an den Tag zu bringen, die in dem Mittelalter sonst oft gebraucht wurde, ich meyne, die Feuer, Wasser und Abendmalsprobe, *sortes sanctorum*, das Kreuzurtheil und den geweiheten Bissen. Freylich hatten diese Wahrheitsproben alle ihren Grund in der vorhergehenden åltern Denkart der Nation, aber nur ein so rohes unwissendes Zeitalter, als das mittlere war, konnte sie beybehalten, und als gültige Zeugnisse der Wahrheit und des Rechts annehmen. Leider hatte auch hier theils die rohe Unwissenheit der Geistlichen, theils ihre Eigennützigkeit an diesen Schandmaalen des Menschenverstandes so viel Antheil, daß man sie schwerlich wird entschuldigen können. Ein Fall, der nur gar zu oft in der mittlern Geschichte Deutschlands vorkommt! Die Feuerprobe oder das glühende Eisen, das man entweder in die Hände nehmen, oder mit bloßen Füßen darauf hingehen mußte,

und die Wasserprobe sind bekannt genug und auch älter, als die übrigen, welche erst später von den Geistlichen erfunden worden. Nur in Ansehung der Wasserprobe muß ich noch erinnern, daß sie zweyfach war, entweder machte man sie in siedendem oder in kaltem Wasser. Die kalte Wasserprobe wollte besonders P. Eugen IV. statt des Kreuzurtheils einführen. Sie bestand darinnen, daß man den Beklagten mit einem Strick um den Leib in einen Fluß warf; schwamm er oben, so hielt man ihn für schuldig, sank er aber unter, so war seine Unschuld dargethan. Ich zweifle, daß alle Leser die übrigen genannten Gottesurtheile alle kennen werden; diesen muß ich wenigstens hier sagen, was sie sich darunter zu denken haben.

Die Abendmalsprobe bestand darinnen, daß man einem Angeklagten das Abendmal reichte. War er unschuldig, so konnte er es ohne Schaden genießen; war er aber schuldig, so war es nach dem damaligen Volksglauben eben so gut, als ob er Gift genommen hätte, er müßte entweder tod zur Erde fallen, oder wenigstens krank werden. Wenn man bedenket, daß damals lange schon die Lehre von der Transsubstantiation (von

der

der Brod- und Weinverwandlung im A. M.) die sich seit dem 7. Jahrhundert so sehr ausgebreitet hatte, bekannt und angenommen war, so muß man sich allerdings wundern, wie die Geistlichen bey diesem Glauben einen solchen blasphemischen Gebrauch von dem vermeyntlichen Leibe und Blute Christi machen konnten; aber welcher Absurditäten ist nicht ein Mönchskopf fähig, der seit dem Tage, da er zum erstenmal die Kutte anzog, auf allen gesunden Menschenverstand feyerlich Verzicht gethan hat.

Sortes sanctorum. Man nahm in zweifelhaften Fällen die Bibel oder ein anderes Andachtsbuch, schlug blindlings das Buch auf, und die erste Stelle, die in die Augen fiel, mußte entscheiden. Ein vernünftiger Mann könnte freylich den sehr natürlichen Einwurf machen: wie aber, wenn die aufgeschlagene Stelle nicht zu dem vorgelegten Falle passet? Ein Geistlicher der damaligen Zeit würde aber antworten: Thut nichts zur Sache, man kann sie durch Erklärungen, Drehungen und Wendungen sehr passend machen. Und was könnte nun hierauf der vernünftige Mann anders thun, als die Achseln zucken, und befürchten, daß auf solche Art die Bi-

bel, der Grund aller gereinigten Religion, nichts mehr und weniger als eine wächserne Nase sey, die man nach eines jeden Gesicht, er sey Mensch oder Urang Utang, auf die leichteste Art von der Welt formen könne. Aber für so etwas hatte man weder Sinn noch Gefühl.

Das Kreuzurtheil war, daß man den Kläger und Beklagten beyde Arme, kreuzweise über einander geleget, ausstrecken ließ, und auf solche Art 4 - 8 Stunden vor ein Kreuz unbeweglich hinstellete. Wer die Arme zuerst fallen ließ, war der Schuldige. Etwas ähnliches findet man unter den Indiern, die oft freywillig zur Ehre ihrer Gottheit dergleichen Martern übernehmen, z. B. Wochen, Monate, auch wohl Jahre lang auf einem Beine stehen, oder eine andere höchst beschwerliche Stellung oder Lage eine Zeitlang aushalten. Auf alle Fälle konnte bey dem Kreuzurtheil der Deutschen ein starknervigter Körper seiner Unschuld gewiß seyn.

Der geweihete Bissen war ein Stück Brod oder sonst etwas, das der Priester unter allerley Verwünschungsformeln dem Beklagten zum Verschlucken in den Mund steckte. Der Schuldige aß seinen Tod daran,

dem Unschuldigen bekam es so gut, wie sein gewöhnliches Frühstück. Die Größe und die Beschaffenheit dieses Bissens kann ich zwar nicht bestimmen, aus allem aber sieht man deutlich genug, daß es weiter nichts, als abergläubische Charletanerie war, die dem Betrüger, der Freydenker gnug war, sich über diese Alfanzereyen hinaus zu setzen, immer freye Hand ließ. Nur in dem Falle, wenn der Angeklagte wirklich so rechtgläubig war, eine unmittelbare Mitwirkung der Gottheit gelten zu lassen, konnte vielleicht die Angst oder der Glaube, daß ein Mensch nicht im Stande sey, der Allmacht und Allwissenheit Gottes, die sich bey diesen Proben offenbaren sollte, zu entwischen, einen wirklichen Verbrecher an den Tag bringen; aber eben so leicht konnte diese Angst oder ein schwächerer Körper auch dem Unschuldigem das Urtheil der Verdammung zuziehen. Es ist wahrscheinlich, daß man diese Gottesurtheile erfand, weil man die sonst viel gewöhnlichere Feuer- und Wasserprobe für zu grausam hielt, oder weil man vielleicht einsahe, daß das Mittel, das man brauchte, um einen Strafwürdigen zu entdecken, selbst schon die ärgste Strafe war, und so, könnte man sagen, hatten sie doch immer ihre Entstehung

einem Herzen zu danken, das menschlicher und mitleidiger war, als dasjenige, das die Feuer- und Wasserprobe erfand. Aber wenn dem auch so ist, so machten die Erfinder ihrem Herzen ein Kompliment, das ihrem Verstande immer zur Schande gereichte.

Eine andere mit dem Ritterwesen des Mittelalters auf das genaueste verbundene Feyerlichkeit, waren die Ritterspiele und Turniere. — Es gab nicht immer Landkriege und Fehden, der ritterliche Kriegertrieb fand also auch nicht immer Beschäftigung und Nahrung genug. Müßig konnte der Ritter aber doch auch nicht auf seiner Burg liegen, es mußte irgendwo gekämpft und gefochten seyn, wenn nicht ein gewisses Leere in der Seele des Ritters sich einschleichen sollte. Die Turniere dienten dazu, dieses Leere in Friedenszeiten auszufüllen, und Ritter und Knappen immer in Thätigkeit zu erhalten. Daher heißen sie in den Schriftstellern des Mittelalters Ludi militares, militaria exercitia, imaginariae bellorum prolusiones u. s. w. Es vergieng kein Jahr, in welchem nicht bald hier, bald dort, öffentliche Ritterspiele und Kriegsübungen angestellet wurden, (die kleinern Familienspiele ungerech-

gerechnet) worinnen jeder sich die äußerste Mühe gab, seine Gewandheit und Geschicklichkeit den zahlreich versammleten Edlen der Nation zu zeigen, und sich zu den Gefahren des Krieges und zu heldenmüthiger Besiegung derselben vorzubereiten. Die Ritter zogen, wenn in ihrer Heimat kein Krieg und keine Fehde war, von einem Lande und Hofe zum andern, wo es Turniere gab, um die Kriegskunst zu studieren, ihre Bravour zu zeigen, und Bekanntschaften zu machen. Ohngeachtet ein Turnier seinem Zweck und Absicht nach nur eine ritterliche Uebung in Friedenszeit, eine Feyerlichkeit bey Hof- und Reichstagen, Vermählungen und Ritterschlägen, Kindtaufen, Besuchen großer Herren, Gesandschaften, Belehnungen, auch Concilien und Synoden seyn sollte, so wurde das Spiel doch oft so ernstlich getrieben, daß mancher im Turnierplatz sein Grab gefunden hat, daher sie auch nicht ungebeichtet einritten. In Sachsen fanden in einem Jahre 16 Ritter beym Turniere ihren Tod, und im Jahr 1175. blieb ein Sohn des Markgraf Dieterich von Meissen.

Alle besondere Sitten und Gewohnheiten der Turniere einzeln hier anzuführen, wäre

re wohl zu weitläuftig, man findet sie in allen Turnierbüchern, und Rüxener ist für diejenigen, die mehrere Nachricht davon verlangen, weitläuftig genug. Nur einige der vornehmsten Gewohnheiten, die auf das Vorhergesagte Beziehung haben, mögen hier stehen.

Gewöhnlich wurde ein Turnier eine Zeitlang, wenigstens einige Monate vorher, ausgeschrieben, und der Tag, an welchem es gehalten werden sollte, öffentlich unter Trompeten- und Paukenschall durch Herolde bekannt gemacht, damit fremde turnierfähige Ritter Theil daran nehmen konnten. Ein ausschreibender Fürst schickte z. B. einem andern durch einen Ehrenherold ein Turnierschwerd, und ließ ihm sagen, er sey willens, ein Turnier zu halten. Dieser nahm es gewöhnlich an, und bot dann seine Ritterschaft auf, die ihn oder seinen Abgesandten zum Turnier begleitete. Die Zahl solcher Begleiter ist oft so groß angegeben, daß sie allen Glauben übersteiget, wie z. B. in Gest. Trevirens. apud Mart. T. IV. Man denke sich in die Seele der damaligen Krieger hinein, so wird man sich einigermaßen einen Begriff von der Rastlosigkeit machen können, die in der Seele der Ritter entstand, die sich auf diesen

Tag,

Tag, wo es so viel Ehre zu erkämpfen gab, vorbereiteten. Aber nicht jeder durfte zum Turnier einreiten, wie, wenn und wo er wollte, sondern jeder Turnierkämpfer mußte einige Zeit vorher sein Wappen öffentlich ausstellen, und gewisse dazu bestimmte Ritter oder Waffenkönige oder Herolde mußten die genaueste Nachricht von dem Leben und Wandel, und von dem Geschlechte desjenigen, der um den Preis mitkämpfen wollte, einziehen. Hatte nun z. B. eine Dame gegen den Ritter, dessen Wappen ausgestellet war, Klage zu führen, so durfte sie nur das Wappen mit einem Stäbchen berühren, um den Ritter so lange zum Turnier unfähig zu machen, bis er sich entweder gerechtfertiget, oder die ihm von den Richtern zuerkannte Strafe ausgestanden hatte. Diese Richter waren gewöhnlich zwey Ritter, eine Frau, eine Witwe und eine Jungfrau. Hätte er es doch gewagt, im Turnier mit zu erscheinen, so würde er zu befürchten gehabt haben, erst ausgeprügelt, und dann doch, wenn er nicht öffentlich die Gnade der Damen anrufte, abgewiesen zu werden. Dergleichen Streitigkeiten zu schlichten, und überhaupt über Ritter- und Turnierordnung zu halten, die Fremden anzuweisen, und die ganze Einrich-

tung

tung des Turniers und dessen Polizey zu besorgen, dazu waren die Turniervögte oder Grieswärtel bestellt. Sie mußten Ordnung auf dem Turnierplatz erhalten, die Ritterknechte und Knappen bestellen, die die im Turnier Fallenden aufheben, die zu hitzig Streitenden aus einander bringen, und die zu einer Turnierstrafe Verurtheilten, auf die Schranken, in welche der Platz eingeschlossen war, setzen mußten; denn das war eine gewöhnliche Strafe, wie man aus den 12 Turnierarticuln siehet, die unter dem Kayser Heinrich, der ein großer Freund der Turniere, obgleich nicht, wie einige wollen, ihr Erfinder war, aufgesetzet worden. Diese zwölf Turnierarticul sind zu bekannt und schon zu oft abgedruckt worden, als daß es nöthig wäre, sie hier zu wiederholen. Oft wurden aber außer diesen bekannten Turniergesetzen noch besondere Punkte vorgeschrieben; oft auch eine besondere Kleiderordnung für Herrn und Damen entworfen, und die Zahl der Knechte, die ein Turnierritter mitbringen durfte, ausdrücklich festgesetzt. Alles dieses zu ordnen und genau darauf zu sehen, daß darüber gehalten werde, war ein Geschäft der Turniervögte. Sie mußten die Gesetze des Spiels bestimmen, die Preisverordnung

bekannt

bekannt machen, die Waffen, die gebraucht werden durften, und ihre Zahl anzeigen, oder wie viel Lanzen gebrochen, wie viel Schwerdstreiche geführt werden sollten. Sie mußten die Waffen der Ritter besichtigen, damit sie alle nicht nur einander gleich, sondern damit auch keine verdächtigen oder unerlaubten gebraucht würden. Z. B. es durfte an dem Turnierzeug nichts stechendes oder schneidendes seyn, das den Gegner oder sein Pferd unversehens hätte verletzen können. Oft mußten sie auch selbst für Anschaffung der Waffen sorgen, kurz, sie mußten vermöge ihres Eides auf jeden Schritt, Streich und Schlag der Turnierenden genau Acht geben, und den Uebertreter der Turniergesetze zur Rechenschaft ziehen. Jede heroische That wurde aber auch mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und von Meistersängern sogleich dem Volke vorgesungen und in Volkslieder gebracht.

Die Stadt oder der Platz, wo ein Turnier gehalten wurde, war vier Wochen lang ein Freyplatz für die Turnierenden; in dieser Zeit galt kein anderes, als Turnierrecht. Doch erstreckte sich diese Freyheit der Turnierplätze nicht auf Ketzer, Mörder und Landesverräther. Kein Unadelicher durfte sein Wappen lassen auftragen und einreiten,

und

und wer unter seinen Stand geheyrathet hatte, mußte erst eine besondere Strafe leiden, ehe er eintritt. Dieses Gesetz erstreckte sich auch auf seine Kinder und Kindeskinder. *)

Es konnte nur einer von einem Geschlechte turnieren, ausgenommen wer die Ritterwürde erhalten hatte, der durfte nach Ritterrecht für sich selbst einreiten. — Welches Geschlecht in 50 Jahren nicht zum Turnier gekommen war, hatte seine Turnierfreyheit verlohren, konnte sie aber doch auch wieder erlangen. — Mit dem Degen durfte nicht gestoßen, sondern nur gehauen, und nie außer dem Gliede gefochten werden. — Beissende, schlagende Pferde durften nicht gebracht, und nach dem Pferde des Gegners durfte nicht gestoßen oder gehauen werden. Nur nach Gesicht und Brust des Feindes galt der Lanzenstoß, auch durften nicht mehrere auf einen losgehen. Hatte der Gegner sein Visier fallen lassen, oder den Helm abgenommen, so galt kein Stoß mehr.

*) Spangenberg erwähnt in seiner Chronik eines 1384. zu Weissenfels von den Juden gehaltenen Turniers. Ich habe aber aller Mühe ungeachtet nicht erfahren können, ob noch irgendwo anders Nachricht davon gefunden werde.

mehr. — Glaubte eine Parthey, daß ein Ritter die Turniergesetze übertreten habe, so wurde ein von den Damen gewählter Friedensrichter abgeschickt, der eine mit einem Schleyer umwundene Lanze auf den Angeklagten neigte, zum Zeichen, daß ihn niemand weiter bis nach untersuchter Sache angreifen solle. Denn die Damen wurden als Schutzgöttinnen des Turniers angesehen, sie konnten verurtheilen und begnadigen. Unachtsamkeit wurde, besonders wenn die Damen Vorbitte einlegten, vergeben; aber Bosheit und vorsätzliche Uebertretung der Gesetze hart bestrafet.

Der Turnierplatz war ein paar Ellen hoch in Schranken eingeschlossen, und hatte nur für die Turnierenden einige Eingänge. Die Turniervögte, Frauenzimmer und übrigen Zuschauer hatten ihre besondern Gerüste und Bühnen. Ueber den ganzen Platz waren Seile ausgespannt, die ihn in zween Theile theilten, doch so, daß Raum für die hinter den Turnierenden stehende Turniersgenossen blieb. Das Abhauen oder Wegziehen der Seile war das Zeichen, daß das Turnier beginne. Man muß sich nicht vorstellen, als ob immer nur einer gegen einen gefochten habe, ob dieses wohl die gewöhn-

lichste Art war, sondern es stritten oft ganze Parthien gegen einander, und stellten verschiedene Auftritte des Krieges vor. — Wer dem andern auf einen Stoß das Kleinod vom Helm wegnahm, welches ein Zeichen des Geschlechts war, wurde für sehr geschickt gehalten.

Nichts war feyerlicher, als wenn die Ritter in voller Rüstung im majestätischen Schritt ihrer Rosse unter Trompeten- und Paukenschall angezogen kamen, sich mit ernster Würde in die Schranken begaben, und laut die Namen ihrer Damen ausriefen, und sich ihrer Liebe und Schutz empfahlen. Man hat auch wohl Beyspiele, wo sie von der Dame ihres Herzens, wie Sclaven an der Kette, bis in die Schranken geführt wurden, und nichts dünkte dem Ritter süßer, als diese Art von Sclaverey. Gemeiniglich hatten sie auch von ihrer Dame einen Schleyer, Schärpe, Band oder so etwas, womit sie ihren Arm, Helm oder Lanze zierten, und sich nun unter dem Einfluß und Schutz dieses zauberischen Kleinods noch eines so mächtig und stark dünkten. Oft gieng aber auch das Kleinod durch die Geschicklichkeit des Gegners oder in der Hitze des Gefechts verloren. War

nun

nun die Dame dem Ritter recht treu und gewogen, so schickte sie geschwind ein anderes, das den Muth des Ritters von neuem entzünden, und vor andern ihr kennbar machen mußte. Hatte der Ritter viel Unglück, so traf es auch wohl, daß sich die Dame alles ihres Schmucks beraubt und halb entkleidet sahe, ehe das Gefecht zu Ende war. Gewöhnlich schloß sich das Turnier damit, daß eine Lanze zu Ehren der Damen gebrochen wurde. Man rennte in vollem Sprengen mit der Lanze auf den Leib des Gegners los; derjenige, der den andern traf und selbst durch eine geschickte Wendung nicht getroffen wurde, blieb sitzen, der Getroffene hingegen fiel gemeiniglich, wenn er nicht recht sattelfest war, doch hielten viele den Stoß aus, und blieben doch sitzen; trafen beyde Lanzen, so sprangen sie in Stücken.

Nach geendigtem Turnier wurden die Danke oder ausgesetzten Preise vertheilt. Hier kam es nun darauf an, wer sich am meisten hervor gethan hatte, wer die meisten Lanzen gebrochen, am geschicktesten gestoßen, am längsten zu Pferde geblieben war, oder am längsten sich erhalten hatte, ohne das Visier abzunehmen, oder den Helm fallen zu lassen, u. s. w. Die Turniervögte, Waffenkönige

und Herolde mußten hierüber nach Pflicht und Gewissen an die hiezu bestellten Richter Bericht erstatten, man sammlete Stimmen darüber, und die ältesten und versuchtesten Ritter thaten den Ausspruch. Die Austheilung der Danke besorgte das Frauenzimmer. Der Ritter, der dergleichen erhielt, hatte die Erlaubniß die Dame zu küssen, und mit ihr an dem Tage zu tanzen. Denn auf ein Turnier folgte allezeit ein Schmaus und Tanz. Der siegende Ritter wurde von den Damen unter dem Jubelgeschrey des Volks, den Lobgesängen der Meistersänger und dem Schall der Musik von dem Turnierplatz in den Pallast geführet, wo er seine Waffen ablegte, prächtig angekleidet, und dem Könige oder Kaiser vorgestellet wurde. Die besiegten Ritter wurden von ihren Damen und Siegern getröstet, und ihre Ueberwindung nicht dem Mangel an Muth, sondern dem Zufall und einem besondern Unglück zugeschrieben, und ermuntert, deswegen nicht kleinmüthig zu werden.

Wer den ersten Dank davon getragen hatte, erhielt auch bey dem Gastmahle den ersten Platz, und hatte den ganzen Tag den Rang vor andern. Doch gab man wohl Achtung, ob auch der so sehr beglückte Ritter seines

nes Sieges sich überhebe, und die edelste Rittertugend, die Bescheidenheit, zu üben vergesse, welches ihn von der höchsten Stufe der Ehre in aller Augen zur äußersten Verachtung herab gestürzt haben würde.

Bey dem auf das Mahl folgenden Tanze wurden die Tanzenden auch nach einer gewissen Ordnung zusammen gepaart. So tanzte z. B. auf einem solchen Turniertage Kaiser Konrads Gemahlin nicht im ersten, sondern im zweyten Paare, und der Tanz selbst wurde unter besondern Feyerlichkeiten gehalten. Bey dem eben erwähnten Tanze giengen vor der Kaiserin zween Grafen mit Fackeln, alsdann vier in einer Reihe, wieder zwey mit zwey Fackeln, dann die Kaiserin mit dem ihr zugetheilten Herzog Magnus von Sachsen, dann zween Grafen mit Windlichtern, und sechs Grafen zur Schleppe.

Jeder, der am Turnier Theil genommen hatte, gieng zum Turniervogt, und ließ sich einen Turnierbrief geben; das war ein Schein, worinnen bezeuget wurde, daß der Ritter N. N. auf dem Turnier zu N. N. turniert habe, und ungeschlagen eingeritten sey. Dieser Turnierbrief bewies an fremden Orten die Turnierfähigkeit des Ritters, und erleichter-

te ihm den Eintritt bey künftigen Turnieren. Nach geendigtem Turnier wurde gemeiniglich eine Zeit bestimmt, wenn ein neues sollte gehalten werden, und sie haben lange in Deutschland fortgedauert; denn das im Jahr 1487. zu Worms von der rheinischen Ritterschaft gehaltene, und von Rüxner als das lezte angegebene, ist gewiß nicht das lezte gewesen, ob sie gleich in Deutschland verschiedene Veränderungen erlitten haben, und ich nicht sagen kann, wo eigentlich das lezte ist gehalten worden. Außerhalb Deutschland haben sie vielleicht noch länger gedauert, wenigstens wissen wir, daß Montecuculli noch im Jahr 1629. einen seiner Freunde, einen Italiener, auf einem zu Modena gehaltenen Turnier aus Versehen tödete.

Ohngeachtet anfangs niemand, weder Papst noch Kaiser, etwas gegen die Turniere einzuwenden hatte, so fanden doch die Päpste bald, vermuthlich um den Kaisern und dem hohen Adel wehe zu thun, viel Sündliches darinnen. Sie wurden als satanische Spiele verschrieen, wodurch der Teufel die Menschen zu Geiz nach eitler Ehre und zu Sättigung ihrer Rachbegierde verführe. Dazu mochten wohl die verschiedenen Fälle Ge-

legenheit gegeben haben, wo der deutsche Heldenmuth zu ungestüm geworden war, und verschiedene turnierende Ritter bey diesem Spiele ihr Leben verloren hatten. Man verdammte sie auf Kirchenversammlungen als Reizungen zu Mord und Todschlag, und that die Turnierenden in Bann. Die Päpste Innocentius II. und VIII. versagten denen im Turnier Gebliebenen ein ehrliches und christliches Begräbniß auf den Kirchhofe. Concil. Lateranens. II. Can. XIV. So that auch der Erzb. von Magdeburg den oben erwähnten auf einem Turnier 1175. getödeten Sohn des Markgrafen Dieterich von Meissen in den Bann, und hob die Excommunication nicht eher auf, bis der Vater und dessen Bruder und viele andere Markgrafen und Grafen eidlich versprochen, die Turniere abzustellen. Chron. Mont. Seren. ap. Menken. T. II. rer. germ. Dieses alles that den Turnieren nicht so viel Abbruch, als man wohl hätte glauben sollen. Der Kriegergeist und der Hang, sich den Damen, die viel Vergnügen daran fanden, gefällig zu machen, galt mehr. Gegen die Bannstralen des Papstes und der Bischöffe suchte man sich dadurch zu verwahren, daß man nicht ungebeichtet einritt, und also sich genug vorbereitet zu haben glaubte, um, wenn

es das Schicksal wollte, daß ein Turnierer sollte getödet werden, gerades Weges gen Himmel fahren zu können. Als aber selbst die Fürsten anfiengen eifersüchtig auf den bewafneten Adel zu werden, und sich vor so zahlreichen Versammlungen bewafneter Ritter und geübter Krieger, als bey Turnieren Statt fanden, zu fürchten, dann gaben auch diese als oberste Lehnsherren Verbote gegen die Turniere, und dieses brachte sie in Verfall.

Fragt man nun, ob und was für Nutzen Deutschland von dem gesamten Ritterwesen und seinen Einrichtungen gehabt habe, so wäre es, auf das gelindeste geurtheilt, sehr unbillig, wenn man die guten Folgen, die daraus auf Deutschlands Verfassung und Sitten flossen, verkennen wollte. Heldenmuth in Gefahren, Geschicklichkeit und Gewandheit in Kriegsübungen, Tapferkeit, Menschlichkeit, Höflichkeit, strengste Gewissenhaftigkeit, Treue, genaueste Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, Vertheidigung der Unschuld und der Schwachen — das alles waren ja nothwendige Erfordernisse und charakteristische Kennzeichen eines Ritters. Sollte die Bildung des jungen Edelmanns zu diesen Tugenden, und das Streben sie zu einer bewunderns-

derungswürdigen oft romantischen Höhe zu treiben, wozu besonders der Umstand, daß man die Religion mit eingeflochten hatte, sehr viel beytrug, nicht mancherley Gutes gewirket haben? — Da Menschlichkeit eine so nothwendige Eigenschaft des Ritters wurde, und Tapferkeit ohne diese nichts galt, da selbst suveräne Fürsten erst zur Ehre der Ritterschaft zu gelangen suchten, ehe sie die Krone aufsezten, und diese Würde auch an dem bloßen Edelmann schäzten und ehrten; so war die natürliche Folge, daß das fürchterliche Ungeheuer, der Krieg, weniger Grausamkeiten ausüben konnte, als vorher, und daß man anfieng, Menschenwerth kennen zu lernen. Der Krieger, durch den Umgang mit den Damen und durch den Eifer, sich ihnen auf alle Art gefällig zu machen, an gewisse zärtere Empfindungen gewöhnt, brachte dieses Gefühl mit aufs Schlachtfeld, dort dämpfte es seine aufbrausende Hitze, die vielleicht, wenn er Sieger wurde, in rohe Grausamkeit ausgeartet seyn würde, und lehrte ihn Großmuth und edles Betragen gegen seine Kriegsgefangene, lehrte ihn Menschenwürde auch an den Unglücklichen schätzen, die in seine Siegerhände fielen. Denn es war die äußerste Schande für einen siegenden Ritter, einen

schwachen, oder sich gefangen gebenden Feind grausam zu behandeln oder gar zu töden; vielmehr nahm man ihn mit Edelmuth auf, und suchte ihm sein Schicksal auf die angenehmste Art zu erleichtern. Ich darf nur unter vielen andern Beyspielen an das Betragen des Grafen von Warwick und des Prinzen von Wallis Eduards gegen den bey Poitiers gefangenen König von Frankreich Johann erinnern, wie es Hume in der Geschichte von Engelland B. 2. S. 214. erzählt. Und eine ähnliche Erzählung giebt Froissard von dem Betragen Eduards III. gegen Eustache von Ribaumont. S. Gilbert Stuarts Abriß des gesellschaftlichen Zustandes in Europa. S. 277.

Galanterie gegen die Damen, dieser Grundzug im Charakter des Ritters, milderte die Rohheit des Zeitalters auf eine so glückliche Art, daß es ein Verdienst des braven Ritters wurde, sich Gewaltthätigkeiten aller Art zu widersetzen, die Unschuld zu schützen, der Waisen Vater, und der Witwen Schutz zu seyn, und unbescheidene Beleidiger oder boshafte Verläumder zur gebührenden Rechenschaft zu ziehen. Eine gewisse Feinheit im Umgange, erhöhetere Begriffe

von

von dem Anständigen und Schicklichen, von Recht und Billigkeit, war die natürliche Folge davon. Mußte nicht Gewaltthätigkeit und Unterdrückung seltener werden, da Despotie und Tyranney an den Rittern ihre erklärten und gewissenhaften Gegner fanden? mußte nicht Treue im Versprechen, besonders bey Verbindungen mit dem andern Geschlecht, die doch so leicht gebrochen wird — mußte nicht strengste und gewissenhafteste Wahrheitsliebe das Band der Gesellschaft um desto enger zusammenziehen, da auch der entfernteste Schein von Untreue oder Lüge den Ritter seiner Würde entsetzt haben würde, und man doch hierinnen das feinste Gefühl von Ehre hatte? Und überhaupt, da Liebe und Religion den Ritter bey allen seinen Handlungen bestimmte, leitete und in Bewegung sezte, was läßt sich nicht von zwo so mächtig wirkenden Triebfedern erwarten?

Daß nun freylich der Trieb sich hervorzuthun, den Geist der Ritterschaft jezuweilen zu einer Höhe trieb, wo seine Ausschweifungen Thorheit wurden, ist mehr als zu wahr. Es ist bekannt, wie sehr das päpstliche Interesse den ritterlichen Muth und Aberglauben mißbrauchte, um sich zu bereichern, und

asiatische Völker unter der Anführung des Kreuzes zur Ehre Gottes zu morden, Europa zu entvölkern und Asien mit Blut zu überschwemmen. Wer kann das billigen? — Wir geben es den Anführern und Anstiftern dieser heiligen Räubereyen und Todschläge zu verantworten, daß sie einer sonst guten und nützlichen Einrichtung eine so schiefe Richtung gaben. Eben so wenig kann jene romantische Galanterie, die so viel Thorheiten, besonders in Spanien erzeugte — die irrende oder fahrende Ritterschaft, in Schutz genommen werden. Es war aber auch nur ein Auswuchs der ächten Ritterschaft — ein aufgeschossenes Wasserreiß eines auf zu fetten Boden gepflanzten Fruchtbaums. Der Eifer Unrecht zu strafen und Unschuld zu schützen war in jenen Zeiten gut; daß aber mancher Ritter ihn so weit trieb, mit seinem Knappen weit und breit aufs Gerathewohl umherzuziehen, um Unglückliche und Leidende aufzusuchen, oder um unglücklicher Prinzessinnen und Fräulein willen Leib und Leben zu wagen, ohne eben Beruf dazu zu haben, war gewiß Eifer zur Unzeit. Wenn der alte Herzog von Alba sich in eine schöne Dame verliebt, so war das lediglich seine und der Dame Sache, was kümmerte sich

Portugall um ihre Liebe? mußte er ein ganzes Land in seine Liebeshändel ziehen? Aber er wollte sich ein Verdienst bey seiner Dame erwerben, gelobte die Eroberung von Portugall, und — hielt Wort. Der Herzog von Braunschweig wollte auch aus eben dem Grunde die K. Elisabeth von Böhmen wieder einsetzen, wählte sie zur Dame seines Herzens, trug ihren Handschuh am Hute, schlug und balgte sich wacker ihr zu Ehren herum, und — das Königreich blieb doch verloren. Franz der erste geht nach Italien, um eine berühmte Schönheit zu sehen, geht fort, kommt wieder, um sie noch einmal zu sehen; der heilige Ignaz will gar einen geistlichen Ritterorden errichten, dessen Dame die Mutter Gottes seyn soll — das alles sind Ausschweifungen der Ritterschaft, die tadelnswerth bleiben. Sie haben das Ritterwesen lächerlich gemacht, besonders da die Dichter und Romanschreiber anfiengen, es zu Gegenständen ihres Witzes zu machen, es mit viel abentheuerlichen Umständen zu verbrämen, und ihrer Fantasie, die an den nakten Thatsachen nicht Nahrung gnug fand, den vollen Zügel zu lassen.

Aber mir däucht, man that sehr unrecht, eine an sich nützliche und nothwendige, in den Zeitumständen gegründete Einrichtung auf solche Art zu persifliren. Wenigstens ist es immer unbillig, das Ganze als eine tolle Einrichtung zu verlachen, oder das gesetzmäßige nach seiner ursprünglichen Einrichtung wohlgeordnete Ritterwesen zugleich mit den Thorheiten der irrenden Ritterschaft zu verspotten. Das heißt, um mit Sancho zu reden, das Kind mit dem Bade ausschütten.

Wenn es nicht gleich viel ist, ob Barbarey, Ungeschliffenheit, gewaltsame Unterdrückung und Rohheit, oder mildere Sitten, Höflichkeit und Menschlichkeit unter einer Nation herrschen, so kann man auch dem Ritterwesen das Verdienst nicht absprechen, vorzüglich dazu beygetragen zu haben, aus wilden rohen Kriegern die Nation zu gesittetern Menschen gebildet zu haben, die mit der Stärke des Arms auch Edel- und Großmuth des Herzens verbanden. Es war Verdienst des Ritterwesens um die Nation, daß es dem wilden Geiste derselben sanftere Empfindungen einflößte, ihm den Kriegermuth

nicht

nicht nahm, sondern ihn veredelte, so daß er bey der Temperatur, die er erhielt, noch so gespannt blieb, um die größten bewundernswürdigsten Thaten und Charaktere hervorzubringen, denen kaum Thaten des frühesten Alterthums — kaum Thaten der berühmtesten Völker an die Seite gesezt werden können. Gewiß wissen wir aus Mangel der Nachrichten nur das wenigste davon, da in manchen Familienarchiven vielleicht noch eine Menge der reichhaltigsten Urkunden und historischen Schätze begraben liegen, die, weil ihnen ein fleißiger und geschmackvoller Geschichtforscher fehlt, einer ewigen Vergessenheit entgegen modern.

Es war Verdienst des Ritterwesens um die Nation, daß es, indem es die Ehrfurcht gegen die Damen lehrte, einen wichtigen Theil des Menschengeschlechts in seine Würde einsezte, und dabey schüzte — daß es durch die engere Verbindung beyder Geschlechter das Leben des Deutschen angenehmer, freudenvoller und abwechselnder machte.

Und die Turniere, die so genau an das Ritterwesen angekettet waren, hatten doch

ohnstreitig den sehr großen Nutzen, daß der junge Edelmann schon in der Wiege wußte, was seine Bestimmung war; daß er sich dieser, so bald er ein Pferd zu tummeln im Stande war, ganz widmen konnte; daß seine ganze Erziehung dahin abzweckte, einen Mann voll Kraft und That aus ihm zu bilden; daß auf Turnieren Menschen aus verschiedenen Gegenden zusammen kamen, Bekanntschaften machten, sich an einander abrieben und abschliffen; daß Kenntnisse aller Art und Aufklärung dadurch nach und nach von einem Lande ins andere gebracht wurden; daß die Turnierbesuche für die Nation eben das waren, was jezt noch für die deutschen Baronen die Reisen in fremde Länder sind. Denn die Ritter besuchten, so wie diese, bey solchen Gelegenheiten fremde Höfe, a fin, sagt S. Palaye, de s'y rendre chevaliers parfaits. Bey der damaligen wenigen Verbindung der Nationen mit einander, hielt es schwer, sich einander mitzutheilen, weil man sich immer in seinem eigenen engen Kreise herum drehete. Diese Nationalfeyerlichkeiten aber gaben die beste Gelegenheit, Fremde zu sehen und zu sprechen.

Für

Für den Deutschen war die Turnierfreyheit eine herrliche Sache, um sich auf der vortheilhaftesten Seite bekannt zu machen. Die Zulassung zum Turnier, oder seine Turnierfähigkeit, war der beste Beweis, daß er in Achtung stand, daß man sein edles Geschlecht, seine Bravheit, seinen erworbenen guten Ruf kenne und schätze. Mit Ehre und Ruhm gekrönet, zog er auf sein Schloß zurück, und sein erworbenes Ansehen war oft so groß, daß selbst despotische Fürsten sich hüteten, ihn zu beleidigen, oder durch Beleidigung anderer seinen Eifer rege zu machen, der ihn nach Ritterpflicht verband, die beleidigte Unschuld auch gegen Fürsten zu vertheidigen, und in ihre Rechte wieder einzusetzen. Und da einmal die gerichtlichen Zwey- und Ritterkämpfe eingeführt waren, um Wahrheit, Recht und Unschuld zu vertheidigen, so dienten wenigstens die Turniere dazu, manchen edlen für Wahrheit und Recht kämpfenden Ritter dazu vorzubereiten, und ihn zu Vertheidigung der Unschuld tüchtig zu machen, damit nicht jeder an Macht und Stärke überlegene Schurke ein Recht erhielt, seine Schurkenstreiche ungeahndet begehen zu dürfen. Die dabey eingeschlichenen Mißbräuche können die Sache selbst nicht schän-

den, denn es ist einmal das Schicksal menschlicher Dinge, gemißbraucht zu werden. Und so mag denn König Tyrol aus Schotten immer Recht haben, wenn er zu seinem Sohne sagt:

Sun, Turney machet rische Liet
Davon will ich dir rathen niet;
Turnieren würdet Mannes Lieb
Die Würde lobend sie din Wib;
Turnieren das ist ritterlich,
So hört zu strite dringen und veste halten herteklick.

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutsche, tragische

Rittergeschichte

aus den

Zeiten des Mittelalters.

Erster Theil.

I.

Das schändendste und traurigste Denkmal für Deutschlands Kaiser und Roms Oberpriester, liefert ohnstreitig die Zeit des Mittelalters — Heinrichs des Vierten und Gregorius des Siebenten Geschichte. Schändend, daß ein Kaiser so tief von einem Pfaffen erniedriget werden konnte — schändend, daß ein Statthalter Gottes so zu handeln sich erdreisten konnte, und traurig auf alle Fälle, solche Demüthigungen, solche Leiden erdulden zu müssen.

Armer! Heinrich! von deiner Wiege an warst du verdammt, ein Ball feister, stolzer, herrschsüchtiger Priester zu seyn. Zween Bischöffe, keiner werth, der Erzieher eines deutschen Kaisers zu seyn, weil beyde gerade so viel davon verstanden, was dazu gehöre, als der unmündige Prinz in der Wiege, zankten und schlugen sich um das Recht, sich durch deine Erziehung ein Schandmal in der Geschichte zu setzen — und sie haben es beyde erhalten.

War es denn ein Wunder, wenn der Zögling bey dem Feuer seiner Jugendkraft bald hier, bald dort mit dem Kopfe anlief, weil die Welt

und die Menschen um ihn her ganz anders waren, als sie ihm seine erzbischöffliche Erzieher, Hanno und Adalbert gezeigt hatten oder zeigen konnten; wenn er erst nach einer langen Reihe der bittersten Leiden und der verwickeltsten Lagen, die vielleicht den besten Kopf zum Narren hätten machen können, zu einer Kenntniß gelangte, ohne die weder der Kaiser noch der Bettler einen Schritt thun können ohne anzustoßen — zur Kenntniß der Welt und Menschen? Unglücklicher Kaiser! armer Heinrich! deine Leidensschale war bitter — recht bitter, und doch däuchte sie deinen Feinden nicht bitter gnug. In Italien und Deutschland von allen Seiten gedrängt, trat noch ein Papst auf, und behandelte dich wie seinen Sklaven. Nur ein Hildebrand konnte sagen: Von Seiten des Allmächtigen Gottes untersage ich dem König Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich — — die Regierung des deutschen und lateinischen Reichs, und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben, oder noch leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand als König diene — — und anstatt des heiligen Peters belege ich ihn mit Bann und Fluch. — Mit den Zähnen möchte man knirschen und Hohn lachen, über den Mann, der da von Seiten des Allmächtigen Gottes und anstatt

des heiligen Peters etwas thun will, ohne sein Creditiv vom ersten vorgezeiget zu haben, und ohne beweisen zu können, daß der lezte so etwas thun durfte, und durfte er es — gethan haben würde.

Doch wurde die Sache ernsthaft — ernsthafter, als selbst Heinrich geglaubt hatte — daß sie werden könnte.

In der drückendsten Lage, zu ohnmächtig, sich gegen die Menge seiner Feinde mit Wehr und Waffen stellen, und einen glücklichen Erfolg hoffen zu können, wagte er das Aeußerste, aber auch — ein auffallender Beweis seiner Verzweiflung — das Erniedrigendste, er gieng in eigener Person nach Italien, um — vielleicht dem anathematisirenden Kaiser-Richter einen deutschen Kaiser vor Augen zu stellen, der Mannkraft gnug hätte, der giftsprudelnden Schlange auf den Kopf zu treten? — Nein; sondern — um sich vom Bannfluch loszählen zu lassen — gieng im Winter, weil seine treulosen Fürsten ihm keinen andern Weg übrig ließen, über die savoyischen Eisgebürge — mußte die Kaiserin in eine Ochsenhaut wickeln, und über Schnee und Eis herab schleifen lassen — und selbst diesen beschwerlichen Paß mußte er mit fünf Bisthümern erst von seiner eige-

eigenen Schwiegermutter erkaufen. Sein Hohn und Spott grinzender geistlicher Richter erwartete ihn zu Canossa, lachte heimlich des verzweiflungsvollen, gedrängten Kaisers, der bey einem stolzen Priester Vergebung zu flehen, kam, und — — alle Teufel in der Hölle lachten mit ihm.

Daß doch ewige egyptische Nacht über den Auftritt sich herab gesenkt hätte, der zu Canossa mit Deutschlands Kaiser vorfiel! Erst nach verweigerter Erlaubniß zum Eintritt in die Festung, drey Tage lang, in der martervollsten Ungewißheit, was seine päpstliche Heiligkeit über ihn zu beschließen geruhet haben würde — im wollenen Hemde — mit bloßen Füßen im Schnee im Vorhof des Schlosses zu stehen — nicht einmal Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten — und dann doch die Lossagung vom Banne nur unter der Bedingung, — „keine königliche Insignien zu tragen, keine Königsgewalt, keinen Königsunterhalt zu haben, bis es der Papst erlauben würde, und endlich in allem diesem allmächtigen Erdengott strengen Gehorsam zu leisten„ — zu erhalten, das stehet nun leider einmal in den Jahrbüchern der Geschichte, wegstreichen können wir es nicht, aber sagen dürfen wir jezt: es war zum Tollwerden, es war eine Demüthi-

thigung, dergleichen auszuhalten nur wenig Menschen stark oder schwach gnug seyn mögen; denn ob es mehr Schwäche oder Stärke des Geistes fodere, sich ihr zu unterwerfen, mag ich nicht entscheiden. Doch mußte sie Heinrich aushalten.

Lange hatte nun schon der streitbare Heinrich mit Bonzen und Bonzenähnlichen Köpfen mit und ohne Inful gekämpft; seinen stärksten Gegnern in Deutschland hatte der Tod die Waffen entrissen, und sein unaufhörlicher Plagegeist Gregor, war — ein Beweis, daß der Prinzipal, dessen Statthalter auf Erden er seyn wollte, ein gerechteres Gericht richte — in erbärmlichen Umständen gestorben; es war Anschein da, daß nun des Raubens, Mordens, Sengens und Brennens in Deutschland und Italien weniger werden würde, da derjenige, der der Verwirrungen Stifter war, und gern, hätten es seine Kräfte erlaubt, die Welt aus ihren Angeln gehoben hätte, selbst ausgehoben worden war; der heilige Stul war schon wieder besezt, und schon wieder leer und wieder besezt, als es dem neuen Stulbesitzer einfiel, es da anzufangen, wo Gregor es gelassen hatte — bey der Excommunication Heinrichs.

Heinrich aber, dem das Absolutionholen und Stehen im Schloßhofe zu Canossa nicht ganz mußte behaget haben, gieng mit Wehr und Waffen, und Rittern und Heereskraft diesesmal nach Italien. Alles gieng anfangs gut, aber — armer Heinrich! unglücklicher Kaiser! nicht gnug, daß zween Päpste an dir zu Schurken wurden, auch deine Söhne sollten von dem Bonzengift angesteckt werden.

Conrad machte den Anfang, schlug sich zur päpstlichen und mathildischen Parthey, und gab der Sache dadurch eine unglückliche Wendung. Der gekränkte, tief gekränkte Vater ließ den Undankbaren, der auch bald die Welt von der Furcht, was für Entwürfe er auszuführen gedenke, durch seinen Tod befreyte, und glaubte an seinem zweyten Sohn Heinrich eine Stütze fürs Alter sich zu ziehen. Er ließ ihn zum Nachfolger wählen, und zu Aachen krönen. Aber auch er scheinet schon damals des Vaters Untergang im Herzen, und List und Trug an der Stirne geführt zu haben. Denn der so oft schon von Freunden und Feinden gebeugte und vorsichtig gewordene Vater, nahm ihm einen Eid ab, sich nicht bey des Vaters Lebzeiten in Reichs- und Familiensachen zu mischen.

Armer Heinrich! unglücklicher Vater, auch denen, die dir ihr Leben, Ehre, Reich und Krone zu danken hatten, durftest du nicht mehr dich anvertrauen! das fehlte noch, daß selbst deine Kinder den Dolch gegen dich im Busen trugen, um bey der ersten Gelegenheit ihn gegen dich zu zucken!

Und war denn, fragt ihr, unter Deutschlands Fürsten und Edlen keiner, dem deutsches Blut gnug in Adern floß, um des gekränkten Vaters, des verlassenen Kaisers Freund zu werden? war deutsche Redlichkeit, war Mannkraft damals schon nur Wortspiel, nur Schatten ohne Körper? So scheint es schier gewesen zu seyn. Doch gab es hier und da noch einen deutschen Mann, dem Heinrichs gerechte Sache, trotz päpstlicher Excommunication, am Herzen lag. Die Bischöffe zu Osnabrück, Strasburg, Zeiz, Bamberg, Basel und einige andere, Ulrich von Cosheim und Graf Eberhard standen auf Heinrichs Seite. Als seine bekannte Freunde aber, und selbst mit Bann und Fluch belegt, was konnten sie dem excommunicirten Kaiser gegen die Ränke eines stolzen Papstes und eines undankbaren Sohns nützen? Wenn wilde Wasser und schäumende Waldströme mit donnerndem Getöse gegen euch her-

stürzen, was hilft euch eure Schwimmkraft, was alle Schwimmer um euch her? Gegen den reißenden Strom zu schwimmen, ist in gewissen Fällen eben so großer Unsinn, als mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen. Das wußte Heinrich wohl — drum entließ er lieber seine braven Freunde bis auf einen günstigern Zeitpunkt. Unter diesen war auch Conrad von Steinheim und der Graf von Urach.

II.

Conrad von Steinheim hausete auf seiner Familienburg Steinheim am Flusse Murr im Würtembergischen. Jezt gehört Steinheims Gebiet zum Amte Murbach am Neckar. Wie Steinheim, so tapfer und edel zählte Heinrich der Vater wenig Ritter unter seinen Freunden — edel war seine Familie und reich. Seine Vorfahren hatten in allen Turnieren, Fehden und ritterlichen Kämpfen, für gültig, untadelhaft und vollbürtig gegolten, und Conrad hatte seine Vorfahren nicht beschämt — seine Ahnentafel war ohne Flecken. Edler aber noch war sein Geist. Reich war er an Haab und Gut, sein Gebiet zählte der Reisigen ungleich mehr, als manches jetzigen Grafen und Herrn reichsgräfliche Armee Kamaschenknöpfe zählet. Denn seiner Schlösser und Herrschaften, seiner

ner Lehn- und Erbgüter waren traun eine nicht geringe Zahl. Sein Wappen blizte in dortiger Gegend viele Meilen weit von hohen Schlössern in kornreiche Felder, waldige Berge und Thäler — aber sein größter Reichthum war sein Biedersinn, sein Heldenmuth und deutsche Kraft. Von seiner Tapferkeit wußte Heinrichs des Vierten ganze Armee Tagelang zu erzählen. Denn wo Steinheims Fähnlein wehete, und sein Helm und Schild sich sehen ließ, da galt es Sieg oder Tod — und er hatte viel gekämpft in Schimpf und Ernst und in manchem Turnier den Dank von schöner Hand davon getragen. Immer war er mit Kaiser Heinrich dem Vierten gezogen, hatte von Jugend auf vor seinen Augen sich als einen edlen, mannfesten und tapfern Ritter bewiesen, immer war er, wo das Treffen am heissesten war, und überzeugt, daß Heinrichs Sache die Sache der Gerechtigkeit sey, stritt er noch eins so muthig gegen jeden, der dem Kaiser die Rechte eines deutschen Kaisers streitig machen wollte. Steinheim galt es gleich, des Kaisers Feind sey Papst oder Kaiserssohn, nur Wahrheit galt ihm etwas. Keine Bischoffsmütze, keine Königskrone, kein Bannstral und kein Interdict konnte ihm diese Grille ausreden. Brav war er wie sein Schwerd, und bieder,

wie

wie Mariens Sohn, und Schurke war ihm jeder, der mit ihm hierinnen nicht gleichen Schritt hielt.

Noch war aber etwas, wodurch Conrad von Steinheim sich unter allen Edlen und Rittern des heil. römischen Reichs der damaligen Zeit, und — vielleicht auch der jetzigen auszeichnete und über alle erhob, und das war — ja! hättet ihr, liebe Leser! Lust, dieses Etwas zu rathen, ich wette tausend gegen eines, ihr riethets nicht, gäb ich euch auch Zeit von Morgen bis an Abend zu rathen — ihr würdet vielleicht vermuthen, daß er mehrere Koppel Jagdhunde oder Bediente als seine andere adeliche Zeitgenossen gefüttert, oder mehrere Mätressen gehalten, oder mehreremal als andere die Unschuld zu Tode vergiftet, oder täglich ein paar Pferde mehr als andere zu Tode geritten, oder höher im Spiel pointirt habe, als andere, oder daß sein Schild, sein Helm, sein Panzer und seine Lanze von glänzenderm Metall gewesen sey, oder daß er prächtiger gespeiset und prälatenmäßiger gesoffen habe — auf alles dieses würdet ihr vielleicht rathen, und wer könnte es euch verargen, wenn von einem Ritter aus unserer Zeit die Rede wäre, aber — das alles war es nicht, wodurch er

sich auszeichnete — kurz, um euch die Zeit nicht zu lang zu machen, er war — hui! wie die Herren X... Y... Z... da um mich her grinzen! aber doch diesen hochadelichen Idioten seiner und meiner Zeit zum Trotze, seys gesagt — er war ein Liebhaber der Musen, und nicht blos Liebhaber, er war auch Kenner der Wissenschaften, vorzüglich der Dichtkunst, er war ein Herzog von Meinungen *) — ein Stollberg — ein Gemmingen, ein Dalberg seiner Zeit.

Die Zeit seiner Jugend war das goldene Alter der Minnesänger, deren edle Einfalt und schöne treffende der Natur abgestohlne Gemälde, von unsern Dichtern, die immer von Empfindungen überströmen, aber eben wegen des Drangs und der Heftigkeit des Stroms ihrer Empfindungen nichts als Schaum ausstoßen, Jahrhunderte lang wegen der Unbiegsamkeit ihrer Sprache sind verkannt worden, und nur wenige deutsche kunstrichterliche Gaumen haben schmackhaft finden können.

Steinheim war ein Bureau von schönen Geistern der damaligen Zeit, wo sich jeder, der Ein=

*) Vergl. Schlözers Staatsanzeigen, IV. Stück.

Einsicht mit Geschmack verband, ungeladen einfinden, und für seinen Geist eine volle leckere Tafel erwarten durfte. Conrad war ein Mäcen und Schutzherr aller aufgeklärten Männer seines Jahrhunderts, was auch hundert andere Ritter, die weder lesen noch schreiben konnten, und tausend und aber tausend fettwanstige Pfaffen dabey denken und sagen mochten.

Wenn dann jezuweilen die lermenden Unruhen des Kriegs, der Deutschland so tiefe Wunden schlug; wenn der Anblick des so oft mit Unrecht vergossenen Bluts und der verkannten gemißhandelten Treu und Redlichkeit; wenn die gegründete Furcht, daß deutsche Kraft und deutsches Blut immer schwächer und kraftloser werden möchte, seine Seele in jenen düstern Mißmuth versenkt hatte, wovon nur der einen Begriff haben kann, der Kopf und Herz an dem Fleck und von der Art, wie Conrad von Steinheim, hat — dann zog er sich in die Gesellschaft und in den Zirkel der Musen zurück, sammlete neue Spannkraft für Geist und Körper, und nirgends fand er dann reineres Vergnügen, als bey den Wissenschaften und an der Seite seiner hoffnungsvollen Kinder — seines Sohns und seiner Tochter.

Es gehörte nur eine geringe Dosis natürlicher, gesunder, aus der Mutter Leib mitgebrachter Logic dazu, um aus dem bisher Gesagten dasjenige schon von selbst schließen zu können, was ich sogleich sagen werde, und vielleicht eben um deßwillen nicht nöthig hätte meinen Lesern, die diese Dosin gesunder natürlicher Logic hoffentlich besitzen, erst zu sagen —— daß nemlich Friedrich von Steinheim und Erwine von Steinheim sich unter den Junkern und Fräulein ihrer Zeit eben so auszeichneten, als ihr Vater unter den Rittern, und daß jener ein ganz anderer Junker, und diese ein ganz anderes Fräulein war, als manche unserer hochwohlgeb. Junker und Fräulein heutzutage.

Aber von einem solchen Vater und von der Leitung und Führung eines solchen deutschen Mannes, wie Conrad von Steinheim, konnten auch nur solche Kinder kommen. Daß dieses heutzutage gar anders ist, davon lieget die Schuld warlich nicht an den Junkern und Fräulein, sondern an ihren hochadelichen Vätern und Müttern. Es ist hier der Ort nicht, ein Collegium über die Erziehung unserer hochadelichen Jugend zu lesen, ob ich gleich nach einer mehrjährigen Praxis sehr viel davon auf dem Herzen habe; aber Ew. Hochwohlgeb. Gna-

den werden mir gnädigst die Sünde verzeihen, daß ich mir die Freyheit nehme zu sagen: sie sey bey allen hunderttausend Erziehungsschriften, die seit zehen Jahren darüber in Deutschland ans Licht gekommen sind — von Grund aus böse. Der Fehler lieget nur an dem geringen Umstand, daß unsere hochadeliche Herrn und Damen sich entweder um solche Kleinigkeiten, als Erziehung ihrer Kinder ist, nicht bekümmern, und also von den Revolutionen in der Erziehungskunst entweder gar nichts wissen, oder eine sehr verkehrte Anwendung davon auf ihre Kinder machen, z. B. das Hauptwerk darein setzen, sie mit entblößtem Kopf und Brust im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter laufen zu lassen, um lauter Emils à la Rousseau zu bekommen, oder des Knabens Ungezogenheiten für Funken eines göttlichen Genies, seinen Starrstein für Festigkeit des Geistes, seine Grobheiten für Freymüthigkeit halten, oder auch wohl gar glauben, alle vorgeschlagene Verbesserung der Erziehung gehe nicht sie und ihre hochadeliche Ranken, sondern nur Eltern und Kinder aus gemeiner Fabrik an.

Du lachst — lieber Leser?

Ich nicht; denn ich kenne den Unfug und den Schaden des Vorurtheils, daß hochadeliches,

ches, stiftsfähiges Blut, ein ganz anderes, reineres Blut sey, als das Blut der übrigen, vom allgemeinen Erbübel durch Adam inficirten Erdenmenschen. — Freylich ists mit dieser Reinheit eine gar mißliche Sache, da bekanntlich mancher in hochadelichen Diensten stehende Kutscher, Reitknecht oder Jäger am besten weiß, wie viel oder wie wenig ganz gemeines Blut durch ihn in der hochadelichen Familie mit in Umlauf gebracht worden ist, aber — — es ist nun einmal nicht anders!

III.

Conrad von Steinheim war unter den Waffen alt und grau geworden, und sein Sohn Friedrich unter dem Geklirre der Waffen gebohren. Von seiner Kindheit an, an ritterliche Fehden und Kämpfe gewöhnt, bewies er als Jüngling, in welcher Schule er seine ritterliche Uebungen erlernt und getrieben hatte, und machte in der Tapferkeit und Rittermuth seinem Lehrmeister gewiß keine Schande. Als Knabe schon war es ihm ein festlicher Tag, wenn er seines Vaters Rappen durfte im Hofe herumtummeln, und der Tag war ihm immer heilig, da er zum erstenmal als eine Belohnung seines Wohlverhaltens sich seinen Mitgespielen in einem kleinen Panzer, Schild, Helm,

Schwerd und Lanze bewaffnet zeigen konnte. Der Geist des alten Steinheim ruhete zweyfältig auf ihm —— er glich ihm an Tapferkeit, an Biedersinn, Edelmuth, deutscher Wahrheitsliebe und Redlichkeit. Dabey hatte sein Vater bey der Ausbildung seiner körperlichen Kräfte nicht vergessen, auch seinen Geist so aufzuklären, wie man es von einem Manne schon vermuthen und erwarten durfte, der, wie Conrad, Wissenschaften zu schätzen wußte. Kurz —— er war weit über die Grenzen des damaligen Zeitalters hinaus, das sich fast blos durch Bigotterie und höchstens durch körperliche Kraft der Menschen in der Geschichte auszeichnet.

Erwine, seine Schwester, hatte zwar frühzeitig ihre Mutter verloren, aber theils hatte der alte Steinheim jede Stunde, die ihm von seinen Ritterzügen übrig blieb, auf die Bildung und Erziehung seiner Kinder verwendet, von denen er sich auf sein Alter die schönsten Aussichten versprach; theils war sie unter den Augen und unter der Leitung der Gräfin von Urach, ihres Vaters Schwester, einer verständigen Frau aufgewachsen. Sie war die bewunderte Schönheit der ganzen Gegend, und für die damaligen Minnesänger und Schöngeister

das, was Laura dem Petrarch war. Mit jedem Jahre entfalteten sich an ihr, wie an der frühzeitigen Knospe der Rose, neue Schönheiten, die auch mit jedem Frühling von Dichtern und Dichterlingen in unzähligen Frühlings- und Minneliederchen der ganzen Gegend, den Wäldern, Bächen, Wiesen und Fluren vorgesungen und geseufzet wurden.

Mit inniger Freude weilte oft der Blick des alten Steinheims auf dem Gesicht seiner Erwine; lebhaft stand dann ihre verstorbene Mutter wieder vor dem alten Conrad in ihrer jugendlichen Schöne da; mit freudigem Entzücken dachte sich dann der Alte in jene frohe Jugendzeit zurück, wo er noch als junger Ritter um sie buhlte, und sich oft Kaiser zu seyn gedünkt hatte, wenn er den ersten Ritterdank aus ihren Händen in einem ritterlichen Kampfe erhielt; wie er so oft im Entzücken sich und sein Schwerd, Helm und Lanze vergaß, wenn er in ihrem Arm von den heissen Mühen und Lasten eines durchkämpften Feldzugs rastete. Da blühete sie vor ihm auf, die Rose im Thal; zwar wollte er es blos ihr selbst überlassen, wer sie brechen, und an wessen Busen sie sich vollends entfalten und verblühen sollte, aber doch konnte er seinem Herzen den heimlichen Wunsch

 nicht

nicht versagen, daß ihre Wahl mit der seinigen übereinstimmen möchte.

Viele Ritter vom ersten Range gaben sich Mühe, Erwinens Blicke auf sich zu lenken, und suchten die Freundschaft des alten Steinheims bald auf diese, bald auf jene Art; aber unter ihnen allen war keiner, der in Erwinens Herz die Saite rühren konnte, die gerührt werden mußte, wenn ein harmonischer Einklang erfolgen sollte. Sie wußte jeden mit einer gewissen Majestät in einer solchen Entfernung und demüthigen Unterwürfigkeit zu erhalten, machte auch so wenig Gebrauch von der Allgewalt ihrer Schönheit, daß man fast in Versuchung geräth, zu glauben, sie habe sie selbst nicht gekannt. Ein äußerst seltener Fall bey einem schönen Frauenzimmer! In unsern Tagen würden sie eben um deswillen unsere Hofzofen höchstens für ein gutes einfältiges Landmädchen haben gelten lassen, das nicht verdiente so viel Grazie zu besitzen, weil sie die Kunst nicht verstand, sie geltend zu machen.

Sie an ihrem Theil überließ es jedem, von ihr zu urtheilen wie er wollte, aber keiner der jungen Herrn, auch wenn er im Sonnenstral ihrer Schönheit lechzend verschmachtete, unterstand sich, schlecht von ihr zu denken oder

zu urtheilen. Ueberhaupt verstand man sich damals noch nicht darauf, in Assembleen und an Toiletten sich nie genossener Gunstbezeugungen zu rühmen.

Selbst die fetten, müssigen, und eben bey dem Müssiggange den fleischlichen Lüsten am meisten ausgesezten Mönche des nahen Klosters unterhielten sich oft in ihrem Refectorio von der berühmten schönen Erwine. Sie hätten etliche Stückfässer des besten Weins daran gewendet, oder ein paar tausend Seelmessen ohnentgeldlich gelesen, wenn sie auch nur Erwinens Gesichtszüge in einem Madonnenbilde täglich in ihrer Klosterkirche hätten vor Augen haben können; und mancher Klosterbruder, wenn er terminiren *) gieng, suchte es so einzurichten, daß er zu einer Zeit in die Burg kam, wo er von Erwinens schönen Händen sein Almosen zu empfangen Hofnung hatte; oft konnte sich mancher auch nicht enthalten, wenn sie — so wollte es die Sitte — in Beichtstul kam, durch das Gitterwerk mit gierigen Augen zu blicken, und zu denken: o! wär' ich Ritter, für dich woll-

*) Das heißt, für den mit Kunstwörtern der Klöster und Mönche unbekannten unkatholischen Leser in die gewöhnliche Laiensprache übersezt, so viel, als — betteln.

wollte ich kämpfen, bis jeder Blutstropfen in mir, deiner Liebe entweder werth geworden wäre, oder vor deinen Augen im Sande verrönne; aber — so war und blieb der arme Teufel nur — Klosterbruder, und für ihn blieb kein anderer Trost, als — sich das Maul zu wischen und zu denken, daß der Bissen für einen Klosterbruder, der der Regel nach an magere Speisen gewöhnt ist, zu fett sey.

Heimliche Anschläge auf sie zu machen, das gieng, um aus neun und neunzig Ursachen nur eine zu nennen, nicht wohl an. Denn sie wär weder bigott aus Dummheit, noch leichtsinnig aus Eitelkeit. In ein benachbartes Nonnenkloster sie zu bringen, das etwa mit dem ehrwürdigen Mönchskloster eine Quasiverbindung hatte, war auch unthunlich. Denn der alte Steinheim hatte zu viel Verstand, um ein Mädchen von ihren Jahren und Genie, und eine einzige Tochter, wie Erwine, aus leidiger Frömmigkeit Gott — oder welches wohl ziemlich einerley gewesen wäre, den Mönchen zu opfern und im Kloster verderben zu lassen.

Doch was wäre sie mit allen diesen körperlichen Reizen für den Mann von Kopf und Gefühl gewesen, wenn sie weiter keine Vorzüge gehabt hätte? Als Erbin eines großen Vermögens

mögens hätte sie wohl für irgend einen geizigen Geldkastenhüter eine gute Prise seyn, und als Schönheit vom ersten Range in der ganzen Gegend hätte sie als schöne Statüe zum Point de Vue in einen Lustgarten brauchbar seyn können; aber wehe dem Mann, den das Unglück getroffen hätte, sie als Braut heim zu führen. Doch das war bey Erwinen der Fall nicht. Wer sie sahe, bewunderte sie, auch ehe er ein Wort von ihren schönen purpurnen Lippen gehört hatte, und vermuthete schon voraus, die Natur werde ihr Meisterstück nicht unvollkommen und unvollendet gelassen haben, in einem so schönen Körper müsse eine eben so schöne edle Seele wohnen, wenn das Ganze nicht die häßlichste Carricatur seyn solle; und so war es auch. Ihre körperliche Schönheit war nur der geringste Theil ihrer Reize. Ihr Geist war es, der eine so unaussprechliche Anmuth, einen so unwiderstehlichen Zauber auf jene zurück warf, daß derjenige entweder — ein Kloß oder ein Narr gewesen wäre, der fühllos und kalt dabey hätte bleiben können. Ihr von Natur lebhafter Verstand war durch den Umgang mit den verständigsten Männern ihres Zeitalters, die in Steinheims Schlosse freyen Zutritt hatten, noch mehr ausgebildet worden. Jeder drängte sich zu dem süßen Geschäfte, ein Fräulein, wie

Erwine, das allem Anschein nach von der Natur bestimmt war, einst eine merkwürdige Rolle zu übernehmen, bilden zu helfen, und die Bemühungen ihrer Lehrer waren nicht vergeblich. Der Saame, der durch Unterricht, Gespräche, Lectüre — — holla! Herr Geschichtschreiber! das war ein häßlicher Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, die doch der Romanendichter sogar beobachten soll, und sie wollen gar eine wahre Geschichte schreiben — Lectüre in den damaligen tumultuarischen Zeiten, wo mancher edle Ritter und Herr froh war, wenn er statt seines Namens, den er nicht zusammen buchstabiren konnte, unter ein Document ein Kreuz zu setzen, im Stande war — hat es doch Groß-Connetables von Frankreich gegeben, die weiter nichts konnten — und nun gar Lectüre eines Frauenzimmers, die nicht weit über die Mauern ihrer väterlichen Burg gekommen seyn mochte, die möchte ich doch wohl kennen!

Nicht anders, lieber Leser! Der alte Steinheim war, wie gesagt, wenn es auf Kenntnisse und Geschmack ankam, ein Ritter von ganz anderer Art; so wenig man nun schließen darf: weil es jetzo viele Verständige von Adel giebt, die lesen und schreiben können, so können es

alle

alle — eben so wenig gilt der Schluß, weil es im eilften und zwölften Jahrhundert so viel rohe und unwissende Ritter gab, so waren sie es alle. Es bleibt also dabey —— der Saame, der durch Unterricht, Gespräche mit den aufgeklärten Männern ihrer Zeit und durch Lectüre ausgestreuet war, brachte tausendfältige Frucht.

Erwine kannte, schätzte und liebte nicht nur die Wissenschaften, vornemlich die Dichtkunst, sondern — — ich verbitte hier alles Holla machen, denn ich kann und darf der Wahrheit keinen Buchstaben vergeben —— sie war auch selbst Dichterin, und zwar nach dem Urtheil der damaligen Kenner, keine der schlechtesten.

Schade! daß damals noch kein schöner Geist den glücklichen und nahrhaften Einfall — (denn nahrhaft ist das Aemtchen doch immer, als Sammler eines Musenalmanachs sich für lauter fremde Arbeiten ein stattliches Honorarium bezahlen zu lassen) gehabt hat, einen Musenalmanach zu sammlen! Erwinens Name würde gewiß darinnen so gut geglänzt haben, als der Name einer Karschin, Gatterer, von Hagen, Rudolphi u. a. m. in den unserigen glänzet. Die Familiennachrichten der Steinheime

heime versichern wenigstens, daß sie ein natürliches angebohrnes feines Gefühl für alles, was schön ist, hatte, daß sie zwar keine der empfindelnden Modedamen war, die vor einigen Jahren — denn Gott sey Dank dafür gesagt, die Raserey, die vor einigen Jahren ganz Deutschland verpestet hatte, ist nun meist vorbey — ein Zetergeschrey erhoben, wohl gar in Ohnmacht fielen, wenn die Köchin ein Huhn abschlachtete, aber doch gern an einer mit fetten Kapaunen besezten Tafel saßen; daß sie aber eine von den weichgeschaffenen Seelen war, die recht für die Zärtlichkeit gemacht, sich gern rührenden Eindrücken überlassen, kurz — daß sie einen empfindsamen Sinn hatte; aber wohl gemerkt, in gutem Verstande das Wort genommen, und alles abgerechnet, was Aberwitz und Unsinn neuerlich als Empfindsamkeit gebrandmarkt haben. Und eben so mußten, wenn ich nicht ganz irre, diejenigen, die in der Dichtkunst, besonders in der damaligen Minnesängerey, etwas leisten wollten, geschaffen seyn.

Daraus läßt sich nun gar leicht erklären, daß sie einen überaus nachgebenden, dienstfertigen, offenen und leicht zu überredenden Charakter hatte. Hartnäckig war sie nie auf ihren Willen und Meynungen, vielmehr in vielen

len Fällen gar zu biegsam. Ein Umstand, der in ihrer Furchtsamkeit, irgend jemand zu nahe zu treten, seinen Grund hatte; aber auch ein Umstand, der auf ihr ganzes Leben einen nicht allemal glücklichen Einfluß hatte. Ihr Vater, der tapfere, keine Gefahr scheuende, und wo er Recht zu haben glaubte, geradezu tretende Alte, pflegte daher oft halb in Scherz und halb in Unmuth zu sagen, sie sey keine Steinheim, denn ihm, und wie er sagte und glaubte, der ganzen Steinheimischen Familie sey Furcht vor irgend etwas eine ganz unbekannte Sache. So dachte nun freylich Erwine nicht.

Oft wenn ihr Vater oder Bruder auf ein ritterliches Abentheuer, zu einer Schlacht, Fehde oder Kampf auszogen, zitterte und bebte das furchtsame Mädchen, wendete ihre nassen Augen weg, wenn die Ritter aufs Pferd stiegen, sich ein paar mal im Kreis herumtummelten, mit den Waffen klirrten, und dann in Gallop die Lanze schwenkend auf und davon jagten — dann gieng sie ins verschlossene Kämmerchen, betete eifrig zu Gott und der Mutter Gottes für das Leben der ihr so theuren ritterlichen Wagehälse, oder ins einsame dunkle Eichenwäldchen, dachte sich da alle mögliche Gefahren, denen sie jetzo vielleicht ausgesezt wären,

ren, schrie dann laut auf und eilte nach Hause, grämte sich von neuem, ängstigte sich in schreckhaften Träumen, und wenn dann nach Wochen, Monaten oder Jahren der Thürmer die glückliche Ankunft ihrer Lieben anblies, dann dankte sie Gott herzlich für die Erhörung ihres jungfräulichen Gebets, und gemeiniglich hörte dann der Ulmbaum oder der rieselnde Bach ein Liedchen von ihr auf die glückliche Ankunft der tapfern Ritter; auch trug es jezuweilen den benachbarten Klöstern ein stattliches Geschenk — eine Altarbekleidung, einen goldnen Becher, ein reichgesticktes Meßgewand und dergl.

Laß dichs, lieber Leser, nicht reuen, etwas lange bey Erwinens Bilde verweilt zu haben. Ich mußte sie dir von verschiedenen Seiten zeigen, weil sie in der Folge eine der Hauptrollen in der Geschichte übernehmen muß, die ich dir zu erzählen Lust habe, vorausgesezt, daß du zuzuhören nicht abgeneigt bist, als in welchem Fall nur allein alles dieses geschrieben seyn soll.

IV.

Mit dem Steinheimschen Hause stand ein anderes nicht weniger altes und berühmtes Haus in der genauesten Verbindung, das Haus der Grafen von Urach. Der damals lebende

Graf von Urach hatte sich mit einer Schwester des alten Conrad von Steinheim vermählt, und das war dieselbige, unter deren Aufsicht und Leitung Erwine diejenige Bildung erhielt, die ihr der alte Conrad bey aller seiner Sorgfalt dennoch nicht würde haben geben können, und die doch zur Vollkommenheit der weiblichen Grazie gehört. Wer kennt nicht jene feine Nüancen von weiblicher Delicatesse und Empfindsamkeit, jene Sorgfalt für das, was ich weibliches Decorum nennen möchte, jene sanftere Beugung des Geistes, wodurch Mutter Natur das Weib auf eine für uns Männer so angenehme Art charakterisirt hat, jenes feinere Gefühl für alles, was schön und reizend ist, wovon wir männliche Kinder der Natur uns oft keinen Begriff machen können, ob wir es gleich, wenn wir nicht gar zu huronische Köpfe und Empfindungen haben, an jedem Weibe schätzen, oft vermissen, suchen und nicht finden; es ist — ihr, die ihr es zu schätzen wisset, ihr verstehet mich schon, und ihr andere, die ihr mich nicht verstehet, ihr würdets auch nicht verstehen und schätzen lernen, und wenn ichs euch methodo mathematica vordemonstriren könnte — kurz es ist der Franzosen ihr Je ne sais quoi, das sich in keinem Pädagogio, Philantropin und Universität, wie sie auch immer heißen mögen,

wo

wo blos männliche Erzieher und Lehrer das Ruder führen, lernen läßt, und das ihr zu geben, der alte Steinheim, ob er gleich, wie wir oben gesehen haben, von viel feinerm Schrot und Korn, als tausend seines gleichen, dennoch viel zu barsch war — das ihr nur ein Weib geben konnte.

Im Vorbeygehen gesagt, mich dünkt bey allen neuern Versuchen, die verbesserte Erziehungskunst auch dem andern Geschlecht zu Theil werden zu lassen, bey allen Entwürfen, die man in unserm Jahrzehend gemacht hat, nicht blos für Knaben, sondern auch für Mädchen zu lehren, zu schreiben und zu drucken, bey allen Planen zu weiblichen Erziehungs-Instituten und Schulen sey das ein wesentlicher und großer Fehler, daß sie, so viel ich deren habe kennen lernen, alle von Männern — und was noch weit fehlerhafter ist, gemeiniglich von hochstudierten Männern gemacht und entworfen sind, die viel zu wenig mit der weiblichen Welt bekannt waren, um dem Ideal, das ich mir von weiblicher Erziehung gemacht habe, entsprechen zu können. Daß man als Gelehrter, auf einem der erhabensten Posten in der Gelehrten-Republic stehen, viele gründlich gelehrte Bücher in Folio, Quart, Octav und Duodez auch

selbst

selbst über Erziehung schreiben, und doch ein sehr mittelmäßiger Erzieher, vornemlich des weiblichen Geschlechts seyn könne, bedarf, da es die Erfahrung beweist, wohl keiner Demonstration.

„Man hat ja aber doch bey allen weiblichen „Erziehungs-Instituten auch weibliche Leh„rerinnen angestellet!„

Freylich wohl angestellet, allein was ist damit verbessert? Diese weibliche Lehrerinnen sind doch immer dem männlichen Director untergeordnet; müssen gar zu ängstlich nach dem von einem männlichen Kopfe entworfenen Erziehungsplan handeln; haben selbst noch immer eine viel zu große Prädilection für unsere männliche Einsichten, daß sie selbst da, wo sie oft besser und zweckmäßiger denken und handeln würden, sich nicht getrauen, selbst zu denken und selbst zu handeln, sondern gern ihren Verstand und Willen dem Joche und der Alleinherrschaft des männlichen unterwerfen.

Wenn nun diesem vermeynten Unheil abgeholfen werden sollte, so müßte wohl erst in der weiblichen Welt eine ähnliche Revolution vorgehen, als die war, die Basedow durch seine Erziehungsplane und Schriften in der männlichen verursacht hat. Die schätzbare

Frau Verfasserin der Pomone hat gut vorgearbeitet, und ihre Lina ist ein Mädchen, das zum Ideal bey noch künftigen weiblichen Erziehungs-Instituten dienen könnte. Aber wenn wird diese gehofte und gefürchtete Revolution angehen?

Gedult! lieber Leser! zwar werden weder ich noch du sie erleben; aber das Jahr 2440, das in so vielen andern Sachen große Veränderungen bringen soll, wird vielleicht auch in dieser Epoche machen, und viele angenehme Träume und fromme Wünsche realisiren. Mit vielem Vergnügen wollen wir dann aus unserm Fixstern oder wohin wir sonst versezt seyn werden, auf unsere irdischen Mitmenschen herabsehen, und ihnen unsern Beyfall zuwinken, wenn ihnen an unserm Beyfall dann noch etwas gelegen seyn wird, woran ich zu zweifeln, vielen Grund habe — —

V.

Erwine war, wie gesagt, von der Gräfin von Urach mit mehr als mütterlicher Treue, Zärtlichkeit und Gewissenhaftigkeit auferzogen worden. Sie war nach ihrer Mutter Tode sehr oft, besonders in Abwesenheit ihres Vaters, im Urachschen Hause. Zugleich mit ihr war nun

da der junge Graf Berthold von Urach aufgewachsen, der eine nicht weniger edle und gute Erziehung genossen hatte. Er hatte von Jugend auf ein von Natur feuriges Temperament; brannte leicht, wenn er beleidigt wurde, oder sich beleidigt glaubte, in Flammen auf; verzehrende Blitze waren dann seine Augen, und seine Stimme schreckender Donner. Sein Vater hatte zwar dieses oft zur Unzeit auflodernde Feuer zu dämpfen gesucht, aber es glimmte zu tief in ihm, als daß es ganz hätte ausgelöscht werden können, welches auch nicht rathsam gewesen wäre. Denn bey diesem seinem Jugendfeuer war er tapfer und edeldenkend, dies machte, daß aus ihm ein furchtbarer Kämpfer für Recht und Wahrheit und ein damals gewiß höchst seltener deutscher Patriot wurde, der vielen Höflingen, die dem alten Kaiser Heinrich IV. abtrünnig geworden, und auf Heinrichs V. Seite getreten waren, ein unangenehmer Anblick war.

Frühzeitig hatte er sich in allen ritterlichen Uebungen hervorgethan, wozu besonders der alte Conrad von Steinheim das seinige beygetragen hatte. Mit diesem war er als Schildknappe der Fahne Heinrichs IV. im Felde gefolgt, und hatte tausendfältige Gelegenheit ge-

funden, sich als ein braver und biederer Krieger zu zeigen, und diese Gelegenheit redlich genuzt. Er war ein Wetter im Streit, wohin sein Roß flog und sein Arm fiel, da folgte blutiger Tod hinter ihm her, und gewiß war das allemal der gefährlichste Platz im Treffen, wo Urachs Federbusch zu sehen war. Daher auch feige Memmen in der Armee sich immer nach ihm, wie nach einem Feldzeichen richteten, und so weit als möglich sich von dem Orte zu entfernen suchten, wo Urach stritt, weil sie gewiß wußten, daß dort das Treffen am heissesten sey. Durch diese kriegerische Heldenthaten, die ihm aber manchen Schweiß und Blutstropfen kosteten — denn nie suchte er seinen Heldenruhm an Schwachen zu erkämpfen, sondern wer ihm gleich war, wer bewafnet sich ihm, Gott und dem Recht, für das er focht, widersezte, — das war sein Mann — hatte er sich sehr bald, und eher, als man gewöhnlich in den damaligen kriegerischen Zeiten, wo man auf den Namen und Ruhm eines Ritters so eifersüchtig war, diese Ehre jungen Leuten ertheilte, doch zu der Ehre eines Ritters erhoben, und sich viel versucht. Er hatte unter Kaiser Heinrich dem Vierten in Welschland und Deutschland sich tapfer gehalten, hatte ihm manchen blutigen Sieg erkämpfen helfen, war an Kaiser- und

Königs

Königshöfen lieb und werth, bey allen ritterlichen Spielen, in Schimpf und Ernst ein gefürchteter Streiter, hatte schon manchen Dank aus Turnieren davon getragen, und manches liebekranke Herz schlug ängstlich, wenn Berthold von Urach seine Lanze schwang und auf seinem Roß, das die Würde seines Reuters zu fühlen schien, wie ein unbändiger Waldstrom daher stürzte, daß unter seines Pferds Hufen die Erde bebete. Manches hinter dem jungfräulichen Schleyer sittsam versteckte Auge blickte schmachtend nach dem wackern Jüngling, der nichts als Muth und Heldenkraft zu seyn schien, und auf nichts sah, als auf seinen ritterlichen Gegner, seine Lanze und sein Roß. Doch vergaß er nie nach Ritterpflicht und nach der Sitte seines Zeitalters durch alle erlaubte Dienstgeflissenheit seine Ehrerbietung gegen die Damen zu beweisen, sie gegen jeden Kämmerling in Schutz zu nehmen, und trotz dann dem, der eine Dame auch nur mit einem Blick beleidigte, die Urach schüzte. Inzwischen hatte bey allen Höfen und Turnieren keine die Kunst verstanden, ihm beym Austheilen des Danks zugleich Liebe für sich ins Herz zu leiten.

Erwine, für die der Knabe Urach schon manches Blümchen gepflückt, manches Sträus-

chen gebunden hatte, für den es oft ein Götterfest war, wenn er das Glück hatte, ein aufgeblühtes Veilchen eher als sie zu finden, und dann an ihren Busen zu stecken — Erwine, seine jugendliche Gespielin, für die er als Knabe mit andern Knaben sich wacker herumtummelte, war es, die er auch als Jüngling zur Dame seines Herzens auserkohren hatte. Sie waren mit einander aufgewachsen und kannten einander genau. Die kindische Liebe, die in ihren jüngern Jahren sie beherrschte und sie anfeuerte, alles auszusinnen, wodurch eines von beyden glaubte, dem andern ein unvermuthetes Vergnügen machen zu können, hatte sich bey zunehmenden Jahren nicht nur nicht verlohren, sondern war vielmehr zur wechselseitigen Zärtlichkeit angewachsen. Denn auch Erwine sah mit innigem Vergnügen auf den jungen Rittersmann, von dem sie wußte, daß er seine Rifterehre nicht blos in der Stärke und Kraft seines Arms, sondern auch und zwar vornemlich in Edelmuth seines Herzens suchte. Ihre beyderseitigen Eltern hinderten auch diese vor ihren Augen gekeimte und aufgewachsene Liebe nicht, sondern suchten sie vielmehr zu befördern. Denn was konnten sie sich für ein größeres Glück denken und wünschen, als das, in zwey ihrer Eltern so würdigen Kindern sich

selbst wieder aufblühen zu sehen, und durch eine eheliche Verbindung die beyderseitigen Häuser noch enger zu verknüpfen, als sie schon durch die Bande des Bluts und der Gleichheit ihrer Gesinnungen verknüpft waren?

VI.

Du kennest nun, lieber Leser, die beyden Familien, die in dieser Geschichte die Hauptrollen übernehmen werden, jezt — wenn dirs beliebt, thun wir wieder einen Blick in die deutsche Reichsgeschichte, und in das Leben der beyden Heinriche, Vater und Sohn.

Heinrich der Vater, von drey Päpsten, Gregor, Urban und Paschal zu wiederholten malen mit Excommunication, Bann, Fluch und Interdict belegt, mußte die Lasten der Menschheit, so drückend sie auch waren, so lange tragen, bis endlich der alte Mann ihrer Schwere unterlag. Und traun! lieber Leser, es war ein hartes Schicksal, das ihn traf! Deutschland und Welschland schien sich zu seinem Untergang vereiniget zu haben. Den größten Theil seiner Freunde überlebte er, und die ihm noch übrig blieben, waren zu schwach, um ihn so kräftig und thätig unterstützen zu können, als sie selbst wünschten und seine gerechte Sache

che verdiente. Die junge heranwachsende Welt, die ihn als eine untergehende und seinen Sohn, als eine aufgehende Sonne betrachtete, wendete sich lieber gegen diese, von deren Stralen sie Glanz und Wärme hofte, als gegen jene, die allem Anschein nach bald ganz verlöschen mußte. Geistliche und Weltliche glaubten ihre Rechnung besser bey dem Sohn als bey dem Vater zu finden.

Die Geistlichkeit sahe immer mehr ein, welch ein für sie vortheilhaftes System, Gregor — der stolze, listige und unternehmende Mann entworfen hatte, und machte Miene, seine Grundsätze gegen Heinrich den Vater zu vertheidigen, der Einsicht gnug hatte, um zu wissen, welch ein schweres Joch für deutsche Prinzen das Joch der päpstlichen Hierarchie sey; und dem es auch nicht an Muth fehlte, um sich den Usurpationen der Geistlichkeit zu widersetzen.

Die weltlichen Fürsten und Ritter hatten sich theils schon zu sehr unter das päpstliche Joch gebeuget und zuviel von ihren Gerechtsamen vergeben, als daß sie nun Kraft gnug gehabt hätten, ihm ihren Nacken wieder zu entziehen, gesezt auch, daß es ihnen an Lust und Willen dazu nicht gefehlt hätte; theils war auch

schon

schon ein gewisser Geist der Bigotterie, der freylich immer eine große Schwäche voraussezt, in ihnen rege geworden, der es ihnen nicht einmal in Sinn kommen ließ, an der Wahrheit oder Falschheit der päpstlichen Prätensionen zu zweifeln. Der Aberglaube, eine Tochter der Unwissenheit, hatte schon sein mächtiges Zepter über Deutschland ausgestreckt. Man verehrte in Roms oberstem Priester die Gottheit auf Erden. Und diese unwürdige Copie der Gottheit, die man in Rom so sehr versudelt hatte, wußte sich das Ansehen eines Oberhaupts über Christen und Nichtchristen zu geben. Kronen zu verschenken und wieder zu nehmen; Unterthanen nach Belieben, je nachdem es die römischen Finanzen erfoderten, von ihrem Eid und Pflicht zu entbinden, und sie auf solche Art zu privilegirten Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu machen, war damals am päpstlichen Hofe etwas Alltägliches.

Die durch diese Usurpationen in Furcht gejagte deutsche Fürsten zitterten, so bald es von Rom her blizte, fielen nieder und beteten an, und küßten ehrfurchtsvoll den Fuß, der ihnen auf den Nacken trat. Manche verstanden auch die Kunst, in solchen anarchischen Zeiten im Trüben zu fischen; solchen war es schon recht,

 wenn

wenn Deutschland bald hier, bald dort in Flammen stand. Aus diesen und hundert andern Ursachen hielten es die meisten für besser gethan, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und sich zu des jungen Heinrichs Parthey zu schlagen.

Dieser war listig gnug, um einzusehen, daß er es, bevor er nicht seinen Kaiserthron recht feste gegründet habe, mit den geistlichen Herrn nicht verderben dürfe, die damals immer Mittel gnug in Händen hatten, ihn wankend zu machen. So wie nun der heuchlerische Prinz auf der einen Seite sich stellte, als ob er sich ganz nach dem Willen des Papstes, der eigentlich die Triebfeder war, die die ganze Maschine in Bewegung sezte, fügen würde, vorausgesezt, daß der Statthalter Gottes ihn gegen seinen Vater und dessen Freunde auf alle Art mit seiner statthalterischen Macht schüzen und unterstüzen wolle; so brauchte dieser wieder des Prinzen Ehr- und Geldgeiz, um seine eigenen hierarchischen Plane durch ihn ins Werk zu setzen. Es glückte ihm auch, den jungen Heinrich auf eben die Art, wie ehemals seinen ältern Bruder Conrad, gegen den alten Kaiser aufzuwiegeln. Bald schreckte man ihn mit Fluch und Bann, bald aber auch mit der weit mächtiger wirkenden Vorstellung, daß er, wenn

er

er nicht bald zuführe, vielleicht gar noch um Krone und Zepter kommen könne, und der Sohn war Bastard gnug, um sich zum schändlichen Werkzeug gegen seinen alten, durch Kummer und Sorgen vor der Zeit grau gewordenen Vater brauchen zu lassen. Einem andern, der noch nicht ganz das natürliche Gefühl von Ehre und Scham verloren gehabt hätte, wäre doch wohl einmal der sehr natürliche Gedanke durch den Kopf gefahren: aber es ist doch dein Vater — dein der Grube ohnehin schon naher Vater, der dir doch bald durch seinen Tod Platz machen wird — ihm hast du Leben, Erziehung und Anwartschaft auf Ehre und Krone zu danken — ihm hast du ja mit einem Eide beschworen, seine lezten Tage nicht durch Ungehorsam und Einmischung in Regierungsgeschäfte zu verbittern — dein ist die Schuld, wenn er mit Herzeleid in die Grube fährt.

Auf den jungen Heinrich schienen zwar diese Bedenklichkeiten zu wirken, und er äußerte sie auch, entweder, weil er wirklich fühlte, welch ein Ungeheuer er sey, wenn er seines Vaters lezte Tage muthwillig im Angesicht der ganzen deutschen Nation verbittere; oder was wohl noch wahrscheinlicher ist, er stellte sich,

als ob er diese Bedenklichkeiten fühle, nur um sich dem Papst noch wichtiger zu machen; oder wenigstens vor dem edeldenkendern Theil der Nation das Ansehen zu haben, als ob es ihm viel Kampf und Ueberwindung gekostet habe, die Schritte zu thun, die er auf Anstiften des Papsts dennoch that. Gnug! der Oberpriester wußte ihm alle diese nichtigen Zweifel wegzudistinguiren, und so wurde sein zartes Gewissen völlig beruhiget; denn für welche Schandthat hat nicht Roms hierarchische Logic eine Distinction erfunden!

„Dein Vater, sagte man zu Rom, ist „im Namen Gottes mit Bann und Fluch belegt — keiner seiner Unterthanen ist ferner „an den ihm geleisteten Eid gebunden — „willst du allein Gott und seinem Statthalter „ungehorsam seyn?

„Zehntausend Eide gelten nichts gegen ein „einziges Wort, das ein Priester im Namen „Gottes spricht; schwöre sie heute, morgen „kann dich Gottes Statthalter davon entbinden, wenn es die Ehre Gottes und seiner „Kirche fodert — und das ist gerade jezt der „Fall. Du liegst so gut wie dein Vater unter „ewigem Bann und Fluch, wenn du nicht von „Stund an alle Gemeinschaft mit dem excom-

„muni-

„municirten Rebellen aufhebst, der sich Gott „und Gottes Legaten, der sich den Rechten und „Freyheiten der Kirche widersetzet — noch „mehr, wenn du nicht von Stund an gemein„schaftliche Sache mit denen machst, die um „Gottes und der heiligen Kirche gerechte Sa„che eifern.„

So sprach man in Rom, oder vielmehr, so lästerte Gottes Statthalter den, dessen Rechte zu vertheidigen, er sich die fromme Miene gab. Heinrich sah die Vollwichtigkeit dieser Gründe ein, denn es war Wasser auf seine Mühle. Darauf eben hatte er gewartet, daß seine hämische und boshafte Räuberplane auch das Ansehen von Pflicht und Recht erhalten sollten — jezt erhielten sie es, wenigstens schienen sie es zu erhalten, nun war es Zeit öffentlich loszubrechen, und nicht mehr im Hinterhalt wie ein hungriger Wolf mit blutgierigen Augen auf Raub zu lauern — er brach los, verließ seines Vaters Armee, gieng, ohngeachtet dieser ihm nachschickte und ihn bitten ließ, doch nicht wieder zu ihm. Wie schön war es, daß er jezt den Vorwand hatte, er dürfe mit einem von Gott Verfluchten und Verbannten keine Gemeinschaft haben, so lieb ihm seiner Seele ewiges Heil und Glück sey.

O! über den Bastard! sprichst du, lieber Leser?

Ich sage es mit: O! über den Bastard! — —

VII.

Es half dem guten alten Heinrich nichts, daß er sich erbot, das Recht oder Unrecht seiner Sache, wenn ja Excommunication das große Aergerniß sey, das seinen Sohn und den deutschen Reichsfürsten zur friedlichen Versöhnung im Wege stehe, von einen Concilio, oder auch, wenn es seyn müsse, vom Papst untersuchen zu lassen. Nur bat er, der nun schon die Welt und die Menschen, die er vor sich hatte, mit seinem Schaden besser hatte kennen lernen, man möchte die Bedingungen, unter welchen er wieder in den Schoos der Kirche, woraus man ihn, Gott weiß mit was für Fug und Recht, geworfen hatte, könne aufgenommen werden, so machen, daß sie vor Gott und redlichen Männern statt finden könnten. Ein Schritt, den zehn andere von ihren Kindern verlassene Väter, oder von ihren Vasallen gereizte Fürsten nicht gethan haben würden! Aber Heinrich, der durch Menschentrug, List und Bosheit gedruckte Kaiser, von seinen undankbaren Kindern verfolgte, durch so mannigfaltige

Drangsale schon stumpf und muthlos geworde-
ne, dem Grabe nahe Alte, that ihn.

Allein guter Heinrich! es war jezt nicht die Frage, durch was für Mittel du in eine Gesellschaft wieder aufgenommen werden solltest, aus der dich Schelme und schurkische Pfaffen ausgeschlossen hatten, und worinnen dich einige wenige dir übrig gebliebene Freunde, aller Schurkereyen ohngeachtet, womit man sie chikanirte, dennoch vermißten — sondern dich auf immer von ihrem Angesicht, das den Anblick eines ächten deutschen Mannes nicht aushalten konnte, zu verbannen, dich so lange zu ängstigen, bis dein kummerbelasteter Geist, des ewigen Drängens und Stossens müde, da Freyheit suchen würde, wo es keine stolzen Päpste, keine undankbaren Söhne, keine erzbischöfflichen Heuchler mehr giebt, wo kein päpstlicher Bannfluch, kein Interdict, keine Excommunication, und wäre sie von tausend Statthaltern Gottes auf Erden gesprochen, und von zehntausenden wiederholt, und von hunderttausenden bestätiget, mehr gültig ist — dahin dich zu anathematisiren, das war der Plan der gottlosen Rotte, die dein Sohn unter der Leitung eines allerheiligsten Heuchlers anführte. Deine Bitte um Gericht über Recht

und Unrecht, über Wahrheit und Betrug, über Unschuld und Bosheit kam zu spät. Dein Proceß war schon gemacht und geendiget, ehe er begann — Kläger, Zeugen und Richter war eine Person; man kennet schon die Formalitäten, die bey solchen Richtersprüchen statt haben — sie sind nicht viel werth.

Des nachgebenden alten Heinrichs Bitte wurde nicht angenommen, weil man einmal beschlossen hatte, ihm keinen Ausweg zu lassen, als — Niederlegung der Krone oder Tod. Der junge Heinrich durchzog das Baier- und Sachsenland, um seinem Vater Feinde und sich Anhänger zu verschaffen, und war auch glücklich gnug. Sein Zug gieng dann nach Sachsen, wo er einen von seinem Recht und Gerechtigkeit handhabenden Vater wegen Intoleranz gegen Juden abgesezten habsüchtigen Erzbischoff wieder einsezte — dann nach Franken. Der Vater folgte. Der Sohn mußte nach Baiern und Schwaben weichen. Jezt trafen sie sich so, daß ein Treffen die Sache würde entschieden haben. Der alte treuherzige Mann ließ sich aber zu einem Vergleich bereden und — ward verrathen. Muthlos verließ er seine Armee, und flüchtete an den Rhein. Dadurch verdarb er alles. Der Sohn hatte nun offenes

Feld,

Feld, und um das Aeußerste zu wagen, schrieb er einen Reichstag nach Mainz aus. Dieser Schritt that dem alten Vater wehe. Er ermannte sich, um entweder den Reichstag zu zerstören, oder mit einer Armee zu beweisen, daß er, und kein anderer Mensch unter der Sonne, rechtmäßiger deutscher Kaiser sey.

Der listige Sohn gieng ihm entgegen und machte den Alten durch Vorstellungen wieder in so weit ruhig, daß er seine zusammengezogene Armee verließ, und nur dreyhundert Reuter bey sich behielt, mit welchen er nach Bingen gieng, um dort den Ausgang des Reichstags, der zu Mainz gehalten wurde, abzuwarten. Eine Schwäche des alten Mannes, die ihm theuer zu stehen kam, denn er war hier nichts mehr und nichts weniger, als Staatsgefangener seines Sohns!

Sein Sohn, der fromme Heuchler, der nichts als Betheuerungen, daß er alles für die Einigkeit der Kirche und für ihre Rechte und Freyheiten thue und thun müsse, im Munde führte, verstand die Kunst, durch Priesterpolitik und Pfaffentrug die Sache auf dem Reichstage dahin einzuleiten, daß die versammleten Großen den tapfern, ehrwürdigen Kaiser Heinrich den Vierten der Krone unwürdig erklärten,

um sie seinem nichtswürdigen Sohne aufzusetzen.

Jezt entstand die große Frage, womit man den neuen Kaiser krönen wolle, da die Reichskleinodien noch in den Händen des Alten waren, und da man damals diese Insignien nach dem einmal angenommenen allgemeinen Volksglauben schlechterdings besitzen mußte, wenn die Wahl gültig und bestätiget seyn sollte. Ihrer bösen und ungerechten Sache sich bewußt, wagten es die Räuber nicht, den alten, Ehrfurcht und Mitleiden erregenden Mann, nach Mainz zu bringen, um ihn da mit allen Formalitäten der Krone zu berauben. Zwar schüzten sie seine Excommunication vor, warum sie das nicht thun dürften — denn ein geweiheter Diener Gottes und der Kirche dürfe mit keinem vor Gott und der Kirche Verfluchten in Gemeinschaft kommen; — eigentlich aber hielt sie die Furcht davon ab, daß ein Aufruhr bey dem Anblick des unglücklichen großen Mannes entstehen möchte.

Um jedoch bey der Ausführung eines Bubenstücks nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, giengen die Erzbischöffe von Mainz und Cöln und der Bischof von Worms nach Bingen, wo der unglückliche Fürst von allen verlassen

lassen saß, um von ihm, es sey auf welche Art es wolle, mit Güte oder Schärfe die Reichs-Insignien zu fodern. Sie kamen an. Es wurde dem alten Mann gemeldet, wer gekommen sey, und in welcher Absicht. Lange saß er, die Augen bald auf die Erde, bald zum Himmel zu dem Richter gerichtet, der recht richtet, — konnte und wollte sich nicht überreden, daß sein Sohn, daß geheiligte Diener Gottes — denn das wollten sie seyn — in der Bosheit und Niederträchtigkeit so tief herabgesunken seyn könnten — doch es war so. Er entschloß sich also, die Abgeordneten vor sich zu lassen, und nun entstand ein Auftritt, der jedes noch nicht ganz verstimmte Menschenherz rühren mußte, der aber diese entschlossenen Heuchler nicht rührte, zum Beweis, wie unverbesserlich böse sie waren.

VIII.

Sie traten hinein, und fanden wider ihr Vermuthen einen Anblick, der sie zwar überraschte, aber auch nichts mehr wirkte als Ueberraschung — den unglücklichen Fürsten fanden sie mit allen Reichsinsignien angethan sitzen.

Was ist, fragte der Kaiser mit allen gesammleten Kräften, — was ist euer An-

bringen — was suchet, oder was wollet ihr?

Den Willen Gottes ausrichten — antworteten die Bischöffe mit schamloser Stirn geübter Verbrecher.

Und was ist der Wille Gottes?

Was den Befehlen des Reichstages und seines Statthalters auf Erden gemäß ist, ist Stimme Gottes. Uns seinen Dienern ist es aufgetragen, das Reich einem Fürsten abzunehmen, der sich desselben unwürdig gemacht hat, dem es Gott und die Kirche genommen; denn wer von Gottes Statthalter verworfen ist, der ist von Gott verworfen. Heinrich der Fünfte, der gehorsame Knecht der Kirche, dem Gott eine lange und glückliche Regierung verleihen wolle, ist es, dem diese Zeichen kaiserlicher Würde von nun an gehören; ihm sie zu überbringen, dazu sind wir von Gott gesandt.

Von Gott gesandt? von Gott? nicht doch von Gott — Heuchler sandten euch und Rebellen, und Gott! o Gott! wie habe ich das an dir verbrochen, daß ich einen solchen Sohn zeugen mußte! Sohn! Sohn! ist das der Lohn — ist das der Dank eines Kindes gegen seinen Vater? Du soll-

solltest meines Alters Freude, eine Stütze in meiner Schwachheit werden, mein Trost in Leiden, mein Rathgeber in Verlegenheit — ach sie ist gebrochen die Stütze — sie ist traurige Wehklage geworden die Freude — du lohnst mir, deinem alten auf der Grabesschwelle wankenden Vater, mit Spott und Hohn — lohnst mir mit Frevel und hämischer Tücke — suchst in meiner Schande deine Ehre, in meinem Tode dein Leben; denn ach! ich fühls, wie's in meinem Innersten frißt — Gift des Todes und der Höllen schenkst du mir ein — wirst Kaiserschänder — Vatermörder — Mörder eines von Leiden und langem Kampf, von Gram und Sorgen müden Vaters, der gern in Ruhe die Wallfarth des Lebens, die ihm so manchen sauren Schweis gekostet hat, geschlossen hätte! Sohn — mein Sohn! — doch bist du auch mein Sohn! nicht Bastard irgend eines wilden, mit Menschengefühl unbekannten Räubers? O! leider mein Sohn — Sohn eines Kaisers — eines abgesezten Kaisers — durch den Sohn geschändeten Kaisers! daß ich den Gedanken nicht denken dürfte — nicht denken könnte — daß in diesem Augenblicke Vernichtung aller Sinne mich träfe! —

 aber

aber ich denk' ihn, den schändenden — Herz durchschneidenden Gedanken — ach! ich denk' ihn — ich muß ihn denken — er ist Kaiser und ich — bin Knecht! aber nein! noch ist er es nicht — soll's nicht werden — bey Gott! soll's nicht werden, so wahr — — doch was schwör' ich? was soll mir die Last, die mich schon Jahrelang mit Zentnerschwere drückt — mich tief zur Erde gebeugt hat? — was soll mir der Tand — das Puppenspiel — ach! eile nicht! Heinrich! eile nicht! es wird dir bald gnug zum Ekel werden — bald gnug wie Felsengebürge dich drücken. Nimm sie hin die Krone, deren Glanz dir die Augen blendet — nimm sie hin! — doch daß du gerade — du mein Sohn — durch Eide und Schwüre, wär's auch nicht durch Blut mir verbundene Sohn es bist, der mich nieder in Staub, in Schande und Elend stößt! ha! das schneidet Luft und Athem ab — das macht siedendes Blut — kocht Todes-Gift! Sohn! höre mich, höre die Stimme — vielleicht die lezte deines kummervollen, leidenden — durch dich leidenden Vaters — höre mich, daß einst auch Gott und deine Kinder dich wieder hören.

War es nicht gnug, daß ich dich schon bey meinem Leben zu meinem Nachfolger ernennen ließ, daß ich dir nachgab, wo Ehre und Gewissen nachzugeben erlaubten; habe ich der Mühseligkeiten des menschlichen Lebens und seiner Lasten noch nicht gnug getragen? o! ich dächte doch! Und du willst mir die Bürde, statt sie zu erleichtern, noch so schwer machen, daß dein alter sorgenbelasteter Vater darunter nothwendig versinken muß? O! wie war der Kelch meiner Leiden so voll — so bitter! doch trank ich ihn bis auf die Hefen — mußt ihn trinken, und du willst, statt mir einen Labetrank mit Kindeszärtlichkeit zu reichen, mich in Gift eintauchen?

Schone deines Vaters — deines mit Schande und Elend kämpfenden Vaters! sieh! ein deutscher — ein alter versuchter Krieger, der nie eine Thräne kannte, es sey denn Thräne des Mitleids oder der Freude, weint jezt Thränen des Kummers, des herzfressendsten Kummers, die ihm sein Sohn aus den vertrockneten Augen presset — diese Thränen, diese blutige Thränen, wenn du sie ohne Gefühl und Mitleid fließen sehen kannst, oder nicht sehen willst, so sieht sie Gott — der Gott, der mich und dich rich-

tet — Jesus! Maria! mich und dich richtet — und sammlet sie. Und dein Urtheil, lieber Heinrich! wenn Gott dich nach diesen vergeblich geweinten Vaterthränen richtet — dein Urtheil muß das Urtheil der Verdammten seyn, denn sie schreyen um Rache, diese Seufzer und Thränen deines Vaters — Gott hört — Gott richtet sie, und mit Höllenschmerz werden sie dich brennen — dann brennen, wenn die Gebeine deines flehenden Vaters längst als Staub vom Wind verweht sind — o! lieber! laß mich nicht dein Ankläger vor Gott und deutscher Nation werden — muß ichs werden, dann muß ich dir fluchen, und Vatersfluch zieht Fluch des Allmächtigen nach sich — trifft besser, verwundet tiefer, als Fluch eines römischen Bischofs — brennt ewig wie siedend Oel — wehe! wehe dir!!

So sprach, oder vielmehr, so jammerte der trostlose unglückliche Vater, und die erzbischöflichen Heuchler standen und sahen das zerrissene blutende Vaterherz, ohne auch nur eine Zuckung desselben mitzufühlen. Er wendete sich zu ihnen:

Nun was steht ihr? was wollet ihr! geht und saget meinem Sohn, daß ich noch Vater sey, daß ich noch fühle, was es heiße

Vater

Vater seyn, aber daß ich auch fühle, was es heiße — vom Sohn geschändeter Vater seyn. Gebt ihm meinen Segen, wenn er zu einer gütlichen Versöhnung, die meiner Kaiserwürde und meinem Vaterherzen nicht entgegenläuft, bereit ist; ist er das aber nicht — bewegen ihn die Thränen, Bitten und Seufzer eines trostlosen Vaters nicht — gilt ihm der Befehl seines Kaisers nichts mehr; dann Fluch — dann Gottes schwerster Fluch —— wie? was sag ich? ach! wenn Gottes allmächtige Kraft auf sein verführtes Herz wirkte — denn hell und klar seh' ich's, als ob's mit Sonnenlicht geschrieben vor mir stände — verführt ist sein Herz, durch Pfaffenlist und Priestertrug verführt — wenn ich eine Thräne der Reue fließen sehen — einen Blick kindlicher Liebe von ihm auffassen — wenn ich ihm Empfindung ins fühllos gewordene Herz sprechen könnte!! ach! Gott! in seine Arme wollt' ich fliegen, in seinen Schoos Kron und Zepter legen, und in seinen Umarmungen ruhig entschlafen — aber so — so mit Gewalt — mit List und Trug!! nein! nein! unmöglich!

Und nach einer kleinen Pause ——

Nun Priester, was wollt ihr?

Die Reichsinsignien wollen wir. Es ist der Wille — es ist der Befehl des versammleten Reichstags.

Nun dann — so wisset, ich bin Kaiser. Kennt ihr ihn, den Heinrich, der vor unverschämten Drohungen zu erschrecken nie gelernt hat? Kennt ihr ihn — so steht von eurer Foderung ab. Wisset, Heinrich läßt diese Zeichen seiner Kaiserwürde, die ihm von Gott und Rechtswegen gehören, und deren er sich durch kein Laster, durch keine Vergehung, als die in Pfaffenhirn ausgebrütet worden, unwürdig gemacht hat, nicht gutwillig fahren. Ihr spottet des Löwen, der matt von der Hitze des Tages euch wenig fürchterlich scheinet, aber reizet ihn nicht, er möchte doch wohl zu eurem Schaden noch Kraft gnug haben — er möchte aufspringen und in eurem Blute sich kühlen.

Und dann Priester, bedenkt, was ihr seyd, und handelt nach eurem Beruf. Boten des Friedens und Prediger des Rechts zu seyn, war eure Bestimmung, und ihr gießet Oel in die lodernde Flamme der Zwietracht, ihr prediget Rebellion und Aufruhr, ihr unterstüzt die Bosheit und Ungerechtigkeit, ihr beugt das Recht.

Durch

Durch euch bin ich ein Gesalbter des Herrn geworden, wo ist die Ehrfurcht, die ihr einem solchen schuldig seyd? Noch einmal sag ich es — hier bin ich, und hier sind die Zeichen, die beweisen, ich sey euer rechtmäßiger Kaiser. Gutwillig gebe ich sie euch nicht, so lange diese Augen offen stehen und dieses Herz noch schlägt. Wollt ihr sie erhalten, so wagt es, eure unheiligen Hände an den Gesalbten des Herrn zu legen — werdet Rebellen — Betrüger und Eidbrüchige gegen euren rechtmäßigen Fürsten — werdet es, wenn ihr unverschämt gnug seyd, aber ich sag euch, der Zorn Gottes des Gerechten, dem ihr dienet — des Allmächtigen, den ihr durch eine solche That reizet, wird und muß euch treffen, und euch bis in das innerste Mark wie höllisches Feuer brennen. Ich dachte nicht, daß es nöthig wäre, Priestern Gottes so etwas sagen zu müssen, aber es ist so, und schlimm gnug, daß es so ist. Jezt wißt ihr, was ihr wissen sollt, und nun entschließet euch, was ihr thun wollet — ich bin entschlossen!

IX.

Auch die Bischöffe hatten sich mit entschlossener Bosheit bewaffnet — auch sie waren ent-

entschlossen und blieben ohne Rührung. Gleichsam als ob sie wüßten, daß sie es nicht laut sagen dürften, ohne sich bey Verständigen lächerlich zu machen, brummten sie etwas von Reichstagsschlüssen, von Willen Gottes, Ungehorsam gegen die Kirche — Gott habe das Reich von ihm genommen und seinem Sohn gegeben, und was dergleichen priesterliche Gemeinsprüche mehr waren. Dann fielen sie über den unglücklichen Kaiser her und nahmen ihm ein Kennzeichen seiner Würde nach dem andern ab.

Da er sahe, in welche Räuberhände er gefallen sey, widersezte er sich auch nicht länger, sondern sah äußerlich ruhig zu, aber in ihm brannte verzehrend Feuer. Sie giengen mit ihrem Raube davon.

Allmächtiger und gerechter Gott! rief er endlich, nachdem er eine Zeitlang gleichsam in sich selbst gekehrt, ohne Bewußtseyn und Besinnen gesessen hatte — ihm war, als ob das alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sey — allmächtiger und gerechter Gott! so ist es doch wahr, sie haben deinen Gesalbten geschändet und entweihet — sie, die deiner Gesetze Handhaber, und deiner Liebe und deines Friedens Prediger seyn sollen! Gott! — Gott der Rache! nicht an die-

diesen gottlosen Werkzeugen deines Zorns — an dir, an dir allein hab' ich gesündiget — nicht an meinem unwürdigen Sohne. Wie lange hätte es denn noch gedauert, so hätte mein Tod ihn auf eine rechtmäßige Art zum Besitz der Ehrenzeichen gebracht, die ihn nun schänden. Rache! Gott! Rache und ewigen Fluch —— aber nein! nicht Rache — nicht Fluch! Was droh' ich? wem droh' ich? ist's doch mein Sohn! Gott! wenn du diese Räuber, wenn du ihn, den unwürdigen Kaisersohn strafst, und du strafst gewiß, so gieb ihm Zeit zur Reue!

Ach! ich kann nicht mehr, wie ich gern wollte — schwach und elend sitz' ich hier — stumpf und abgespannt ist jede Fiber an mir. Da noch Kraft diesen Arm stärkte, daß ich muthig das Schwerdt ziehen, und meinen Gegnern ins Gesicht sehen konnte, da — da wagten sie's freylich nicht, die hämischen Betrüger. Aber nun — Gott, hilf mir tragen die Last, die du mir auflegst, stärke mich Schwachen, daß ich im Jammer nicht erliege. Dieser alte graue Kopf möchte gern und kann doch nichts mehr aussinnen, das ihn retten könnte — und dieses Herz — ha! wie schlägt's — wie tobt's in ihm!

Aber Geduld! bald wirst du ruhig werden, du stürmisches Meer — bald wirst du, geheilt von deinen Wunden, die ein Sohn mir schlug, langsamer schlagen — o! die Vergangenheit — die Vergangenheit! wie schrecklich war sie mir! und die Zukunft —— hu! mich schüttelts! — die Zukunft noch tausendmal schrecklicher! Elend und Schmach ohne Nahmen — hülle mich in deine Schleyer, Nacht des Todes! ewige Nacht! daß ich nicht schaue die Greuel, die meiner warten! — ach Gott! mir schwindet Himmel und Erde — — Sohn! Sohn! ich kann nicht mehr — laß ab! laß ab! ——

Kraftlos sank er hin. Bald aber ermunterte ihn wieder das Geklirre von Waffen, das in sein Ohr drang. Es traten Soldaten von seines Sohnes Anhang in das Zimmer, deren Anführer ihm ankündigte, er sey sein Gefangener, den er von Bingen nach Ingelheim zu führen Befehl habe.

Und wer gab euch den Befehl?

Heinrich, der neue Kaiser, dem wir Gehorsam und Treue eben geschworen haben, gab ihn mir.

Wie? Heinrich, mein Sohn gab euch den Befehl? o! lügt, ihr höllischen Lügner.

ner. Höre! bey Gott und allen Heiligen, bey deinem Leben und Seelen-Seligkeit beschwör' ich dich — du Kriegsmann! sage die Wahrheit — gab dir mein Sohn den Befehl?

Bey Gott und allen Heiligen — bey meinem Leben und Seelen-Seligkeit schwöre ich — er gab ihn mir.

Ha! Undankbarer! auch nicht einmal Freyheit willst du mir lassen? war dirs nicht gnug, mich vor aller Welt auf die entsetzlichste Art zu schänden? auch diese Luft, die ich athme, soll ich nicht mein nennen dürfen — soll ich nicht frey athmen! Schändliches Ungeheuer! Doch er ist euer Kaiser, wie ihr sagt. Jezt ist es nicht Zeit, zu untersuchen, ob rechtmäßig oder nicht. Kommt, Kinder! helft einem alten schwachen Mann auf die Füsse, den Alter und Jahre, den Gram und Sorgen nicht lange mehr die Schandthaten sehen lassen werden. Was säumen wir? ich folg' euch, wohin ihr wollt. —

Sie führten ihn nach Ingelheim.

So siegte der heuchlerische Prinz über seinen alten Vater. Gewalt und Betrug — wer kann zwey so mächtigen Feinden widerstehen?

hen? — entrissen ihm die Krone, der er auf alle Fälle würdiger war, als sein Sohn.

Dort mußte der alte schwache, abgesezte Kaiser eine Zeitlang den äussersten Mangel leiden. Sein trauriges Schicksal rührte selbst einige von seines Sohns Parthey. Sie stellten ihm vor, in welchen kümmerlichen Umständen er lebe. Es sey doch sein Vater, und also billig, etwas von der Härte, womit er behandelt werde, nachzulassen.

Er ist, sagte der fromme Sohn, seiner Sünden wegen in den Bann gethan. Kann ich sein Schicksal ändern, oder darf ich es? Es hieße in die Rechte Gottes und des heiligen Vaters eingreifen, wenn ich anders gegen ihn handeln wollte — und das verbietet mir Religion und Gewissen. —

O! über den frommen religiösen Sohn!!

X.

Der Vater wußte wohl, daß er sich von diesem frommen Heuchler nichts versprechen durfte, denn, nach dem zu urtheilen, wie er bisher mit ihm umgegangen war, war er unverbesserlich boshaft. Er würdigte ihn also auch keiner Bitte um Freyheit oder Erleichterung seines harten Schicksals. Er dultete und trug

seine

seine Leiden, so gut er konnte, und hoffte täglich Freyheit und Erlösung durch den Tod — er hoffte bis jezt vergebens. Jezuweilen fuhr ihm aber doch eine Erinnerung an seine ehemaligen Freunde, denen er so viele Wohlthaten erzeigt hatte, und die sonst so fest an ihm zu hängen schienen, durch den Kopf.

Der Bischoff zu Speier, einer seiner ehemaligen Höflinge und wärmster Freund, schien ihm derjenige zu seyn, der am ersten im Stande sey, ihm einigen Trost und Brod zu verschaffen, ohne seinem undankbaren Sohne lästig werden zu dürfen. Heinrich hatte sich ehemals gegen dieses Bisthum vornemlich freygebig erzeigt. Er hatte die Kirche bauen lassen, die die prächtigste in ganz Deutschland war — er hatte auch dem jetzigen Bischoff zum Bisthume verholfen. An diesen wendete er sich also und bettelte — im eigentlichsten Verstande des Worts — er bettelte um eine Präbende zu Speier.

Sieh! waren seine Worte, ich bin des Reichs entsetzt — ich bin hoffnungslos — für mich ist Kampf und Streit vergebens — gieb mir um Gottes willen ein Canonicat in deinem Stifte, daß ich Brod habe. Lesen kann ich und im Chor singen — ich will Lebenslang dafür beten.

So weit war der unglückliche Kaiser durch die Bosheit seines Sohnes herabgesunken. Es war ein kläglicher Auftritt, da er als Kaiser im Schloßhof zu Canossa barfuß im wollenen Hemde im Schnee stand und Absolution vom Papst erflehete — aber dieser übertrifft doch wohl jenen. Hier stehet der Kaiser als Bettler, vor einem Bischoff, der ihm sein Glück dankt — schauet mit thränenvollem Auge auf die Kirche, die er bauete — und bettelt um Brod, das jene nicht gehabt hätten, wenn er es ihnen nicht gegeben hätte — er will ja im Chor singen, und Gottes Segen über seine Wohlthäter beten.

Ein Beweis, daß ihn die Fesseln, die ihm sein Sohn anlegte, hart drücken mußten, gewiß hätte er sonst nicht diesen Schritt gethan, der alles, was man sich Erniedrigendes denken kann, übertrifft.

Nun! was that denn der Bischoff?

Bey der Mutter Gottes — sprach der orthodoxe Bischoff — ich kann dir nicht helfen! Und der arme hungrige Heinrich mußte sich damit abweisen lassen. Sein Trost blieb das Grab, seine Hülfe der Tod. Bis dieser erschien, blieb ihm nichts übrig, als blutige heisse Thränen auf seine von Fesseln wund geriebenen

nen Narben zu weinen, die er als tapferer Krieger noch aus den siegreichen Schlachten, worinnen er focht, mitgebracht hatte.

Als er des Bischoffs Antwort erhielt, sah er eine Zeitlang mit stierem Blick auf die Erde — brach dann mit einem Blick voll Verzweiflung aus:

Kinder! Freunde! habt Mitleiden mit mir, die Hand des Allmächtigen lieget auf mir, und ist mir fast zu schwer geworden. *)

*) Ich weiß gar wohl, daß einige Geschichtschreiber, namentlich auch Herr Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, diesen Auftritt zwischen dem abgesezten Kaiser und dem Bischof zu Speier bezweifeln, weil es nicht wahrscheinlich sey, daß Heinrich so weit herabgekommen seyn könne — er sey so verlassen nicht gewesen — habe doch noch hie und da Freunde gehabt, u. s. w.

Allein mir scheint es mehr als wahrscheinlich, daß die Sache sich würklich so zugetragen habe. Heinrichs Freunde waren zu sehr von ihm getrennt, zu wenig von seinen traurigen Umständen unterrichtet, und auch da sie sein Schicksal erfuhren, doch nicht gleich mächtig gnug, vielleicht auch zu sehr in Furcht gejagt, um im Stande zu seyn, ihn gegen die über-

Armer! unglücklicher Kaiser! warlich das waren bittere Hefen aus deinem Leidenskelche! Nur ein entschlossener Räuber, wie dein Sohn, oder ein orthodoxer Heuchler, wie ein Bischoff, oder ein heiliger Tyrann, wie ein Papst, kann dir sein Mitleid versagen.

Bey Gott! dein Schicksal war hart — sehr hart! was wohl dein Vaterherz unter solchen Drangsalen mag gelitten haben! Friede sey mit deiner Asche! wer Gefühl hat, wird dir nicht fluchen, wie fühllose Pfaffen dir fluchten.

überwiegende Macht seiner Feinde zu schützen. Heinrich war ferner durch die wiederholten Anfälle, die auf ihn geschehen waren, durch so viele mißlungene Versuche sich und seine Krone zu retten, durch so viele vereitelte Hoffnungen, auch durch Alter und Gram so kleinmüthig geworden, daß man ihm einen solchen Schritt, so demüthigend er auch war, doch wohl zutrauen darf. Das Verhalten des jungen Heinrichs sowohl als des Bischofs von Speier sieht überdies dem Geist des Zeitalters und ihrer ganzen Handlungsart so ähnlich, daß ich mich nicht habe überwinden können, diesen Zug aus dem Gemälde der damaligen Zeit wegzuwischen; und endlich sind Helmod in Chron. und Würthwein nov. subsid. dipl. T. I. nebst vielen andern, doch nicht ganz verwerfliche Autoritäten.

ten. Er wird auch nach Jahrhunderten noch dein trauriges Schicksal wenigstens bedauern, und eine Thräne des Mitleids auf deine Asche weinen.

XI.

Der alte Steinheim, einer der ältesten und tapfersten unter des unglücklichen Heinrichs Kriegern, war, ohngeachtet er zeither nicht bey ihm gewesen war, doch noch immer einer seiner redlichsten Freunde — noch immer, aus Ueberzeugung, daß sein Kaiser einer der bravsten deutschen Männer sey, fest entschlossen, ihm mit Hab und Gut, Leib und Leben gewärtig zu seyn. Eben wegen seiner Entfernung aber erfuhr er das Unglück seines Kaisers zu spät, um der Sache, die freylich durch Heinrichs nachgebende Gutherzigkeit schon sehr verdorben war, eine andere Wendung geben zu können. Und wie durfte er bey allem seinem guten Willen es wagen, sich dem reißenden Strom entgegen zu setzen, da die meisten schwäbischen Fürsten und Ritter auf des jungen Heinrichs Seite getreten waren.

Inzwischen dachte er, ein Freund wird erkannt in der Noth. Da des alten Heinrichs Kopf jezt durch die mancherley Drangsale, die auf ihn losstürmten, viel zu schwach war, um

etwas zu seiner eigenen Rettung aussinnen zu können, so brauchte Steinheim den seinigen zum Besten seines Kaisers und Freundes.

So bald er die ganze unglückliche Lage des bedauernswerthen Mannes erfahren hatte, suchte er vor allen Dingen zu erfahren, ob alle deutsche Vasallen an ihrem Kaiser zu Schurken geworden wären; und zu seinem großen Vergnügen fand er die Fürsten am Niederrhein noch brav und gut, auch entschlossen, für die Rettung des alten Heinrichs etwas zu wagen. Denn auf einer Reise, die er in der Absicht that, um die Gemüther und ihre Gesinnung zu erforschen, fand er jeden so gesinnt, wie er wünschte und zur Ehre deutscher Fürsten und Ritter hoffte. Das Verfahren des gottlosen Sohns hatte in ihnen allen Abscheu, und das Unglück des Vaters Rührung und Mitleiden hervorgebracht. Nur ein Anführer von solchem Kopf und Herzen fehlte ihnen, der sich an ihre Spitze stellen, den Patriotismus, der noch hie und da glimmte, anfeuern, in Flammen setzen, und ihm die gehörige Richtung geben könnte. Und wer konnte das besser seyn, als Heinrich selbst? Aber wie konnte er das im Gefängniß und bey gänzlicher Unwissenheit, daß er noch Freunde habe?

Stein-

Steinheim sah ein, daß nichts wichtiges unternommen werden könne, so lange der unglückliche Kaiser noch im Gefängniß sey. Jezt beruhete alles darauf, ihn in Freyheit zu setzen. Die Sache war gefährlich, indessen der brave redliche Steinheim machte einen Versuch.

Als erklärter Freund des abgesezten Kaisers durfte er es nicht wagen, etwas zu seiner Befreyung öffentlich zu unternehmen. Heinrich wurde zu sehr bewacht, und Steinheims Gesinnungen für ihn waren zu bekannt, um freyen Zugang mit einiger Wahrscheinlichkeit sich versprechen zu können. Er steckte sich also in eine Mönchskutte, und unter dieser Larve kam er nach Ingelheim, wo der gefangene Kaiser saß. Noch nie hatte vielleicht ein so braves Herz unter einer solchen Kutte geschlagen, als dieses mal. Was Steinheim dem tapfern Ritter und redlichen Patrioten nicht möglich gewesen seyn würde, das wurde Steinheim dem Mönch leicht. Er fand keine Schwierigkeiten den gefangenen Kaiser zu sprechen, denn man schloß von einem Pfaffenkleide auf eine Pfaffenseele. Und gewöhnlich war der Schluß richtig. Dieses nun vorausgesezt, hatte man Fug und Recht zu glauben, daß der Mönch nichts gegen das Beste und den Nutzen der Kirche Gottes, oder

welches einerley ist — des Papstes und des mit ihm verbrüderten jungen Heinrichs, unternehmen würde. Die Conclusion des Schlusses wäre immer richtig gewesen, wenn nur die Prämissen nicht falsch gewesen wären. Hier lag der Fehler, drum schloß man diesesmal fehl.

Steinheims Ankunft zu Ingelheim traf gerade in die Zeit, da man alles anwendete, um den gefangenen Kaiser zu dem lezten Schritt zu überreden, daß er selbst seine Thronentsetzung billigen, und ein schriftliches Document darüber ausstellen sollte. Hätten sie dieses von ihm erhalten, so hätten sie freylich gewonnen Spiel gehabt. Und vielleicht wären sie so glücklich gewesen, auch dieses von dem muthlosen alten Manne zu erschleichen. Der angekommene Mönch ergriff diese Gelegenheit, und machte Hoffnung dazu, zeigte auch einen großen Eifer für die Sache des neuen Kaisers. Durch diese Verstellung wurden die Wächter noch sicherer gemacht.

Steinheim wurde zu dem gefangenen Prinzen geführt, um, wie man glaubte, durch sein Zureden den alten Mann nachgebender zu machen, und seine standhafte Weigerung in Ansehung der verlangten Einwilligung zur Thronentsetzung zu erschüttern. Die Thür gieng auf — Heinrich in einer nachdenkenden Stellung

Geh Pfaffe und verposte mir hier die Luft nicht

W. H.

lung auf den Arm gestüzt — bittern Gram und herzfressenden Kummer auf dem Gesicht, sah kaum von ferne die Kutte, so schloß er auf den Mönch, von diesem auf die Seele und folglich auf Pfafferey und Bonzenbetrug, wendete die Augen weg und würdigte ihn keines Blicks.

Geh — sprach er mit zugekehrtem Rücken — geh Pfaffe und verpeste mir hier die Luft nicht —

Erst — erwiederte der Mönch — erst laß mich reden, und höre mich. Vielleicht bin ich der Mann, der der Kirche Gottes ein verlornes Kind wieder schenken, und dann dem wiederkehrenden Sohne der Kirche Trost und Ruhe ins Herz sprechen kann.

Schweige von Trost und Ruhe, wie käme die von einem Pfaffen in mein Herz? oder wie stimmen, möcht ich fragen, Christus und Belial zusammen? o! ich kenne euch durch eine traurige Erfahrung. Freylich solltet ihr der leidenden Unschuld mächtigste Stütze und kräftigster Trost seyn; aber es ist nicht so, und wollt' ich's auch glauben, so sagt mir mein Herz — so spricht mein ganzes Leben laut dagegen — es ist nicht so! Wehe der leidenden Menschheit,

die bey euch Klosterleuten Trost suchet, und Unterstützung von einer Kutte hofft — eher mag sie bey Tigern die Sanftmuth des Lammes oder bey Cannibalen Menschlichkeit suchen. Trug und Tücke fand ich wohl unter euern Kutten — noch nie aber Wahrheit und Biedersinn. Geh, sag ich — daß dich der Anblick eines redlichen durch euch unglücklichen Mannes nicht schamroth mache, oder außer Fassung bringe. Doch — Leute von euerm Schlage sind nicht mehr aus der Fassung zu bringen oder schamroth zu machen.

Unglücklich bist du — warum sollt' ich das nicht sagen? doch laß mich auch sagen, ungerecht bist du auch. Höre mich und antworte: Wenn dem auf stürmischen Meere hülflos Schwimmenden in dem Augenblicke, da seine Kräfte schwinden und er dem nahen Tode entgegen sinkt, ein Bret zur Rettung zugeworfen wird, wird oder darf der Unglückliche dann auch erst sinnen und fragen, wer es ihm zuwarf? was sagst du?

Ich denke, er darf und wird es nicht thun — wohl aber wird er es begierig ergreifen.

Nun wohl dann — die Anwendung ist sehr leicht auf dich zu machen. Wenn du

Erfah-

Erfahrung hast, und ich dächte du hättest sie, könntest sie wenigstens haben, so solltest du auch wissen, daß das Kleid nicht den Mann macht — hörst du Heinrich, ich sage, daß das Kleid nicht den Mann macht.

Jezt wurde Heinrich doch aufmerksam. Der treuherzige vertrauliche Ton des Mönchs fiel ihm auf. Seine Stimme klang ihm, wie eine ehemals gehörte Stimme. Er sah sich um, blickte dem Mönch tiefer ins Gesicht, und erkannte mit Erstaunen in ihm seinen alten Kriegsgehülfen Conrad von Steinheim, der so manchem heißen Tag mit ihm durchlebt, in so manchem schweren Kampfe tapfer neben ihm gestritten hatte. Aber Steinheim und eine Mönchskutte, zwey so widersprechende Dinge konnte er nicht zusammen reimen. Bald hätte er sich und Steinheimen verrathen, wenn dieser ihm nicht ein Zeichen mit den Augen gegeben hätte.

Sie suchten und fanden bald Gelegenheit, die Anwesenden zu entfernen, und nun stürzte Steinheim vor die Füße des unglücklichen Kaisers, der ihn einmal über das andere umarmte, während daß beyden alten tapfern Kriegern, dem einen Thränen des Kummers und der Freude, dem andern Thränen des Mitleids über die Wangen rollten.

Stein-

Steinheim! — ach! Steinheim bist du es? Steinheim! Du! Du selbst — oder ein Engel in deiner Gestalt? rede, — sage, was bringt dich hieher — was in diese Kleidung, die sonst nur boshafte hämische Schurken birgt? bringst du Trost mir oder verdoppeltes Elend? doch von dir hoffe ich Trost — hoffe ich Hülfe, Rath und Erleichterung meines nagenden Kummers. Ach schon das ist Trost, daß ich doch jemanden nun habe, in dessen Schoos ich ausweinen, an dessen Brust ich mich legen — seinem Herzen das meinige eröffnen und klagen und jammern kann. Steinheim! ach Steinheim! — dein Kaiser — dein Heinrich — in welcher Gestalt muß er jezt dir erscheinen? der verlassene — abgesezte Kaiser! o! des Gedankens, der abgesezte Kaiser! nicht wahr? tief bin ich gefallen? tiefer als ich und du glaubten, daß je ein deutscher Kaiser hätte fallen können.

Steinheim fürchtete, sie möchten verrathen werden, und suchte ihn daher einmal über das andere zu beruhigen — aber es hielt schwer. Immer fiel er wieder in seinen verzweiflungsvollen Klageton.

Laß mich — ach laß mich weinen! weinen über die ungerathene giftige Frucht meiner

ner Lenden. Ein anderer, als ich — ein Rebell, kein deutscher Mann bestieg mein eheliches Bette. Anders kann es nicht seyn — nicht ich kann Vater eines so undankbaren Sohnes seyn, den die Schöpfung — den die Natur in einer unglücklichen Stunde ausspie — ausspie, wie man Gift ausspeyt. Laß mich weinen — mein Unglück beweinen! laß mich fluchen den Ungeheuern, die ihr Gift auf mich sprudeln — oder lehr mich beten — beten, Steinheim! — beten, daß Gott die Tage meines Lebens verkürzen möge; denn was soll mir ein Leben in Schande und Elend? o! wär' ich gefallen im Streit — an deiner Seite gesunken, so wär' ich gefallen wie ein Held — gestorben den Tod des Kriegers! Aber doch — Allwissender! du weißt es, es ist nicht meine Schuld, für die ich leide. Daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, daß ich, wie ein Märtyrer für Recht und Wahrheit leide, das ist Balsam auf meine eiternden Wunden, ist Trost ins kummerkranke Herz, ist Erleichterung dem sorgenbelasteten Greis. Wütender Sturm heulte durch alle meine Fibern — jezt ists Windstille; aber sie ist fürchterlicher als der schrecklichste Orcan.

Nicht so schrecklich, als deine Einbildungskraft sie mahlet. Wir wollen diese Windstille wenigstens dazu brauchen, um damit in Hafen zu laviren.

Steinheim! Steinheim! ich fürchte, es giebt gar zu viel verborgene Klippen, und wir finden an ihnen Tod und Verderben. Und dann, was sprichst du von Hafen? Was nennst du so? wo ist ein solcher Hafen?

Steinheim entdeckte ihm nun vor allen Dingen, seine Absicht sey, ihn frey zu machen, und dann im Vertrauen auf Gott und auf die guten Gesinnungen der lothringschen und niederrheinschen Fürsten noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen, und besonders mit Hülfe Ottberts, Bischoffs von Lüttich, und Heinrichs, Herzogs von Nieder-Lothringen, von denen Steinheim überzeugt war, daß sie Heinrichs Freunde waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Der fast ganz stumpf und muthlos gewordene Kaiser machte tausend Einwendungen gegen diesen Plan. Ihm schien er so unthunlich und unausführbar, daß er sich gar nicht von der Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs überzeugen konnte. — So sehr spannt anhaltendes drückendes Elend und vornemlich Lei-

den

den der Seele auch bey dem ehemals feurigsten und entschlossensten Manne alle Kraft, allen Muth bis zur Zweifelsucht und Feigheit herab.

Ach Steinheim! sagte er, was sollen alle diese schönen blendenden Aussichten, die du mir zeigst? Sie entzücken mich wie Träume, die mit Anbruch des Tages verschwinden und eine höchst traurige Nachempfindung über ihre täuschenden Schönheiten in der Seele lassen — Sie schmelzen dahin, wie Schnee im Frühling! Laß mich lieber in dieser Einsamkeit mein Schicksal betrauern, laß mich mein Lebensende, das nicht mehr weit seyn kann, ruhig erwarten. Geh! laß mich in meinem Kerker — laß mir das Gefühl unverschuldeter Leiden. Ich hasse die Menschen, ich fliehe sie, wie giftiges Geschmeiß —

Aber mit Unrecht! —

Wie? mit Unrecht? mit Unrecht sagst du? womit haben sie denn wohl meine Liebe verdient? Doch nicht damit, daß sie mich hier wie einen Menschheitsverräther schmachten lassen — mich, der ich ihre Rechte mit Gefahr meines Lebens vertheidigte? Sieh! ich bin stumpf und matt — ich hab' keinen Sinn, keine Empfindung mehr für

das thätige Leben, und für die Freuden des Lebens. Was das Leben froh macht, ist mir ein Ekel. Gott weiß, wie wenig reine Freuden ich genoß. Meine frühe Jugend war nicht wie anderer Menschen Jugend — eine Reihe fröhlicher Tage, nein! ein Ball habsüchtiger stolzer Menschen war ich von jeher. Mein Alter hätte mich sollen dafür schadlos halten, aber ach Gott! auch da habe ich nichts gefunden, was mich hätte beruhigen — trösten oder erfreuen können!

Hast es nicht gefunden — aber folgt denn daraus, daß du es nie finden wirst? Harre aus, und verschließ nicht muthwillig die Augen gegen das Licht. Trübe waren deine Tage, jezt scheint die Morgenröthe anzubrechen, wache auf und nüze den Tag. Auch der im Winter erstorbene Baum gewinnt im Frühjahr wieder Knospen, Blätter und Blüten und trägt Früchte — so viele tausend Menschen schwimmen in Freude, warum soll denn gerade für dich jeder Stral der Hoffnung in ewigen Nebel sich bergen — warum nie in den bittern Kelch deiner Leiden ein Tropfen süssen Trostes sich mischen?

Steinheim hatte alle Mühe anzuwenden, um den Kaiser zur Ausführung des entworfenen

Plans

Plans zu überreden. Endlich fühlte er doch nach und nach, welchen heilenden Trost ihm der Gedanke der Freyheit und die Hoffnung seine Krone wohl wieder zu erlangen, brachte, und fügte sich in Steinheims Verlangen, versprach wenigstens, Steinheims weitere Veranstaltungen und Bemühungen nicht zu hindern.

XII.

Nachdem Steinheim den Kaiser in so weit beruhiget hatte, kam es nun darauf an, auf weitere und nähere Mittel und auf einen ordentlichen Plan zu Befreyung des Gefangenen zu denken. Den hatte er aber schon bis zur Hälfte fertig, und gleich beym Eintritt in des Gefangenen Stube gemacht. Er hatte nemlich unter denen zu Bewachung des Kaisers beorderten Soldaten einen alten Krieger erblickt, dem er ehemals in einem Feldzuge gegen die Polen das Leben dadurch gerettet hatte, daß er hinsprengte und einen feindlichen Polen, der mit gehobenem Arm auf den Soldaten einhauen wollte, das Einhauen durch einen tüchtigen Hieb auf immer vergessen machte. Durch diese That hatte er sich den alten Soldaten so sehr verbunden, daß er von jener Zeit an nie im Treffen ihm wich, immer wie sein Schatten ihm folg-

folgte, und — hätte er es verlangt — durchs Meer geschwommen und ins Feuer für ihn gesprungen wäre.

Steinheim hatte schon ehemals so viele thätige Beweise von der Dankbarkeit dieses braven Deutschen erhalten, daß er ein Recht zu haben glaubte, auch jetzo etwas — wo nicht alles auf ihn zu rechnen. Er gab sich ihm also nicht nur zu erkennen, sondern entdeckte ihm auch die Absicht seines Hierseyns, und bewies ihm leicht, daß niemand als der Gefangene rechtmäßiger Kaiser sey und zu seyn verdiene, und daß folglich der Sohn nichts mehr und nichts weniger, als ein strafbarer Rebelle sey.

Der alte Soldat, der es freylich bisher nicht für seinen Beruf gehalten hatte zu untersuchen, ob dieser oder jener mehr Recht zu der Kaiserkrone habe, war gegangen, wohin man ihn beordert hatte. Jezt aber, da ihm die Sache näher ans Herz gelegt wurde, schlug er sich vor den Kopf, schalt seine Dummheit, daß er sich unbedachtsamer Weise auch hatte dazu brauchen lassen, seinen alten Herrn wie einen Missethäter zu bewachen — jezt sah er hell und klar, es sey Pflicht für ihn, das Geschehene wieder durch verdoppelten Eifer gut zu machen;

er war also, da nun gar auch seine Verpflichtung gegen den alten Steinheim seinen Lebensretter dazu kam, sogleich bereit und willig und fest entschlossen, zu Heinrichs Befreyung mitwirken zu helfen.

Zu dem Ende wurde ihn aufgetragen, noch mehrere von der Wache zu gewinnen, wenn es möglich sey, woran Steinheim nicht zweifelte. Denn nach Gewohnheit aller guten Seelen stellte er sich die Menschen immer lieber auf der bessern als auf der schlimmern Seite vor. Und daran that er recht. Denn wirklich werden die meisten Menschen erst durch Beyspiel und Verführung von der geraden Straße der Wahrheit und des Rechts ab, und auf die krummen Pfade des Lasters und der Bosheit geführt. In der Natur des Menschen aber, wenn er nicht ganz verdorben ist, liegt es, lieber Gutes als Böses zu thun, und er thut es gewiß, sobald ihm nur das Gute von der rechten Seite gezeigt wird. Nur ein Schurke findet in jedem Menschengesicht eine Schurkenphysionomie, wo der Redliche Gottes Bild stralen sieht.

Sey es, daß er bey seiner Gutherzigkeit jezuweilen betrogen wird, es zeigt doch immer mehr Edelmuth des Geistes, und giebt mehr Beruhigung der Seele, in solchem Fall der Betrogene, als der Betrüger zu seyn.

 Doch

Doch diesesmal hatte sich Steinheim nicht betrogen. Sein alter Bekannter war so glücklich, den größten Theil der Wache zu gewinnen, und ähnliche Gesinnungen für den gefangenen Kaiser unter seine Cameraden zu verbreiten. Dieses hatte den Erfolg, daß, während man in Mainz Freudenfeste über die Thronbesteigung des neuen Kaisers feyerte, der alte unterdessen aus seinem Gefängniß zu Ingelheim entwischte, und verkleidet den Rhein herab bis nach Cöln gieng, wo Steinheim alles zu seinem Empfang vorbereitet hatte.

Man erkannte ihn als rechtmäßiges Oberhaupt des deutschen Reichs, bewies ihm alle einem deutschen Kaiser gebührende Ehre, und als ein solcher gieng er durch alle Länder am Niederrhein. Allenthalben wachte die alte Liebe für ihn wieder auf, die in den dortigen Gegenden nie so ganz als in andern deutschen Ländern erstorben war. Es brauchte nur ein wenig Luft, so stand das Feuer des Patriotismus wieder in hellen Flammen. Nun rüstete man sich allenthalben, um dem verfolgten Kaiser wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, und ihm den völligen Besiz von Deutschland zu verschaffen.

Es wurde bald weiter bekannt, daß Heinrich der Vater Gelegenheit gefunden habe, sich

der

der Fesseln, die ihm sein unwürdiger Sohn geschmiedet hatte, zu entledigen, daß er frey und von einer beträchtlichen Anzahl seiner Freunde als rechtmäßiger Kaiser anerkannt sey. Sogleich kamen aus allen Gegenden des deutschen Reichs alle zu seinem Beystand herbey, die bisher im Stillen ihn bedauert hatten, aber zu schwach oder zu furchtsam gewesen waren, ihm thätige Hülfe zu leisten. Der freygewordene Heinrich gieng mit seinen Freunden nach Lüttich, wo ihn sein alter Freund und Bekannter, der Bischoff Ottbert, mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeigungen bereitwillig aufnahm.

Von hier aus schrieb er an alle christliche Fürsten, beklagte sich über die von seinem Sohn ihm zugefügte Beleidigungen und bat, daß die Prinzen sich seiner gerechten Sache annehmen und nicht zugeben sollten, daß ein so ungerathener und undankbarer Sohn ungestraft bliebe, damit nicht sein böses Beyspiel, das er andern Fürstensöhnen gegeben habe, künftig noch mehrere verführen könne, welches zu befürchten sey, wenn ein glücklicher Erfolg seine gottlosen Absichten króne.

Die Fürsten, durch das Irrlicht der Bigotterie verblendet und vom eisernen Zepter der Priesterpolitik geleitet, sahen nicht, was zu

ihrem Frieden diente — verkannten Heinrichs redliche Absichten und schrieben im Ton der damaligen Zeit zurück: Er möchte doch endlich einmal aufhören die Kirche Christi zu verwüsten, und Christum von neuem zu kreuzigen — und was dergleichen Sachen, die nur ein Mönchskopf ausdenken konnte, mehr waren.

Auch an den Papst schrieb er, und bewies durch diesen Brief, daß Größe des Geistes zwar eine Zeitlang versteckt und niedergedrückt, nie aber unterdrückt werden könne. Denn er erkannte zwar den Papst — das brachten die allgemein angenommenen Begriffe seines Zeitalters mit sich — als Oberherrn in dem, was die Kirche betrift, er bat ihn daher auch mit vieler Demuth um Absolution, versprach allen päpstlichen Forderungen Folgen zu leisten, nur — sollten sie nicht den Rechten seiner Kaiserkrone Eintrag thun, denn diese — versicherte er, würde er nie aufgeben.

Man kann leicht erachten, daß dieses nicht der Ton war, in welchem ein Statthalter Gottes und Nachfolger auf Peters Stul mit sich wollte geredet haben.

XIII.

Der junge Heinrich sahe wohl ein, daß er seinem Vater nicht lange Ruhe und Freyheit

lassen

lassen dürfe, wenn er seine Krone behalten wollte. Er kam also mit seinen Truppen nach Lüttich, nicht um sie gegen seinen Vater zu brauchen, sondern — um Ostern in Lüttich zu feyern. Allenthalben mußte doch der fromme Heuchler durchscheinen! Gerade als ob ein ehrlicher Christ nicht auch in Mainz seine Ostern auf eine recht christliche Art halten könne, ohne eben eine Armee bey sich zu haben! So hat aber schon oft das Laster unter der Larve der Religion Schandthaten verübet. Allein es glückte ihm nicht; er wurde zurück gejagt, und nun belagerte er Cöln, weil sich die Stadt für seinen Vater erklärt hatte. Gerade da man einer entscheidenden Schlacht entgegen sah, kam die Nachricht von dem Tode des alten Heinrichs an. In Lüttich hatte ihn eine heftige Krankheit überfallen, und da Alter, Gram und Sorgen die Kräfte seines Körpers schon aufgezehrt hatten, so überwältigte sie ihn bald — er starb in seinem sechs und funfzigsten Jahre, des Lebens müde und satt — sein lezter Athemzug war Gebet zu Gott um Vergebung für seine Feinde. *)

*) Das Todesjahr dieses um Deutschlands Kaiserrechte wohlverdienten, in aller Rücksicht aber höchst unglücklichen Mannes war das Jahr 1106.

Wenn man die so sehr verschiedenen Auftritte, die in dem Leben dieses Mannes vorkommen, zusammen hält, und sie miteinander vergleicht, so möchte man fast irre an seinem Charakter werden, oder man möchte glauben, er habe gar keinen bestimmten festen Sinn und Charakter gehabt. Und doch hatte er ihn. Ehrtrieb war es, was ihn beherrschte, so auffallend dieses demjenigen auch scheinen mag, der hier an die schrecklichen Demüthigungen denkt, die er erlitt. Denn der Schloßhof zu Canossa und die Betteley zu Speier scheinen freylich dem zu widersprechen. Allein selbst das erste ließe sich vielleicht eben aus seiner herrschenden Leidenschaft erklären, die ihm das, was für andere die tiefste Erniedrigung gewesen seyn würde, in einem minder gehäßigen Lichte zeigte, wenn nur sein Hauptzweck, die deutsche Kaiserkrone zu behalten, dadurch erreicht wurde. Bey dem Auftritt zu Speier aber erkennt man schon den verzweiflungsvollen, durch Sorgen und vereitelte Plane kleinmüthig gewordenen Mann. Gewiß war er aber, da er als rüstiger Mann ins Feld zog, ein Held — durch Verstand und Ueberlegung muthig — zu großen Thaten geschaffen — keine Gefahr scheuend — aus zwey und sechzig Feldschlachten gieng er als Sieger. Seine Schätze theilte

te er gern mit den Armen — seinen Feinden — selbst Meuchelmördern verzieh er willig. Er war ein Redner — ein Freund der Dichtkunst. Selbst sein äußerlicher Bau einer Kaiserkrone werth. Auch seine Feinde lassen ihm dieses Lob wiederfahren. Man kann sagen, er hatte Fehler; aber man kann nicht sagen, daß er lasterhaft gewesen sey. Seine Fehler waren menschliche — ihm leicht zu verzeihende Fehler — mehr Fehler seiner höchst elenden Erziehung, die zwey Erzbischöffe verdarben. Von dieser erzbischöfflichen Erziehung rührte auch wohl seine fast übertriebene Freygebigkeit her, womit er Kirchen, Klöster und Stifte beschenkte, ohngeachtet gerade die Geistlichen es waren, die ihm den größten Theil seines Lebens verbitterten, seinen Sohn zur Treulosigkeit verführten, und ihn auch noch nach seinem Tode verfolgten.

Der Bischoff von Lüttich glaubte — und das mit Recht — daß Heinrich als ein guter catholischer Christ gestorben sey. Denn Gebet zu Gott und Vergebung für seine boshaften Feinde, in einer so entscheidenden Stunde, als die Stunde des Todes ist, sind doch wohl ein paar bey Menschen gültige Beweise von christlichen Gesinnungen. Macht doch selbst die Re-

ligion Liebe — Feindesliebe zum wichtigsten und schwersten Gesez. Dem zufolge hielt man es in Lüttich für keine Sünde, ihm, ob er gleich noch unter päpstlicher Excommunication starb, ein ordentliches, christliches — und in so fern er rechtmäßiger Kaiser war, wenigstens zu Lüttich, und an vielen andern Orten dafür erkannt worden war — auch ein seinem hohen Stande angemessenes prächtiges Begräbniß zu geben.

Allein so schloß und glaubte man nur zu Lüttich. Heinrich der jüngere — der Papst und seine Bischöffe hatten einen andern Glauben, und der Erste rückte gleich nach seines Vaters Tode, da dessen Armee aus einander gegangen war, mit seiner Armee vor Lüttich, um die Stadt und den Bischoff eines bessern zu belehren.

Die Bischöffe dachten alle so orthodox, daß sie feyerlich erklärten, sie würden von nun an weiter keine Gemeinschaft mit dem Bischoff zu Lüttich haben, der sich durch die Aufnahme des Leichnams eines gegen die Kirche ungehorsamen Rebellen und excommunicirten Gliedes in ihren Augen auf die häßlichste Art verunreiniget hatte. Der verstorbene Heinrich war nach ihrer frommen orthodoxen Meinung nichts

mehr

mehr und nichts weniger, als — ein Heide und Zöllner, und mit denen — sagt die Schrift — hat ein wahrer Christ nichts zu zu schaffen. Eine Exegese, über die mancher Leser, der die gesunde Vernunft darüber zu Rathe zieht, die Achseln zucken wird, die aber doch noch heutzutage mutatis mutandis nur gar zu oft gültig ist, wie Geschichte und Erfahrung bezeugen.

Inzwischen hätte sich doch vielleicht ein so gut denkender Kopf, als der Kopf des Bischoffs zu Lüttich war, über diese religiösen Gottlosigkeiten hinausgesezt; aber die vor der Stadt liegende Armee war ein gültiger Beweis, daß jene Exegese richtig sey. Heinrich foderte — wer schaudert nicht zurück vor einem solchen Sohn? — er aber schauderte nicht! — er foderte nichts weniger, als daß die Stadt den Leichnam eines in Bann gethanen Sünders — das war seiner Meinung nach sein Vater, wieder ausgraben, und ihm überliefern solle; wo nicht, so — wäre eine ziemliche Anzahl von Soldaten auf seinen Befehl bereit und willig, den Leichnam ohne Bemühung der Bürger von Lüttich herauszugraben, nur möchte freylich die Stadt dabey keinen geringen Schaden leiden.

Man gab nach. Der tode Körper wurde ausgegraben und nach Speier gebracht. Dort stand er fünf Jahre lang in der Capelle des heiligen Afrenius unbegraben, bis ihn endlich der Papst Paschal von seinen Sünden entband, und im Jahr 1111. Erlaubniß zum Begräbniß gab!

Armer, guter Heinrich! unglücklicher Kaiser! nicht einmal die Menschheit ehrte man an dir! Auch die Hand voll Erde zu deinem Grabe gönnte man dir nicht! Und in dem Tempel, den du selbst bauetest, sollte dir kein Pläzchen für deine Asche werden! — Treulose Söhne — stolze Päpste — fette Pfaffen und Mönche wüteten gegen dich im Leben; auch auf deinen Leichnam fielen sie mit Hyänen-Wuth. Ewig stehe in Deutschlands Geschichte die Deinige als ein Schandmahl für diese Lotterbuben — ewig stehe es da, und wer es sieht, mache ein Kreuz, fluche denen, die es sich erbaueten, und segne dein Andenken! — Amen!!!

XIV.

Gleich nach dem Tode des Kaisers verliessen der alte Steinheim, sein Sohn und der junge Graf von Urach die Armee, die bisher am Rhein gestanden hatte, und giengen auf ihre Güter.

Güter. Das Mädchen hier zu finden, an der sein Herz so ganz hieng, daß jeder Gedanke, den die Unruhen des Feldzuges ihn denken liessen, Erwinen geweihet wurde, war auf der Reise nach seines Vaters Gütern, so sehr er sich bemühete es vor sich selbst zu verhelen, doch der geheimste innigste Wunsch in Urachs Herzen. Er träumte sich hin an ihre Seite unter die hohen schattenreichen Ulmen, hörte mit ihr die Stürme durch ihre Gipfel rauschen, und fühlte an ihrem Arm in den dunkeln Ulmengängen den Abendwind leiser wehen. Ein Lied von Erwinen gedichtet und von ihr gesungen, dünkte doch dem jungen Krieger lieblicher, als das unordentliche Geschrey roher Soldaten, und das Geklirre der Waffen. Alle diese Freuden nach einem unruhigem Feldzuge auch nur in der Einbildung genossen, wie mußten sie nicht den nach ihnen lechzenden Jüngling erquicken! Sein Herz schlug voller — jede Stunde schien ihm ein Tag — jeder Tag eine Woche, ehe er erfuhr, ob er sie antreffen würde oder nicht. Sein Roß, das nur selten der Sporen bedurfte, mußte doch jezt die Ungedult seines Reuters fühlen. Er spornte es, als ob der Tod hinter ihm her jage. Anger, Wiesen, Bäche, Ströme, Felder und Wälder flogen vor seinen Blicken vorbey, wie die Bilder

in einer Zauberlaterne, und bald erblickte er die Spitze von seines Vaters fester Burg. Wie ein Matrose im Mastkorbe sich ängstlich nach Land umsieht, wenn schon mehrere Tagelang kein Trunk frischen Wassers mehr auf dem Schiffe ist, und dann bey den entferntesten Wölkchen, das Land prophezeiht, laut aufschreyet — Land! Land! — so rufte Berthold seinem hinter ihm her jagenden treuen alten Diener freudig zu: Dort — dort! Jacob — siehst du dort unsere hohe Warte? bald werden uns die dort nistenden Krähen und Eulen mit kreischendem Geschrey bewillkommen! Reut zu — Jacob! — reut zu, daß wir noch anlangen, ehe die Sonne sinkt, und der Thorwärter die Brücke zieht.

Ho! ho! sagte Jacob, dem's herzlich lieb war, daß er auch einmal so viel Athem schöpfen konnte, um ein Wort zu sprechen — denn er sprach gern, wenn er hinter seinem jungen Herrn herritt, und auf dem ganzen Wege war zu seinem großen Verdruß zwischen ihm und seinem Herrn kein Wort gefallen — — Ho! ho! werden noch bald gnug anlangen, ums Vesperbrod mit essen zu können. Was habt ihr auch so zu eilen, lieber Herr! haben, dächt' ich, zeither des hin und her Reutens und Jagens

so viel gehabt, daß meine armen Pferde abgefallen sind, wie ein paar eingemauerte Mönche — seht nur den Schimmel an! Gott sey meiner armen Seele gnädig, wenn's arme Aas nicht aussieht wie ein Gespenst, das in des Klosters Kreuzgange spucken gehet! ich denke, es wird dem alten Herrn doch nicht ganz recht seyn, wenn wir ihm solche Pferdegespenster wieder in Stall bringen. Er hat die Thiere lieb, und traun! lieber Herr! der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, wie mein seliger Großvater sagte — Gott geb' ihm die ewige Ruhe! — der Eseltreiber im Kloster war, und den Spruch von seinem Pater Beichtiger gehört hatte. Laßt die Thiere ihren Gang fortgehen — ich steh' euch mit Kopf und Hals dafür, daß wir zeitig gnug ankommen. Ihr jagtet ja sonst nicht so eilfertig nach Hause! Drum hab' ich immer heute den lieben langen Tag bey mir gedacht: hm! hm! was wohl meinen jungen Grafen so treiben mag, und ich denke — ich denke, der alte Jacob hat's errathen.

Willst's errathen haben! treuherzige Einfalt! was kann denn da wohl zu errathen seyn, wo nichts zu rathen ist? Liebe zur Ruhe und Verlangen nach meinem alten guten Vater treibt mich so zu eilen.

Nehmts

Nehmts eurem alten Jacob nicht böse auf! — ich denke aber so in meinem Sinn, das treibt euch jezt eben nicht — trieb's doch sonst euch auch nicht. Ha! Liebe zur Ruhe und Verlangen nach dem alten guten Vater! Zwar der alte Herr — Gott geb' ihm einen guten Abend! — ist's wohl werth, daß man nach ihm verlangt, aber muß man denn drum auf Leben und Tod galloppiren? Und Liebe zur Ruhe wird einen so feurigen jungen Herrn, als ihr seyd, wohl so eilfertig in die väterliche Burg treiben? Seht! das glaubt euer Jacob nun und nimmermehr! Ja! Liebe zur Ruhe! wenn's der alte Jacob wär', ließ ich's wohl gelten — aber ich denk', wir ändern den Ausdruck, halt' ein wenig. Liebe mag's wohl seyn — aber nicht Liebe zur Ruhe. Nehmt's dem alten Jacob nicht böse auf, aber ich denk', es wird sich weisen. Hm! seht doch, Herr! dort an jenem Busch — dort drüben! rechts dort nach der Warte zu — seht ihr's nicht? ist's mir doch vorm Auge, als bewegte sich dort etwas! Hui! daß es unser Fräulein von Steinheim ist! sie pflegt wohl zuweilen auf ihren Spaziergängen so weit sich zu verlaufen, ob ichs gleich —

Wie? was sagst du? Erwine? wo? was siehst du? Halt, Jacob, laß uns dorthin reuten! reut zu — Jacob!

Je! nicht doch! junger Herr! ich hab falsch gesehen — bey meiner armen Seele! ich halb falsch gesehen! es ist halt nichts. Ihr seyd auch gleich so unruhig und hitzig, wenn's das Fräulein gilt. Halt't mir's zu gute — lieber Herr! aber das verräth euer Spiel ganz. Ich denke — ich denke, der alte Jacob hat's errathen.

Schweig! — alter Schwätzer! und sieh ein andermal recht.

Gar wohl, lieber Herr! —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen, worinnen der alte Jacob immer seine Vermuthung, daß wohl eigentlich Liebe zu etwas andern als zur Ruhe den jungen Herrn treibe, deutlicher merken ließ, kamen sie der Burg näher. Der Thurmwärter blies sie an, und so giengs in Gallop über die Zugbrücke ins Schloß hinein, daß der Boden vom Stampfen der Rosse erbebte.

Hier fand der junge Graf von Urach auch wirklich Erwinen, die sich in Abwesenheit ihres Vaters bey ihrer Tante aufgehalten hatte. Er fand sie in voller Blüte ihrer Schönheit — sie hatte ihr achtzehntes Jahr angetreten, und war dreymal schöner noch geworden, als er sie verlassen hatte — sie war eine Rose, die man

des Abends als Knospe verläßt, und des Morgens — halb geöffnet findet.

Die Zurückkunft des jungen Grafen Berthold war für Erwinen eben kein Bewegungsgrund auf ihre Abreise zu denken. Sie wußte, daß man sie gern sahe, und da, wie oben schon gesagt ist, Berthold der Ritter war, der von Jugend auf ihre Liebe hatte, so war's ihr eben nicht zuwider, in ihm jezt den wackern jungen Mann zu finden, der durch mancherley Kriegserfahrung, durch Beweise seiner Tapferkeit sich die Achtung aller braven Männer erworben hatte. Alte versuchte Ritter hatten ihre Freude an ihm — junge Anfänger und seine Gespielen und Gesellen im Ringelrennen nahmen ihn zum Muster — jedermann schäzte, ehrte, liebte ihn — sollte — konnte Erwine ihn hassen?

Mit jedem Tage nahm zu großem Vergnügen der beyden Alten die wechselseitige Zärtlichkeit der jungen Leute zu, und da ihre Verbindung zwischen den Eltern längst festgesezt war, so schien es dem alten Urach billig, sie nicht ohne Noth zu verzögern. Der Alte nahm also bald darauf Gelegenheit, mit seinem Sohn von dessen Liebe zu Erwinen zu sprechen.

XV.

Es war ein schöner heller Herbsttag, der gestrige Sturm hatte alle Nebel fortgetrieben — die Natur schien alle ihre Kräfte noch einmal gesammelt zu haben, um die Flur zum letztenmal in ihrer herbstlichen Schönheit zu erleuchten und sie dann in ihren Winterschlaf einzuwiegen — den ganzen Tag hatte sie so helle und warm geschienen, daß der alte Urach den größten Theil des Tags im Freyen zubrachte. Jezt saß er wieder in seinem Zimmer im Lehnstuhl — vor ihm lag die ganze Flur mit allen ihren Wiesen, Bächen, Angern, und Holzungen. Mit wahrer Seelenruhe sah er aus der hohen Burg auf diesen schönen Strich Landes herab. Sein Sohn stand bey ihm, und erzählte bald dieses, bald jenes aus dem lezten Feldzuge, den er unter des verstorbenen Heinrichs Armee mitgemacht hatte — erzählte viel von dem Ungemach, das der unglückliche Kaiser hatte dulden müssen — viel von den Bosheiten seines Sohns — viel von den lezten Stunden des Vaters. —

Gott geb' ihm die ewige Ruhe! — sagte endlich der alte Urach, die Menschen ihm hier versagten. Er war brav und bieder, und den Schlag Leute lieb' ich. Wohl ihm!

 er

er ist eingegangen in das Land des Friedens! Sein Andenken, wenn's auch Pfaffen verfluchen — segnen's doch die edler Denkenden im deutschen Reiche. Er hat Deutschlands Rechte und Freyheiten als ein braver Deutscher gegen die Eingriffe des Papstes vertheidiget — er that hieran was Recht und ihm Pflicht war. Gott wird's ihm lohnen — hier ist's ihm nicht gelohnt worden.

Wer ihm folgen könnte! wer auch schon dem unruhigen Lermen der Welt entrissen, sein sorgenmüdes Haupt zur Ruhe legen könnte! wie wohl wäre dem! Ach! Sohn! lieber Sohn! mir ist's, als würd' ich ihm bald folgen — nun! wie Gott will!

Der Sohn fiel dem Vater in die Arme und weinte eine Thräne kindlicher Zärtlichkeit und Wehmuth, die ihm ohnstreitig mehr Ehre macht, als hätte er zehnmal den Turnierdank erkämpft. Er suchte den alten Vater, dem heftige Empfindungen leicht schaden konnten, zu beruhigen.

Laß mich, Berthold! sprach der Alte — laß mich immer an den Tod denken! er kommt mir nicht unvermuthet — ist mir nicht schrecklich, ist mir ein Engel des Friedens und der Ruhe. Ich durchschaue meine

ne durchlebten Tage mit Freude und schäme mich ihrer nicht. Es macht dem bejahrtesten Greis eine faltenlose Stirn und eine heitere Miene, wenn er in sein Leben zurück schauen, und die Geschichte desselben mit allen Abwechselungen der Scenen der heranwachsenden Welt schildern kann. Die genossenen Freuden genießt er durch die Erzählung ihres Genusses noch einmal, und das Andenken seiner überstandenen Leiden ergötzet ihn, weil er sich freuet, daß sie überstanden sind. Auch ich hatte der rastlosen kummervollen Tage viel, aber bald sind sie vorüber, und dann will ich Gott an seinem Throne danken, daß er mir Kraft und Muth schenkte, sie zu überstehen, und, Sohn! was das vornehmste ist — daß er Biedersinn und deutsche Redlichkeit nie in mir erkalten ließ. Bleib auch du, was du bisher warst — was du jezt bist, und Gott wird auch dich durch die lange Wüste der Welt durch seinen Engel leiten lassen, daß du einst mit gleicher Ruhe das Land des ewigen Friedens vor dir, und dein vergangenes Leben ohne Schamröthe hinter dir sehen kannst.

Der Sohn versprachs. —

Sieh dort die untergehende Sonne! — kleine feurige Wölkchen schwimmen um sie

 her

her und begleiten sie zur Ruhe. Es ist eine wehmüthige, aber doch angenehme Empfindung, die ich bey solchen Anblicken der Natur fühle. Das Herz zerschmilzt in sanften Empfindungen, wie die Sonne jezt am Horizont zu zerschmelzen scheint. Sie hat uns, sie hat heute die ganze Welt erheitert und erwärmt und Menschen und Vieh erquicket. Jezt sinkt sie, nachdem sie ihr Tagewerk rühmlich vollbracht, unter den Gebeten und Gesängen der Menschen zur Ruhe. Laß uns ihr ähnlich zu werden suchen — Berthold!

Bey Gott! Vater, ich werde es suchen!

Nun wohl dann dir! Gottes Segen sey dann stets über und mit dir. Ich hoffe es zu Gott, und dein bisheriges Betragen läßt mich Hoffnung fassen, daß ich in dir einen edlen Zweig aus der Familie der Urache hinterlasse, der die Ehre unsers Hauses immer erhalten und nach Kräften vermehren wird — aber Eines, lieber Sohn, lieget mir noch auf dem Herzen, über das ich noch mit dir sprechen muß; antworte frey und offenherzig und denke, daß du mit einem dich zärtlich liebenden Vater und Freund sprichst. — Du bist — das weißt du, der einzige männliche

liche Erbe der Urachschen Güter. Ich wollte nicht gern, daß mit dir, das Haus der Urache vergessen würde. Lange habe ich also schon darauf gedacht, unter unsern deutschen Mädchen für dich eine zu wählen, die dein Glück machen, und mich wegen eines so wichtigen Punktes, als dieser ist, beruhigen könnte. Ich leugne nicht, auch auf die Ehre unsers Hauses bin ich ein wenig eifersüchtig. Es ist mir nicht gleichgültig, wer meine Schwiegertochter seyn wird. Ich kenne eine, die ich noch vor meinem Tode als Tochter zu umarmen wünsche. Ich hoffe, Berthold wird meine Wahl billigen.

Ein so erfahrner Mann — (dem Vater die Hand küssend) ein so zärtlicher Vater, als der Graf von Urach, kann und wird nicht anders wählen, als was mit dem Wunsche des gleichgesinnten Sohnes übereinstimmet — was auch der Sohn gewiß gewählt haben würde, wenn er das Mädchen kennte. (Mich dünket, nach dem was ich und die Leser von Bertholds Liebe wissen, zu urtheilen, daß unser Berthold entweder nicht ganz aufrichtig sprach, oder daß er des Vaters getroffene Wahl schon muthmaßete.)

Die Antwort, sagte der Alte — freut mich, Berthold! du kennest das Mädchen,

chen, — und wenn ich nicht ganz irre, du liebst sie auch, und hast sie längst vor mir gewählt. Es ist ein Mädchen aus edlem Stamm — von himmlischer Schönheit und edlem Herzen. Und was will ich's lange vor dir verheelen, du erkennest doch an diesen Zügen Erwinen? Sie ist es, von der ich wünschte, daß sie meinen Sohn durch dieses Leben begleiten, und daß ich euch beyde einst verbunden im Himmel wieder finden möchte.

Gott — rief der überraschte Berthold — Gott! wie überhäufst du mich mit Glück!

(Dem Vater zu Füßen fallend. —)

Lieber, guter Vater! wodurch hab' ich diese zuvorkommende Liebe und Zärtlichkeit verdienet? Ja! sie ist es — Erwine ist es, deren Besitz das ganze Glück meines Lebens ausmachen würde. —

Sie wird es machen — gewiß sie wird es machen. Sie ist eines rechtschaffenen Mannes Tochter; ihres Vaters Schwester hat mir die Lasten des Lebens um vieles erleichtert. Du hast Grund zu hoffen, daß auch Erwine dir eben den Dienst erzeigen werde. Ihres Vaters Redlichkeit ruhet auf

ihr,

ihr, und wenn sie dir ihre Hand giebt, woran ich nicht zweifle, da du ihr Herz schon besitzest, wenn ich recht gesehen habe, so bemühe dich, ihrer Liebe durch Treue und Gefälligkeit dich würdig zu machen. Jezt gehe, und höre, was Erwine dazu saget, und morgen kannst du mit ihrem Vater sprechen, und von seiner Hand dein Glück erbitten. Er wird dir's nicht versagen, denn er ist schon von meinem Wunsche unterrichtet.

Daß Berthold sich diesen Befehl nicht zweymal geben ließ, weiß der Leser, ehe es ihm gesagt wird. Mit Windesschnelle flog er zu Erwinen, — fiel vor ihr nieder, — faßte ihre Hand, — küßte sie mit einer Hitze, und war überhaupt so hastig, daß Erwine, die ein solches unruhiges Wesen und Betragen an ihm nicht gewohnt war, in Verlegenheit gerieth, was wohl dem Grafen widerfahren wäre.

Berthold! lieber Urach! — sprach sie mit halb erschrockener halb zärtlicher Stimme — lieber Urach! was ist dir? was soll diese Hitze — diese Hastigkeit? als ob dich jemand verfolge, fliehst zu mir! sage, was ist dir?

O! sie ist mein! sie ist ganz mein! rief der entzückte Berthold, welche unnennbare

Seligkeiten liegen nicht in dem Gedanken: sie ist mein!

Wer ist dein? lieber Berthold!

Diese Hand, die ich fasse — dieses Herz, das ich anbete. Erwine! Gespielin meiner Jugend! den Knaben hast du geliebt — den Jüngling nicht gehasset — was darf der Mann hoffen?

Du sprichst sehr räthselhaft, lieber Urach! vergissest, daß du mit Erwinen sprichst, die dirs längst gestanden — unzähligemal wiederholt und in diesen Wiederholungen das süßeste Vergnügen geschmeckt hat, — Urach darf alles — alles von Erwinen hoffen, was Pflicht und Ehre einen Ritter hoffen lassen dürfen. Besinne dich Urach, hat dir's Erwine nicht mehr als einmal gestanden, daß es ihr immer einer der angenehmsten Gedanken gewesen sey, daß Urach — der von Rittern und Knappen geschäzte, von Feinden gefürchtete, von Freunden geliebte Urach — bey Schimpf und Ernst ihre Farbe trüge; daß sie ihr Leben in seinen Armen zu beschließen, für hohes himmlisches Glück achte, vorausgesezt, daß ihre beyderseitige Eltern ihre Einwilligung zu dem Genuß dieses Glücks geben.

Sie

Sie geben sie — haben sie schon gegeben! liebste! beste Erwine! du bist mein — ganz mein! Diesen Augenblick komme ich von meinem Vater, oder vielmehr, er schickt mich her, dich um Erlaubniß zu bitten, daß ich morgen deinem Vater aufwarten dürfe, um von ihm, dem braven Alten, die Bestätigung meiner Glückseligkeit zu erbitten. Du erlaubst es doch Erwine? ich — dein Urach bitte — auf den Knieen bitte ich!

Das verschämte Mädchen liebte den Grafen zu sehr, als daß sie eine Bitte abschlagen konnte, die so sehr mit ihrem eigenen geheimen Wunsche übereinstimmte. Ein zärtlicher Kuß war die Antwort auf Urachs Frage, ob sie es erlaube. Er verstand die Sprache — und gieng den andern Tag nach Steinheim ab.

XVI.

Der alte Steinheim, der lange schon von allem unterrichtet war, empfieng ihn als seinen Sohn — ließ ihn seine Bitte nicht ganz vorbringen — „ich weiß — fiel er ein — ich weiß, was du willst. Hier nimm mein Wort, (ihm die Hand gebend) das Wort eines Ritters, und meinen Segen — den Segen, eines, wie ich hoffe, biedern Mannes. Gott

erhöre mein Gebet, und erfülle meine Wünsche, die ich längst für euch gethan habe, so seyd ihr das glücklichste Paar, das je Liebe und Rechtschaffenheit verband. Bleibe brav und edel, lieber Sohn, Erwine soll, denk ich, eine gute Frau werden. Morgen laß uns zu deinem Vater und zu deiner Braut zurücke kehren, die Liebe ist ungeduldig und sehnsuchtsvoll, es möchte dir bey mir alten Mann die Zeit zu lang werden.„

Urach küßte ihm ehrerbietig die Hand und reisete in Gesellschaft seines künftigen Schwiegervaters den andern Tag zurück. Vier Wochen nachher wurde er der glücklichste Ehemann der schönsten und zärtlichsten Frau in Oberdeutschland.

Nächst der Verbindung des jungen Grafen von Urach mit seiner Tochter hatte den alten Steinheim noch eine andere Absicht zum Grafen von Urach diesesmal geführet, die er gleich nach der Hochzeit bekannt machte. Der neue Kaiser war nemlich politisch gnug gewesen, nach seines Vaters Tode die Urache und Steinheime seinen Zorn für die seinem Vater vorhin geleisteten treuen Dienste nicht empfinden zu lassen, wie er wohl gekonnt hätte und diese auch fürchteten. Er sahe aber wohl ein, daß diese beyden

den Häuser ihm, wenn er sie glimpflich behandele, eben so nützlich seyn könnten und würden, als sie es seinem Vater gewesen waren.

Auf der andern Seite meynte der alte Steinheim, ein solches Betragen des neuen Kaisers gegen sie — seine ehemaligen erklärten Feinde, das sie gar nicht vermuthet hätten, verdiene, wo nicht Liebe — denn ganz trauete er dem Heuchler, den er gar wohl kannte, nicht — doch wenigstens nicht mit Hartnäckigkeit und Stolz von ihrer Seite vergolten zu werden. Es sey also, meynte er, schicklich und rathsam, einige Schritte zur Versöhnung dem neuen Kaiser entgegen zu thun, in der Hoffnung, der Kaiser werde hernach die übrigen von selbst thun. In dieser Absicht schlug er vor an ihn zu schreiben. Der alte Urach billigte diesen Vorschlag ganz. Es wurden also von beyden Häusern Schreiben an den Kaiser abgeschickt, worinnen sie sich ihm unterwarfen, ihn auch wegen ihres vorherigen Betragens, ob es gleich ihr Herz nicht tadeln konnte, um Verzeihung baten, und versprachen, ihm künftig in allem, was deutscher Ritter Pflicht und Ehre fodere, gewärtig und zu Dienst zu seyn.

Heinrich hatte so viele Plane entworfen, die er als Kaiser auszuführen gedachte; er sahe auch

auch so viele Schwierigkeiten dabey, zu deren Ueberwindung ihm braver Männer Hülfe nöthig war, daß er es nicht für rathsam hielt, diejenigen zurück zu weisen, die sich ihm freywillig unterwarfen.

So lebten also die Steinheime und Urache ruhig auf ihren Gütern, beschäftigten sich mit Familien-Angelegenheiten, und waren im Genuß ihres häuslichen Glücks so zufrieden, daß sie sich wenig um die Staatsangelegenheiten des deutschen Reichs bekümmerten. Allein diese glückliche Ruhe wurde bald unterbrochen, und leider nie ganz wieder hergestellt.

Drey Jahre — drey höchst glückliche Jahre hatte Berthold in den Armen seiner geliebten Erwine durchlebt. Sie schienen beyden drey heitere schöne Frühlingstage zu seyn. Sie liebten sich so innig, so zärtlich, wie an jenem schönen Herbsttage, da Berthold in Erwinens Zimmer stürzte, und sie um Erlaubniß bat, bey ihrem Vater um sie anwerben zu dürfen. Berthold war glücklich und beneidete keinen Kaiser um seine Krone; und Erwine, wenn sie ja mit ihrem Berthold stritt, so war es darüber, daß er ihr nicht zugestehen wollte, sie sey durch seinen Besitz glücklicher geworden, als er durch den ihrigen. Ein Streit, der allemal mit Beweisen

weisen der wechselseitigen Zärtlichkeit und Liebe sich endigte.

Wenn ihre zwey liebenswürdige Kinder in Erwinens Schoos spielten — Berthold an ihrer Seite saß und aus ihren Blicken mit tiefen Zügen Wonne und Glück sog — und dann die beyden Alten Gott für das Glück, solche Kinder zu haben, inbrünstig dankten; so gab das eine so rührende Gruppe, daß derjenige entweder ein äußerst stumpfer sinnloser Kopf ohne Sinn und Gefühl, oder ein sehr roher Bösewicht mit eiskaltem Herzen hätte seyn müssen, der hier nicht das Glück ehelicher und häuslicher Glückseligkeit als Lohn der deutschen Redlichkeit und des ehrlichen Biedersinns hätte erkennen und schätzen lernen.

Um diese Zeit brachen aber die erneuerten Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem neuen Kaiser wieder in volle Flammen aus, und brachte ganz Deutschland in Bewegung. Das Steinheimsche sowohl als das Urachsche Haus konnten und durften diesen Streitigkeiten nicht lange gleichgültig zuschauen, da der Kaiser einen Reichstag nach Goslar zusammenberief. —

Doch hier mußt du, lieber Leser! wenn du anders verstehen willst, was du liesest, mit mir

mir ein wenig in die Geschichte dieser Streitigkeiten zurückgehen.

XVII.

Wer die geistlichen Würden und Pfründen der Kirchen in Deutschland besetzen solle, das sollte man für eine Frage halten, die gar nicht strittig seyn könne. Lange war es ein Recht der deutschen Kaiser gewesen, sie hatten es ausgeübet und der hohen Geistlichkeit Deutschlands, die damals schon aus lauter weltlichen Fürsten bestand, war es nie eingefallen, dem Kaiser dieses Recht streitig zu machen. Aber einem italiänischen — man denke nur! nicht etwa einem deutschen Vorsteher der deutschen Kirche — nein! einem römischen Priester fiel es ein, die Rechte eines geistlichen Oberhaupts der ganzen Christenheit und folglich auch der deutschen christlichen Kirche sich anzumaßen, und als ein solches die geistlichen Aemter, Würden und Pfründen in Deutschland zu vergeben. Hildebrand — war sein Name. Stolzer, listiger und schlauer, unternehmender und in seinen Unternehmungen anhaltender hat es nie unter dem ganzen Priesterheere einen gegeben. Als Gregor VII. bestieg er den päpstlichen Stul, und wußte jede Schwäche der Fürsten so zu seinem Vortheil zu benutzen, so genau in die Fußstapfen seiner

Vor-

Vorgänger einzutreten, und da, wo diese aufgehört hatten, mit einer Feinheit und Eifer fortzuarbeiten, daß er endlich der ganzen Christenheit geistlichen und weltlichen Standes Trotz bieten konnte. Er wagte es, jenes Recht deutscher Kaiser, deutsche Würden und Aemter zu besetzen, einem deutschen Kaiser streitig zu machen. Er foderte von Heinrich dem Vierten, sich nicht um Sachen zu bekümmern, die freylich, wenn man die Sachen nimmt, wie sie liegen, in den Bezirk seiner landesväterlichen Sorgen gehörten, die aber nach der Meynung dieses italiänischen Bischoffs schicklicher in den erträumten Gerichtsbezirk des geistlichen Oberhaupts der Kirche, das zu Rom sey, zu verweisen wären.

Wie! — so sagte der listige Mann — soll denn ein weltlicher Fürst geistliche Würden ordnen dürfen, ohne strafbar zu seyn? was für Zusammenhang hat das Geistliche mit dem Weltlichen? Was soll der Ungeweihete über den Geweiheten — der Sclave der Welt über den Diener Gottes? Soll die Kirche des weltlichen Fürsten Dienstmagd seyn? oder ist sie nicht vielmehr seine Gebieterin? Die Natur der Sache lehrt es, daß es ein Verbrechen sey, und die Erfahrung bezeuget zur Gnüge, welche traurige Folgen aus diesem ungestraft be-

gangenen Verbrechen entspringen. Aus dem Heere von Schmeichlern, die immer um eines Fürsten Thron stehen, nehmen die Fürsten diejenigen, die sie mit geistlichen Aemtern bekleiden. Aus rohen Dienern der lasterhaften Neigungen des Fürsten sollen Diener Gottes und der Kirche werden? Wer die Kunst zu kuppeln verstehet, — wer bey den Festen der Trunkenheit am längsten ausdauert, wird mit einem ehrwürdigen Amte der Kirche belohnt. Der wilde unwissende Krieger, nur an Blut und Mord gewöhnt, wird Vorsteher der friedfertigen sanftmüthigen Kirche, und wer am unschuldigsten zu einem geistlichen Amte kommt — hat es erkaufet!

So sprach Gregor der Siebente; und der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man gestehen, daß dergleichen Beschuldigungen zum Theil nicht ganz ohne Grund waren. Schade nur, daß die heilige Kirche — gesezt auch, man ließ den heiligen Vater mit ihren Aemtern nach Belieben schalten und walten, um nichts besser versorgt war, als vorher, wie ebenfalls die Natur der Sache lehret und die Erfahrung bezeuget. Denn um des Papstes Stuhl steht ein eben so großes Heer von Schmeichlern, wie um den Fürstenthron, und

auch wohl ein noch grösseres, und jenes ist so schädlich, als dieses — und auch wohl noch etwas schädlicher. Auch unter den geweiheten Dienern Gottes und der Kirche gab es von jeher rohe Diener lasterhafter Neigungen, und die Chronique scandaleuse der Päpste erzählt, daß sogar der päpstliche Stul dergleichen getragen habe — u. s. w.

Das Ende von allem ist, wie jedermann siehet, daß von beyden Theilen sehr viel Menschliches mit unterlief; aber freylich das *Homo sum, humani nihil a me alienum puto* — stand nicht im Glaubensbekenntniß Gregor des Siebenten. Und überhaupt war Heinrich der Vierte nicht der Fürst, der also mit sich sprechen, oder sich gutwillig ein Recht wollte nehmen lassen, in dessen Besitz er war. Er gab zu, daß während seiner Minderjährigkeit manches vorgegangen sey, das anders hätte seyn können, aber er konnte nicht einsehen, wie er dafür verantwortlich sey — am wenigsten, wie er es einem römischen Priester seyn könne.

Sein ganzes Leben war daher ein beständiger Krieg gegen die Anmaßungen des römischen Bischoffs. Diese Standhaftigkeit in Vertheidigung seiner Rechte, wurde ihm eine reichhaltige Quelle des bittersten Kummers. Un-

aufhörlich stürmten von Rom her Mißhandlungen aller Art auf ihn zu, die alle eine Folge seiner Beharrlichkeit auf seinen Gerechtsamen waren. Was aber auch immer päpstliche Priesterlist gegen ihn unternommen hatte, so vertheidigte er doch muthig seine Rechte bis an seinen Tod — blieb im Besitz derselben — und ließ seinem Sohne mit dem Throne auch den Besitz der Vergebung geistlicher Pfründen.

Heinrich der Fünfte — ein entschlossener Heuchler — ehrsüchtig und geizig im höchsten Grad, hatte bey seines Vaters Lebzeiten des Papstes Pantoffel geküsset, weil er seine Unterstützung gegen seinen Vater nöthig hatte, und der Papst war froh, an dem Sohne eine Ruthe zu haben, womit er den Vater züchtigen konnte. Kaum aber saß Heinrich fest auf seines Vaters Thron, so zeigte er — seinem wahren Charakter gemäß — daß er zeither bloß den scheinheiligen Verehrer des Papstes gemacht habe, um mit kriechender Unterwürfigkeit die römische Priesterpolitik zu hintergehen. Er hörte auf der nachgebende gefällige Sohn des heiligen Vaters zu seyn, der er bisher gewesen war, und wurde ein ungehorsames Kind, das in den häuslichen ökonomischen Angelegenheiten der Mutter Kirche so gut eine Stimme zu

haben

haben glaubte, als der heilige Vater, und kurz, er glaubte groß gnug zu seyn, um nicht mehr unter der Ruthe stehen zu dürfen. Seinen Vater Heinrich nannte er einen Ketzer und Sünder, und hielt doch steif und fest über dessen ketzerische Grundsätze. Er erklärte, daß er so wenig wie sein Vater sich entschließen werde, die Rechte der geistlichen Investitur fahren zu lassen. Folglich war der Papst nach dem langwierigen Streite mit Heinrich dem Vierten bey Heinrich dem Fünften noch um keinen Schritt weiter als vorher, und die Flamme des Streits brannte wieder helle und lichterloh auf zwischen dem Kaiser und dem Papst.

Zum Unglück gehörte es damals noch nach dem allgemeinen Volksglauben unter die nothwendigen Eigenschaften eines deutschen Oberhaupts, daß es zu Rom mußte gekrönet seyn, ehe es den Namen eines römischen Kaisers führen konnte. Es ist schwer den Grund und die Ursache einer solchen Foderung damals einzusehen — aber es war nun einmal so. Es war einer der feinsten Kunstgriffe der geistlichen Hierarchie, die von Rom aus die ganze Welt beherrschen wollte. Es kam nun noch der Umstand dazu, daß Welschlands Fürsten dem deutschen Kaiser eben so, wie die deutschen Fürsten unter-

unterworfen waren. Die Last dieses Jochs, denn ein Joch war es allerdings, fühlten die italiänischen Fürsten nur allzusehr, und trugen sie höchst unwillig. Daher konnte ein neuer Kaiser sie nicht anders von der Verbindlichkeit dieses Joch zu tragen überzeugen, als wenn er sich an der Spitze einer Armee von ihnen Gehorsam versprechen ließ. Deswegen giengen die Kaiser auch selten über die Alpen, als in Begleitung eines Heers, und ihre Reisen nach Rom waren nicht Reisen zum Vergnügen, sondern Kriegszüge, auf denen sie von den deutschen Fürsten, Rittern und edlen Herrn entweder in Person begleitet, oder durch ihre Unterthanen oder durch Geldbeyträge unterstützet wurden.

Heinrich V. war jezt in der Lage, diesen Zug antreten zu müssen. Die Sache war kritisch und es schien ihm höchst nöthig, seiner deutschen Stände Rath und Beystand in seinen Streitigkeiten mit dem Papste zu suchen. Das sollte auf dem nach Goslar ausgeschriebenen Reichstage geschehen.

XVIII.

Die beyden Familien, Urach und Steinheim, waren mit zum Reichstag eingeladen; sie konnten es also nicht vermeiden auf demselben zu erscheinen, und hätten sie es auch vermei-

den können, so wollten sie es doch nicht. Sie wußten, was auf demselben verhandelt werden sollte, und daß es auf Hinderung der päpstlichen Macht, die sich immer mehr zu vergrößern suchte, angesehen sey. So wenig sie auch im Grunde des Kaisers Freunde waren, so sahen sie doch ein, daß man jezt das ehemalige Betragen Heinrichs nicht genau untersuchen dürfe; sondern daß es jedes braven Deutschen Pflicht sey, ihn gegen die Eingriffe des Papstes in die kaiserlichen Rechte und gegen die Tyranney, die von Rom aus der halben Welt drohete, zu unterstützen. Auf der andern Seite aber sahen sie auch wohl, daß die Reise dahin mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden sey.

Der alte Steinheim war derjenige gewesen, der den vorigen Kaiser aus den Fesseln seines Sohnes zu Ingelheim befreyete. Daß er es gewesen sey, war bekannt — auch dem neuen Kaiser bekannt. So ruhig dieser auch bisher gewesen war, so war doch der alte Steinheim zu genau mit seinem heimtückischen schleichenden Charakter bekannt, als daß er es gewagt hätte, sich ihm zu überlassen. Es war zu befürchten, der ehemals so erbitterte, jezt scheinbar ruhige Heinrich werde, wenn er einen von den Steinheimen, Vater oder Sohn,

in seinen Händen habe, die schöne Gelegenheit sich zu rächen, nicht entwischen lassen. Weder der alte noch junge Steinheim giengen also zum Reichstage, und der alte Graf von Urach war schon zu alt und schwach eine solche Reise zu unternehmen. Niemand blieb übrig, als der junge Graf Berthold von Urach.

Die beyden Alten wußten wohl, daß er bey allen seinen vortreflichen Eigenschaften doch nicht diejenige Person sey, die zu Unterhandlungen mit dem Kaiser tauge. Sie kannten seine Denkungsart, sein feuriges, ungestümes, auffahrendes Temperament. Sein feines Gefühl von Recht und Unrecht empörte sich leicht, und dann entbrannte sein Zorn in lichte Flammen, und wehe dann dem, den sie ergriffen. Unter den Waffen erzogen, haßte sein kriegerischer Geist jene feinern Sitten des Hofes, die, nach seiner Meynung, nur gar zu oft die besten Seelen verderben. Auch die Sprache der Hofleute, die selbst dann, wenn das Herz das Gegentheil sagt, doch den Mund eines andern zu überzeugen wissen, daß er oft das Entgegengesezte von dem spricht, was das Herz denkt und fühlt — auch diese war ihm ein Greuel. Ihm war es platterdings unmöglich, seine Gesinnung auch nur geringsten zu verber-

gen,

gen, oder sie in ein gefälligeres Kleid zu hüllen, oder eine an sich bittere Wahrheit, wenn sie gesagt werden mußte, zu überzuckern, oder gar in ein süßes Kompliment umzuwandeln, das erst nach einiger Zeit Bauchgrimmen verursachet. — Er dachte strenge, und dachte viel zu laut.

Dieses alles machte nun freylich den jungen Berthold zu keinem der geschicktesten Negotianten. Die Alten, die ohnehin wußten, wie geneigt er nach der Denkungsart der damaligen Zeit sey, jede streitige Frage durch das Schwerd auszumachen, konnten sich lange gar nicht entschließen, ihn auf den Reichstag zu schicken.

Was ihnen aber am meisten Sorge machte, war sein erklärter heftiger Haß gegen den Kaiser. Daß er seinen Vater Heinrich den Vierten, dessen Bravheit und deutscher Muth ihm von den unter ihm gethanen Feldzügen her bekannt und hochachtungswerth war, so niederträchtig boshaft behandelt hatte, daß der auf ihn muthwillig gehäufte Gram, dem Sohne erst den Weg zum Throne gebahnet hatte — das war dem jungen Urach unvergeßlich — nie konnte er dem neuen Kaiser die Art seiner Thronbesteigung vergeben.

Dazu hatte Heinrich selbst nach seiner Thronbesteigung vieles noch verschlimmert. Er war ein geiziger kleindenkender Prinz. Jeden — auch geringen Vortheil mit einer Niederträchtigkeit zu erkaufen, war ihm leicht — man konnte gar sagen — gewöhnlich. Seine vorherige kriechende Unterwürfigkeit unter den Papst hatte ihn lange schon dem kriegerischen Adel von Deutschland verhaßt gemacht. Bey seinem Vater war man Sieg gewohnt; er aber hatte das Unglück, einen unglücklichen Krieg in Polen zu führen. Vielleicht war es nicht Mangel persönlicher Tapferkeit, daß nicht alles ihm glückte; aber es ist gnug, eine Person zu hassen, um ihr alle möglichen, auch ohne ihr Verschulden vorgegangenen Fehler aufs höchste in Rechnung zu bringen.

Ihm wenigstens gieng es so. Hätte Heinrich wenigstens nach seiner Thronbesteigung Mittel und Wege gesucht und gefunden, die die Art und Weise, wie er zum Throne gekommen, vergessen gemacht hätten, so würde man ihm manches nachher übersehen haben. Der große Haufe der Menschen siehet nur auf das Gegenwärtige, und ein Schmeichler kann mit leichter Mühe jedes vorhergegangene Verbrechen aus seinem Andenken tilgen — er darf

nur den Schatten vermindern, den vorhergegangene schlechte Handlungen auf das Bild werfen. Steig bis zum Thron über Haufen von dir gemordeter Menschen hinweg — man wird dich auf dem Wege dahin verfluchen. Nur vergiß nicht, wenn du die oberste Staffel erreichet hast, deine Größe durch Güte — wär es auch nur blendende Güte — zu zeigen; nimm die Larve des Menschenfreunds vor das Gesicht — und man wird deinen vorherigen Gang vergessen und — dich segnen. Das ist der Lauf der Welt. Zeigt aber der Räuber der obersten Gewalt nichts als Räubergesinnungen — ist seine Größe nicht Genie, nicht Stärke des Geistes — verstehet er die Kunst nicht, das Grausame und Rohe seiner vorherigen Handlungen den Zuschauern unvermerkt aus den Augen zu rücken, und ihnen ein gefälligeres Bild — wenigstens die Larve davon zu zeigen; so fühlt das Volk die Last seines eisernen Zepters nun doppelt, und er ist übel gnug daran, wenn es zugleich fühlt, daß es nicht nöthig hätte, diese Last zu tragen. Das war der Fall bey dem neuen Kaiser Heinrich.

Heinrichs und Urachs Gesinnungen und Handlungen contrastirten eben so stark neben einander, als sie einander hasseten, nur daß der

der Graf den Kaiser doppelt hassete, je mehr er den vorigen Kaiser geliebt hatte. Demohngeachtet wünschte er selbst die Reise auf den Reichstag machen zu dürfen, denn er freuete sich im voraus auf die Turniere und Ritterspiele, die es daselbst geben, und auf die Ehre, die er da einerndten würde.

Weil nun beyde Familien darinnen übereinkamen, daß es jetzt nicht darauf ankomme zu untersuchen, was der Kaiser verdiene, sondern — was er bedürfe; da man ferner es für Pflicht hielt, ihn gegen die Eingriffe des Papstes zu unterstützen, und der junge Graf seine Anverwandten dadurch ziemlich beruhigte, daß er die größte Mäßigung versprach, so beschloß man, ihn auf den Reichstag mit dem Auftrag zu schicken, denen gethanen Vorschlägen überhaupt nicht zu widersprechen.

Für den Grafen war dieser Auftrag das angenehmste Geschäft, das man ihm hätte geben können. Sein feuriger Geist hatte schon zu sehr an Ritterspielen Geschmack gefunden, als daß er lange ohne irgend eine Unternehmung hätte bleiben können. Hier hatte er Hoffnung, wieder einmal seine Lanze schwenken, und sein Roß tummeln zu können. Er freuete sich also schon auf die dabey zu erwartenden Feste und Feyerlichkeiten. —

XIX.

Nicht so — Erwine. Sie liebte ihren Berthold so zärtlich, wie — eine Braut. Täglich Wonne aus seinen Blicken zu saugen, an seinem Arm die Schönheiten der Schöpfung zu betrachten, oder auf seinem Schooße ihre zwey liebenswürdigen Kinder tändeln zu lassen, machte ihr mehr Freude, als — alle Reichstage mit allen Turnieren, Festen und Ritterspielen. Drey Jahr lang war sie gewohnt, keinen Tag ohne ihren Berthold zu seyn. Jezt sollte sie es zum erstenmal auf unbestimmte Zeit seyn. Sie zitterte, als man ihr die Nachricht gab. — Sie zitterte noch mehr, da sie an seinen ganzen Ungestüm und an seinen unauslöschbaren Haß gegen den Kaiser dachte. Iht zärtlich banges Herz sah schon alle die unglücklichen Folgen voraus, die diese Reise bringen würde. Umsonst bemühete sie sich, sie rückgängig zu machen.

Nun so laßt mich wenigstens — sprach sie, da ihr diese Bemühung nicht glückte — so laßt mich wenigstens ihn begleiten. Ohne ihn leben, ist schon halber Tod, und nun gar in beständiger Furcht wegen ihm zugestoßener Unfälle in solcher Entfernung leben müssen — brächte mich um. Laßt

mich immer mitgehen! Ich bin vielleicht im Stande, seine unbändige Hitze, die mich alles für sein Leben — für seine und unsere Ruhe fürchten lässet, etwas zu dämpfen.

Man stellte ihr vor, welche unvermeidliche Unbequemlichkeiten selbst für sie mit diesem Vorschlage verbunden wären. Ihr zärtliches ahndungvolles Herz fand endlich folgenden Ausweg. Zu Walkenried wohnte eine Tante, Erwinens Mutter Schwester, eine gebohrne Gräfin von Lohra, sie war an einen Volkmar von Klettenberg verheurathet gewesen, der vor kurzem gestorben war, ohne bey allen Reichthümern Kinder zu hinterlassen. Diese hatte schon lange gewünschet, ihrer Schwester Kinder zu sehen. Erwine ergriff diese Gelegenheit und lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr erlaubte, ihn nebst ihren Kindern zu begleiten, um sich, so lange er in Goslar wäre, bey ihrer Tante aufzuhalten.

Laß mir, lieber Berthold! — sagte sie — laß mir wenigstens den Trost, dir näher zu seyn, als ich in Urach dir seyn würde. Trifft dich ein Unglück, so habe ich doch noch Hoffnung, daß der Blitz, der dich trifft, auch mich treffen werde. Ohne dich glücklich zu seyn, ist mir unmöglich,

aber

aber mit dir zugleich sterben — kann ich wohl.

Es wurde ihr erlaubet; doch sollte sie vorher, um nicht hämischen Mißdeutungen ausgesetzt zu seyn, sich mit dem Grafen, ihrem Gemahl, am Hofe zeigen, und ihre Kinder in Urach zurücklassen. So hart auch für ihr mütterliches Herz diese letzte Bedingung war, so glaubte sie doch viel gewonnen zu haben, wenn sie nur ihren Grafen begleiten durfte. Doch blieb immer eine schwarze sorgenvolle Ahndung in ihrem Herzen. Traurige schreckliche Träume ängstigten sie des Nachts, und am Tage sah sie die Zubereitung zur Reise mit thränenden Augen machen. Sie selbst machte zu ihrer Abreise mit einer traurigen Feyerlichkeit Anstalt, als ob sie Urach nie wieder sehen würde.

In sich selbst ihren Gram verschlossen, gieng sie jezt noch einmal an alle die Lieblingsstellen um Urach, wo sie bald mit ihrem Berthold gesessen, bald mit ihren Kleinen gespielet hatte. Sie erinnerte sich des Vergnügens, des stillen häuslichen Glücks, das sie hier genossen hatte, und diese Erinnerung in Verbindung mit dem Gedanken, daß sie nun alles dieses aufgeben müsse, machte sie doppelt schwermüthig. Ein düsterer Nebel, wie er an dunkeln November-

tagen

tagen auf der sonst so schönen Flur liegt, umwölkte ihre Seele — kein liebesvoller Zuspruch ihres Gemahls — kein Trost ihrer beyden alten Väter, war im Stande ihn zu zerstreuen.

O! liebliche Quelle! ihr stillen Gründe! du schattichter Ulmengang! — ich werde euch nie wieder sehen! nie wieder mit der innern Ruhe begrüßen können, mit der ich sonst euch mein Glück pries. — Sie sind vorüber — ach! ich fühl's mit schwerer Ahndung — sie sind vorüber die glücklichen Tage eurer Freundin Erwine! — Rausche Trauerton in meine Klagen, rieselnde Quelle! Erwine — deine Freundin trauert — trauere mit ihr! — ach! sie wird nun auf immer trauern müssen! — —

So sprach das zärtliche furchtsame Weib, und die Quelle schien ihr langsamer zu sprudeln — der Wind wehete leiser durch das Thal herab — aber in der hohen Ulme rauschte der Sturm!

Dein will ich denken — rauschender Sturm! — dein will ich denken, wenn nun bald auch auf mich trübe Wetterwolken herziehen, und mir den Lebensgang verdunkeln. Wenn dann Unglücksstürme um mich rauschen, will ich dein gedenken — und weinen!

Mit

Mit diesem Trübsinne gieng sie in Urach und Steinheim herum. Jedermann wollte sie beruhigen und trösten — aber es gelang nicht. Ihr Herz wurde noch mehr gepreßt, da der Graf gar einmal zu verstehen gab, daß er vielleicht sich entschließen könne, mit dem Kaiser den Römerzug in Person zu thun, wenn er seine Vorschläge billig mache, und sein Verfahren nicht gar zu tadelnswerth sey. Die Furcht vor diesem Feldzug, und die traurige Nothwendigkeit sich von ihren Kindern trennen zu müssen, machte sie äußerst mißmüthig.

Tausend andere Damen von ihrem Stande würden freylich deswegen, sich von ihren Kindern trennen zu müssen, keine Miene verziehen. Hat man doch schon lange die Kunst erfunden, Mutter zu werden, ohne Muttergefühl nöthig zu finden und Mutterpflichten zu übernehmen. Giebt es doch erkaufte Weiber gnug, die für einen geringen Lohn, vornehmer Damen Kinder säugen, tragen, warten, und — erziehen — was soll die vornehme Mutter sich gleich der niedrigsten Bäuerin den Beschwerlichkeiten einer Kinderwärterin aussetzen? Ist das Kind nur in die Welt gesezt, was brauchts mehr, als Lohn und Kost für eine Säugamme? Das soll es erhalten —

übrigens lasset die Mutter unbeschwert ihren Vergnügungen nachgehen. Dergleichen verzärtelte Sitten — oder vielmehr, um die Sache bey ihrem rechten Namen zu nennen — dergleichen mehr als huronische Denkungsart kannten aber freylich damals die vornehmen Mütter nicht. Ihre Natur und ihr Muttergefühl zu verläugnen, schien ihnen Unmenschlichkeit vorauszusetzen, daher überließen sie es auch nicht fremden Weibern, ihren Kindern die erste Nahrung zu geben, die sie selbst ihnen geben konnten, und dazu sie nach ihrer Meynung von Gott und der Natur bestimmt und geschaffen waren.

Erwine dachte auch so. — Ihr jüngstes Kind, ein Sohn, war noch nicht gar lange von der Mutterbrust entwöhnt; die Veränderung der Nahrung hatte seine Gesundheit etwas erschüttert — er war kränklich. Erwine war eine viel zu gewissenhafte gute Mutter, als daß sie dieses Kind so ganz ohne Muttergefühl hätte sehen und dann den Gedanken ohne Erschütterung denken können: „Du mußt es verlassen, — krank verlassen und findest es wohl nicht wieder!„

Am Abend vor ihrer Abreise, wo das Gefühl ihres Schmerzes aufs höchste gestiegen war, hieng

hieng sie in einem der heftigsten Anfälle ihres trübsinnigen Herzens über dem Knaben. Mutterliebe — und das zärtlichste Gefühl für ihren Gemahl, den sie in bevorstehenden Gefahren, die sie fürchtete, doch nicht ganz verlassen wollte, kämpften in ihr einen harten Kampf mit einander. — Endlich machte ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft, als ihr Gemahl ins Zimmer trat. —

XX.

„Was sollen diese Thränen? liebe Erwine! dein Blut scheint in einer heftigen Wallung zu seyn. Sollte der morgende Tag — sollte nnsere Abreise dir diese Thränen auspressen? ich will nicht hoffen, daß Erwine — —„

Vielleicht nicht fühlen soll, daß sie Mutter ist? Sage selbst, Berthold! wär' ich wohl werth Mutter zu heißen — oder wär ich werth dieser Kinder Mutter zu seyn, wenn ich sie so kaltsinnig verlassen könnte? — gesteh' es, könntest du das Weib lieben, das deine Kinder so leichtsinnig behandelte? — das Weib lieben, das nicht einmal den Instinct des Thiers gegen seine Jungen fühlte? — Berthold! verzeih' der Mutterempfindung, wenn sie dich beleidigte, aber

ich mag — ich kann mich unmöglich von einem Thiere beschämen lassen.

„Wohl! ich sehe und verehre in deiner Sorgsamkeit für diese Kinder deine Mutterliebe für sie; aber an diesem trostlosen Weinen — an dieser heftigen Erschütterung erkannte ich Erwinen, die Tochter Steinheims nicht; — sie, die Ritterstochter sollte doch wohl mehr Standhaftigkeit haben.„

Man kann nicht alles erben — was bliebe meinem Bruder, dem Festigkeit und Muth im Erbtheile ganz gehört? Auch die Ritterstochter bleibt doch ein Weib. Und pfui des Weibes, das sich schämt ein Weib zu seyn! Man muß nicht mehr seyn wollen, als die Natur wollte, daß man seyn sollte. Man kann sich vielleicht Empfindungen, die uns nicht natürlich sind, ins Herz künsteln — oder natürliche Empfindungen unterdrücken und verläugnen; aber wozu das? Ich lobe mir die Natur und lasse euch die Kunst. Was mich die Natur empfinden lehrte, schändet mich nie. Und sag' doch selbst, soll ich nicht weinen, da ich in so langer Zeit das, was mir nach dir das Liebste auf Erden ist, nicht sehen soll?

„In so langer Zeit? sagst du? ist denn sechs oder acht Wochen eine so lange Zeit?„

Immer

Immer lang gnug für eine zärtliche Mutter, aber, Berthold! mein Herz hat mich noch selten betrogen, es wird, fürcht' ich, mich auch jezt nicht betrügen, wenn es mir sagt, daß es wohl mit sechs oder acht Wochen nicht gethan seyn werde. Ach, mein Lieber! eine geheime Angst, die mich fürchten läßt, daß diese Reise deiner Erwine viele kummervolle Tage und Nächte machen werde, brennt in meinem Innersten. Ich fühle, daß etwas ist, was mir diese Reise verdächtig macht, aber was es ist, kann ich nicht sagen. Ich möchte so gern mich des Lebens freuen, aber — ich kann nicht. — Ich möchte nicht gern weinen, und — ich muß doch. Ein Zentnerschwerer Kummer liegt auf mir — ich vermag nicht, seine Last von diesem Herzen zu wälzen. Ich hab's versucht, Ruhe und Freude in dieses rast- und freudenlose Herz hinein zu zwingen — aber es geht nicht — und was ist denn erzwungene Freude? sie lastet schwerer auf dem leidenden Herzen, als der bitterste Kummer. —

Gestern nahm ich Abschied von meinen Lieblingsplätzen — ein unnennbares Gefühl durchdrang mich — ein heftiger Schauder ergriff mich — mir wurde, als lägen

Felsengebirge auf mir — und plötzlich fuhr wütender Sturm bey klarem Himmel durch die Ulmen. Ach! alle meine schönen geträumten Hoffnungen — auch meiner Hoffnungen kleinste fuhren mit dem Sturm dahin — verschwanden vor mir, wie Nebel vor der Morgensonne — meine Seele wurde trübe, wie ein angehauchter Spiegel.

„Schwärmerin! wie könnt' ich mich doch in beständigen schwermüthigen Empfindungen verlieren, oder mich mit solchen Gespenstern der Einbildung ohn Unterlaß quälen!„

Du scherzest? Berthold! — aber ich wünschte, du seztest dich in meine Stelle — was soll aus deiner Erwine, was aus deinen Kindern werden, wenn jene ihren Mann — diese ihren Vater verlieren! —

„Verlieren? — wer spricht denn von verlieren? — sprichst du doch, als gieng ich dem gewissen Tode entgegen!„

Und ists denn etwas viel gelinderes, wenn du auf deinem Eigensinn — vergieb mir das harte Wort — beharrest, und mit dem Kaiser nach Welschland ziehest?

„Eigensinn nennest du es, wenn Pflicht und Vaterland mich rufen?„

Pflicht und Vaterland? — was nennest du Pflicht und Vaterland! hast du nicht auch Pflichten gegen eine trostlose Gattin und gegen unmündige Kinder, die noch so viel Mühe, Bildung und Erziehung bedürfen? — ist nicht dein Haus in solchem Falle dein Vaterland? — oder darf, was du Vaterland nennest, nach Belieben und ungestraft Witwen und Waisen machen? ach, Berthold! lieber Berthold! — daß dich deine Erwine von diesen Gedanken zurück bringen könnte! — — aber du bist Felsen! Diese Thränen — diese brennendheisse Thränen rühren den barschen Ritter nicht, der bey aller seiner ritterlichen Gewissenhaftigkeit vergessen kann, daß er Gatte — daß er Vater ist!

„Erwine! du machst mich schwach — entkräftest mich zu einer Zeit, da ich es am wenigsten seyn sollte. Sieh! ich schwör' dir's zu Gott! wären die Umstände anders, als sie sind, käme es nicht auf Vertheidigung der Rechte Deutschlands gegen schändliche Usurpationen an, deine Thränen sollten nicht umsonst fließen.„

Und hast du denn diese Rechte nicht schon mehr als einmal vertheidiget? — dein Leben nicht schon mehr als einmal fürs Vaterland gewagt und also schon lange dich deiner Pflichten entlediget?

„Nicht entlediget, — liebes Weib! das Vaterland gab mir viel, daß er mich in seinen Schoos aufnahm, mir vergönnete, mich einen Deutschen nennen zu dürfen, mir Rechte und Freyheiten eines deutschen Mannes verlieh; es kann also auch viel wieder von mir fodern — mehr noch, als ich bisher geleistet habe und leisten konnte. Nicht entlediget habe ich mich also meiner Pflichten, vielmehr meine Verbindlichkeiten vermehrt. Ich habe — hoff' ich — bewiesen, daß mein Arm, Kraft — und mein Herz, von Vaterlandsliebe beseelt, Muth gnug habe, jedem ins Gesicht zu sehen, der uns zu nahe tritt. Und gerade solche Leute — laß mir immer diesen kleinen Stolz — gerade solche Leute braucht das Vaterland jezt.„

O! über das grausame Vaterland! braucht denn aber das Weib nicht auch einen Gatten und die Kinder einen Vater?

„Erwine! laß mit dir reden! — Was meinest du, wenn ich, der ich als Jüngling

so

so willig, so muthig ins Feld zog — immer da am liebsten und ersten war, wo die Gefahr am dringendsten war, jezt sorgenlos, unthätig und träge bliebe — was meinst du, was würde man von mir urtheilen? — —„

(Erwine stillschweigend und nachdenkend.)

„Du schweigst?

„O! über den Weichling! — so würde man sagen — und mit Recht sagen — den ein Weib zum Weibe machen konnte. Sonst war er ein muthiger Löwe, Ruhe liebte er nicht — aber Kampf war seine Lust — Sieg sein Geschäft — jezt schwelgt der Frauenknecht im Arm des Weibes! — laßt den entkräfteten Weichling in seiner wollüstigen Ruhe, bis ihn das Weib zum Kampf der Liebe weckt! — Sieh! Erwine, so und nicht anders würde und müßte man über mich und dich urtheilen.„

(Erwine lächelnd —)

Nun? und was wäre es denn, wenn wir sie so urtheilen ließen? wären wir etwa minder glücklich?

„Pfui! — so kann Erwine, Steinheims Tochter, Urachs Weib nicht im Ernst sprechen. Ihr kann das Urtheil — ihr darf das Lob oder der Tadel deutscher Biedermän-

 ner

ner und Ritter nicht gleichgültig seyn. Fasse dich also, liebste Erwine! und hoffe, daß gewiß alles besser gehen wird, als dein furchtsames Herz glaubt.„

Nun! ich will es hoffen! mag Gott meine Hoffnungen erfüllen und meine fürchterlichen Ahndungen zernichten!

Allein Erwinens Ahndungen trafen nur gar zu richtig ein. Sie kam erst lange nachher in ihre vaterländischen Gegenden zurück, und zwar in einem Zustande, der Bedauern und Mitleiden im höchsten Grade verdiente, wie der Leser im zweyten Bändchen dieser Geschichte zu seiner Zeit finden wird.

XXI.

Der kommende Morgen war zu ihrer Abreise bestimmt. Für Erwinen gieng eine lange traurige schlaflose Nacht vorher. Sie hatte noch nie ihre Heimath, wo jedes moosichte Plätzchen ihr ein Paradies war, auf so lange Zeit und mit Hinterlassung ihrer Kinder und mit so ängstlicher Besorgniß verlassen. Jezt sollte sie es. Tausend quälende Sorgen und traurige Gedanken durchkreuzten sich in ihr, und verjagten Schlaf und Ruhe von ihrem Lager. Die Sonne gieng auf — und fand sie noch eben so trübsinnig, als sie sie den Abend

vorher verlassen hatte. Sie wollte Muth fassen und standhaft scheinen — aber Muth und Standhaftigkeit verschwand, als das Gepoltere der Knechte — das Aufzäumen und Tummeln der Pferde — ihr muthiges Wiehern — das Geklirre der Waffen, — das hin und her laufen — rufen, singen, fluchen, beten der bewafneten Reuter, Vasallen und Reisigen, die sie auf ihrer Reise begleiten sollten, alles in der Burg und auf dem Hofe aufweckte. Die ganze Scene des Abschiednehmens — ihr alter Vater und Schwiegervater — Bruder — Kinder, alles stand jezt so lebhaft vor ihren Augen, daß sie nichts — gar nichts weiter zu denken vermochte — Himmel und Erde schwand mit ihr. — Endlich riß sie sich auf, gieng ins Freye, und suchte Erleichterung. Und was ihrem gepreßten Herzen schon mehr als einmal Luft gemacht hatte, das half ihm auch jezo — — sie betete inbrünstig zu Gott. — Nun glaubte sie gefaßt gnug zu seyn, um einen der traurigsten Auftritte ihres Lebens — dafür hielt sie jezt die Stunde des Scheidens — aushalten zu können. Sie irrte die gute Seele, es standen ihr viel traurigere bevor!!

Man hatte schon auf sie gewartet, und die beyden Alten, der junge Steinheim, die Tante und alle die gepanzerten und bewafneten Reuter,

ter, die den Grafen begleiteten, ein ehrwürdiger Anblick, diese Versammlung von deutschen Biedermännern und tapfern Leuten hier unter den Bildnissen eben so tapferer Ritter, Urachs Ahnen, beysammen zu sehen. Erwine kam — und mit ihr ein gewisser Geist inniger Schwermuth, der sich der ganzen vorhin lustigen und lauten Rittergesellschaft plötzlich mittheilte. — Es folgte ein langes — tiefes Schweigen — — Endlich brach der alte Steinheim die Stille.

Kinder! sagte er — je länger hier, desto später dort! Ich dächte, ihr brächet in Gottes und der Mutter Gottes Namen auf. Gottes Segen geleite euch! — Halte, Sohn, was du versprachst, — Mäßigung deiner auffahrenden Hitze; gedenke, daß Unvorsichtigkeit auch ein Fehler ist, und daß gewisse Leute nur ein gewisses Maas von Wahrheit tragen können. Du aber, liebe Erwine! vergiß nicht in den Freuden des Hoflebens, die du wenigstens eine Zeitlang schmecken wirst, daß du Eltern und Kinder hier zurück gelassen hast — oder was dir wohl nöthiger zu sagen seyn möchte — mässige deinen Schmerz bey der Trennung von uns, damit du doch einigen Geschmack an jenen Festen des Hofes finden könnest.

Erwi-

Erwine küssete ihren Eltern ehrerbietig die Hand, gab ihrem Bruder den Kuß der schwesterlichen Liebe, und übertraf an Standhaftigkeit alle Erwartung. Beym Heruntergehen aber mußte sie vor dem Zimmer vorbey, wo ihre beyden Kinder noch schliefen — hier erwachte die Mutterempfindung wieder ganz. Sie ließ sich nicht abhalten noch einmal hineinzugehen und sie zu sehen, und dieser Anblick machte sie ganz wieder zum Weibe. Mit stummen Schmerz hieng sie über den Kleinen — gieng fort — kam wieder — gieng noch einmal fort und — kehrte wieder um, und so würde sie noch lange in Unentschlossenheit hin und her gegangen seyn, wenn nicht ihr Gemahl ihr zugerufen hätte:

Erwine! wo bleibt die Ritterstochter? — ist das Urachs Gemahlin?

Er ergriff sie am Arm und führte sie fort, — und so schieden sie beyde unter den heißen Segenswünschen ihrer Eltern von ihnen.

XXII.

Sie giengen mit einer Pracht, die ihrem Stande angemessen war, von Urach ab, und mit einem starken Gefolge bewafneter Vasallen. Lange weilte Erwine noch mit ihren Gedanken

in Urach — ihr Gemahl wollte sie auch mit Willen nicht unterbrechen, denn er glaubte, daß es ihre Unzufriedenheit, da sie ein gewisses Vergnügen in dieser süßen Schwermuth zu finden schien, nur noch mehr vergrößern würde, wenn er sie aus ihren Träumen wecken wollte. Nebenher hoffte er auch, daß dieser Trübsinn seine Periode erreichen würde, und daß Erwine wohl von selbst ihm Gelegenheit und Winke geben werde, wenn es Zeit sey, sie zu ermuntern. Er kannte Erwinen. Sie war eine von den stark empfindenden Seelen, in denen jede Empfindung tiefere Wurzel schlägt als bey andern, bey denen die Eindrücke weniger haften. Es ist in gewissem Betracht eine große Glückseligkeit, starker Empfindungen fähig zu seyn; denn das Leben erhält eben dadurch tausend unnennbare Freuden mehr, über die ein leichter Sinn hinweg springt; aber freylich machen auch unangenehme Vorfälle des menschlichen Lebens desto stärkere Eindrücke auf solche Seelen, und dauern gewöhnlich länger, als bey andern. Es giebt nur ein einziges Gegenmittel im lezten Falle, und das ist dasjenige, das auch Berthold hier anwendete — daß man nemlich suchet, eine Menge eben so starker angenehmer Eindrücke so zusammen zu stellen, daß sie das Uebergewicht über jene erhalten.

Er irrete nicht. —— Die tausendfachen Veränderungen der Gegenstände um sie her, die so viel Neuheit und folglich auch Reiz für sie hatten, und die Gesellschaft ihres herzgeliebten Gemahls zerstreueten nach und nach die Nebel, die eine so düstere Nacht um Erwinen gezogen hatten. Sie empfand zwar einmal über das andere, daß ihr auch an der Seite ihres Grafen dennoch etwas fehle, was sie in Urach nie vermisset hatte; aber ihr Gemahl wußte bald Mittel ausfindig zu machen, dergleichen unangenehme Empfindungen so selten als möglich zu machen. Er brachte es endlich dahin, daß sie fast ihre völlige Heiterkeit wieder erhielt, da sie der Stadt Goslar sich näherten.

Es war damals die vornehmste Stadt in Niederdeutschland. Vorzüglich hatte sie Heinrichs IV. Liebe. Er hielt sich gewöhnlich da auf und machte dadurch die übrigen Länder seines Reichs auf Goslar eifersüchtig. Das gieng so weit, daß es bey einer der innerlichen Unruhen dem Kaiser zur Bedingung gemacht wurde, nicht beständig in Goslar, sondern nach Gewohnheit mehrerer regierender Fürsten der damaligen Zeit seinen Hof bald da, bald dort zu halten. Auch Heinrich V, so wenig er sonst seines Vaters Gewohnheiten und Neigungen

annahm, war doch Goslar nicht minder gewogen, und machte durch den dahin ausgeschriebenen Reichstag die Stadt sehr glänzend. Die Menge deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Herren, die sich jezt daselbst versammlete, war sehr groß, und es war daher unmöglich, daß ihr Gefolge, das ein noch weit größeres Heer ausmachte, Raum in der Stadt haben konnte. Sie hielten also nur an der Spitze ihrer Vasallen und Lehnsleute ihren feyerlichen Einzug, behielten aber hernach nur wenige bey sich, und schickten die übrigen hinaus vor die Stadt, wo sich das ganze Heer jenseits der Stadt nach den verschiedenen Stämmen Deutschlands lagerte.

Der Graf von Urach hielt mit seiner Gemahl in seinen Einzug mit aller möglichen Pracht zu Pferde. —

„Zu Pferde? die Gräfin von Urach zu Pferde?„

Nicht anders. —

„Mein Himmel! wie unschicklich! — Herr Geschichtschreiber!„

Mit Erlaubniß —— im geringsten nicht unschicklich.

„Aber warum fahren sie denn nicht in einem vergoldeten Staatswagen?„

Aus eben dem Grunde, warum man vor zehen Jahren noch nicht in einem Luftballon

à la

à la Blanchard von einem Orte zum andern reisen konnte, also aus dem sehr einfachen Grunde — weil man damals noch keine hatte. ——

Sind sie nun beruhiget? *)

Am

*) Ich hoffe es wenigstens — denn ich wüßte in der That nicht, wie ich den Frager oder die Fragerin anders oder besser beruhigen könnte. Es mag freylich auffallen, wenn man täglich vor Augen sieht, wie jeder, den sein Geldbeutel ein paar Pfund schwerer als seinen Nachbar macht, sich heutzutage von seinem Hause zum Nachbarshause hinwiegen läßt und von einer Assemblee zur andern rollt — wenn man unsere feyerlichen Einzüge mit diesen vergleicht — wenn man in unsern Tagen 15000 Kutschen in der einzigen Stadt Paris herumfahren sieht, und nun glauben soll, daß der Graf Urach mit seiner Gemahlin seinen Einzug zu Pferde habe halten müssen, weil man keine Kutschen gehabt habe! — das, ich gestehe es gern, ist auffallend, aber doch — wahr. Denn die Maschine, die wir jezt unter dem Namen einer Kutsche kennen, und zu deren wesentlichen Erfordernissen doch wohl gehört, (denn daß man andere Art von Fuhrwerk hatte, daran ist kein Zweifel) daß es ein in Riemen hangendes bedecktes Fuhrwerk sey, ist, wenn man nicht um Worte streiten will, viel jünger, als unser Graf und seine

Am folgenden Tage erschien sie am Hofe. Erwine hatte ihre Ruhe wieder erhalten, die Pracht der neuen ungewohnten Auftritte brachte wieder neues Feuer in ihre Lebensgeister, und verbreitete eine Heiterkeit über sie, die aus jedem

ne Gemahlin. Denn im Jahr 1550. waren in Paris, der Stapelstadt alles dessen, was zum Luxus gehört, nur erst drey in Riemen hangende Wagen, und aus der französischen Geschichte läßt sich erweisen, daß bis ins 16. Jahrhundert herab, die Könige von Frankreich auf Pferden, die Hofbedienten auf Mauleseln und die Prinzessinnen und vornehmen Frauenzimmer bald auf Pferden, bald auf Eseln geritten haben, und bey Feyerlichkeiten nie gefahren sind. In Deutschland, wo die Lehnsverfassung diese Art von Luxus, die so wenig mit dem kriegerischen Geiste des Zeitalters übereinstimmte, länger als irgendwo zurückscheuchte, war es zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ganz gewiß nicht Sitte, bey Feyerlichkeiten zu fahren. Die Ein- und Aufzüge der Fürsten und Ritter geschahen alle zu Pferde. Selbst im päpstlichen Ceremoniel geschiehet zwar eines Leibpferds, welches ein Schimmel ohne Muthwillen, ein stiller gutwilliger Gaul seyn sollte, und eines päpstlichen Leibmaulesels Erwähnung, aber an eine Leibkutsche oder einen Leibkutscher wird nicht gedacht, vermuthlich weil der Papst keines von beyden hatte. Jedermann ritt — die Manns-

dem ihrer Blicke leuchtete; ihre Wangen fiengen wieder an zu blühen, wie vorher, sie war wieder eine Rose im Morgenthau. Man hatte bisher ihre Reize noch nicht so gekannt, weil sie noch nie mit solcher Pracht öffentlich erschie-

Mannspersonen gewöhnlich auf Pferden und Mauleseln, und die Frauen und — Mönche gewöhnlich auf Eselinnen. Und da in der Folge das Fahren Mode zu werden begann, fanden es die Lehnsherren nicht ohne Grund für den Adel Deutschlands unanständig, zu fahren, denn sie fürchteten, daß ihre Ritter und Vasallen dadurch des Reutens entwöhnt und zum Dienst ungeschickt werden möchten. Daher wurde es sogar verboten. Das that z. B. im Jahr 1588. der Herzog Julius von Braunschweig, weil er fand, daß seine Ritterschaft und Lehnsleute jung und alt sich unterstanden hatten, auf Faullenzen und Kutschenfahren sich zu begeben, also, daß ihrer wenig mit guten wohl staffirten reisigen Pferden und wohlerfahrnen, versuchten, wegkündigen Knechten und Jungen versehen. Und das dünkte dem Herzog für die lieben, beständigen, kecken und freudigen Teutschen, die wegen ihrer männlichen Tugend, Redlich- Tapfer- Erbar- und Standhaftigkeit bey allen Nationen berühmt gewesen, unanständig. Eben das that auch Herzog Philipp II. von Pom-

nen war. Jezt beleuchtete man sie genauer und fand an ihr, was der Graf von Urach und wer sie kannte, lange schon gefunden hatte, — einen

Pommern-Stettin im Jahr 1608. Aehnliche Gesinnungen mögen wohl die Bewohner von Nantuket, einer zur Provinz Massachusets-Bay gehörigen Insul in Nordamerika, gehabt haben, als vor einigen Jahren zu ihrem nicht geringen Aerger zwey einspännige Chaisen von Boston hinüber gebracht wurden. Sie hielten diese Art sich von einem Ort zum andern zu bewegen für sündliche Verschwendung und weissagten den nahen Untergang derjenigen, die dieses bemahlte Fuhrwerk hingebracht hätten, und zitterten schon vor den Uebeln, die die Nachahmungssucht hervorbringen würde. Fast entstand ein Aufruhr über diesen unerhörten Vorfall. Einer von denen, die sich dieses ärgerlichen Fuhrwerks bedienten, kam zur Erkenntniß seiner Sünde und schickte es wieder zurück, der andere blieb verstockt, ohne jedoch die Freude zu haben, daß seine Mitbürger in gleiche Sünde gefallen wären. Denn noch immer blieben die vornehmsten Bürger bey ihren zweyrädrigen Karren. Ueberhaupt macht dieses arbeitsame, mäßige und sparsame Völkchen, neben unsere übrigen cultivirten Weltbewohner gestellet, einen auffallenden Contrast. Es ist fast in allem das Gegentheil von uns andern Erdenmenschen, und doch giebt es wohl unter allen vom Weibe Gebornen keine zufriedenere glücklichere Menschen, als

einen unwiderstehlichen Zauber in allen ihren Mienen. Aller Augen waren auf sie geheftet.

Der Kaiserin Mathildis mußte Erwine der Gewohnheit nach, knieend ihre Aufwartung machen; das brachte sie etwas in Verwirrung. Aber eben diese Verwirrung überzog ihr Gesicht mit einer sanften Röthe und erhob ihre Reize noch um vieles. Die Kaiserin, eine gutmüthige sanfte Dame, gewann die junge Gräfin auf den ersten Blick lieb, zog sie bald aus ihrer Verwirrung, hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und machte ihr tausend Schmeicheleyen. Der Kaiser, den wir schon als einen Mann kennen, der die Verstellungskunst aus dem Grunde studiert hatte, weil sein ganzes Leben eine ununterbrochene Heucheley war, verbarg auch vor dem Grafen seine wahren Gesinnun-

als diese Leute in ihrem Winkel der Erde. Man sehe davon Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 3. Theil.

Sehr mühsam zusammengesuchte Beyträge zu dieser Materie findet man in Herrn Hofr. Beckmanns Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen S. 390, die ich diejenigen nachzulesen bitte, denen der feyerliche Einzug des Grafen und der Gräfin von Urach zu Pferde ein Aergerniß seyn möchte.

sinnungen. Sein Herz sprach ihm ein Todesurtheil, aber seine Augen und sein Mund logen lauter zuvorkommende Güte.

Der Graf, seines Edelmuths und seines braven Herzens sich bewußt, kroch nicht, wie schmeichelnde Höflinge zu thun pflegen. Sein Blick war gerade, wie sein Herz — sein Anstand frey und ungezwungen, und aus seinem ganzen Wesen leuchtete die Dreistigkeit eines freyen deutschen Mannes und die Würde des Kriegers hervor. — Anders urtheilte das zahllose Heer der kaiserlichen Hofschranzen. Gewohnt am Joche des Hofes zu ziehen, war ihr Nacken schon zu sehr zu Krümmungen gebogen, um die Geradheit Urachs nach ihrem Geschmacke zu finden. Sie fanden an ihm weiter nichts, als — einen bäurischen Landjunker, der für die Feinheiten des Hofes weder Sinn noch Gefühl hätte. Inzwischen fanden sie doch auch rathsam, sich dieses Urtheil nicht laut zu sagen, sondern es ganz heimlich sich zuzuflüstern, denn sie meinten — und darinnen hatten sie recht — daß seine Miene so etwas hätte, das zu sagen schien, er werde schwerlich sich gefallen lassen, der Gegenstand ihrer Witzeleyen zu seyn. Sie ließen ihn also stehen, weil sie ihn nicht nach ihrem Ton gestimmt — sein Schwerd aber ziemlich schwer

fanden,

fanden, und verschlangen mit gierigen Blicken die Schönheiten Erwinens, neben welchen freylich alle in Gang seyende Hoffräulein nur wie Sternlein der vierten bis fünften Größe flimmerten.

Es fehlte nicht an Höflingen, die nach Art unserer heutigen Kleinmeister — (denn diese Geschöpfe sind sich vom Anfang ihrer Existenz her immer gleich geblieben) schon Plane machten und von Eroberungen träumten. Der eine legte auf dieser, der andere auf jener Seite seine Mine in Gedanken an, ohne zu bedenken, daß alle diese Minen vor ihrer Vollendung gesprengt werden könnten. Wir lassen diese junge Herren alle sammt und sonders in ihren süßen Träumereyen, woraus sie zu seiner Zeit — vielleicht wider ihr Vermuthen eher, als sie glauben und wünschen — schon werden gewecket werden, und gehen mit dem Gange unserer Geschichte ruhig fort.

XXIII.

Unter dem großen Schwarm der Höflinge zeichnete sich einer vor allen aus —— der Liebling des Kaisers. Sein Wuchs war unverbesserlich — er war die schönste Mannsperson seiner Zeit. Am Hofe erzogen, hatte sein ganzer

zer Anstand zwar diejenige Leichtigkeit und Ungezwungenheit erhalten, die nur ein langer Umgang mit der großen Welt geben kann; aber sein Herz, das er noch unverderbt zu erhalten gewußt hatte, war edeldenkend und rechtschaffen. Aechte, deutsche Tapferkeit machte ihn den höfischen Weichlingen furchtbar, und jedem braven Manne ehrwürdig. Bey einer großen Kenntniß der Welt und Menschen, die er in der besten hohen Schule in diesem Fache — am Hofe, unter Menschen von allerley Charaktern sich erworben hatte, besaß er die feinsten Sitten. Dieser liebenswürdige junge Mann war — **Graf Werner von Henneberg.** Schade! daß er der Liebling eines solchen Prinzen war!

Graf Werner und Graf Berthold hatten einander schon im Felde gekannt, und in den Feldzügen, die sie zusammen gethan hatten, hatten sie beyde auch Gelegenheit gnug gehabt, um sich als Männer zu zeigen, die werth waren, Freunde zu werden; ein jeder hatte von dem andern so viel gesehen, um einander sehr hoch zu schätzen. Graf Werner, erfreuet, hier einen alten Bekannten wieder zu finden, gieng auf den Grafen von Urach mit der Miene der Vertraulichkeit zu, und Urach, der unter allen den faden Gesichtern, die ihm vorgekommen waren,

ren, nicht nur keines gefunden hatte, das ihn an sich hätte ziehen können, sondern vielmehr an den meisten gleich hinter der Hoflarve das offene Schurkengesicht entdeckte, das freylich mehr abstieß, als anzog, war froh, hier einen alten Freund zu sehen, dessen Kopf und Herz er ehemals auf dem Flecke gefunden hatte, wo es seyn mußte, wenn man Urachs Freundschaft werth seyn wollte. Mit einem Vergnügen, das alle seine Züge belebte, reichte er ihm freundschaftlich die Hand, und schüttelte sie nach altdeutscher Art.

Der Graf von Henneberg war, wie gesagt, einer der feinsten, aber ehrlichen Hofmänner. Als ein solcher wollte und mußte er Hofinteresse und den Vortheil seines Prinzen nicht aus den Augen verlieren. Gleichwohl zog ihn auch seine Neigung und alte Bekanntschaft an den Grafen von Urach. Es war schwer, diese beyden sich entgegen stehenden Pflichten mit einander zu verbinden. Doch bemühete er sich, es zu bewerkstelligen. Dem Vortheil seines Fürsten hielt er es sehr zuträglich, wenn er dem Grafen Urach, der als einer der heftigsten von der Oppositionsparthey bekannt war, gelindere Begriffe von seinem Kaiser beybringen, und ihn für dessen Nutzen zu gewinnen, suchen könne. Als Freund und

alter Bekannter durfte er hoffen, daß seine Ueberredungsgründe nicht ohne Eindruck auf den Grafen bleiben würden. Er bat ihn, sogleich den Abend bey ihm und seiner Mutter zuzubringen. Urach bewilligte es gern.

Bey dieser freundschaftlichen Abendunterhaltung lernte nun der junge Graf Werner die Gräfin Urach noch näher kennen. Schönheit hatte er schon an ihr beym ersten Anblick bewundert, jezt mußte er ihr auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nebst den Schönheiten des Körpers, auch die des Geistes im reichsten Maaße besäße. Ihr heller aufgeklärter Verstand — ihr feiner, scharf geschliffener Witz — ihr sanfter edelmüthiger Charakter machte sie in den Augen des jungen Grafen, der das alles wohl zu schätzen wußte, noch tausendmal liebenswürdiger, als sie vorher war. Ihr Umgang gieng ihm über alles. —

Auf der andern Seite fand die liebenswürdige Erwine in dem Gedanken, daß der Liebling des Kaisers der Freund ihres Mannes sey, durch den in vorkommenden Fällen eine drohende Gefahr von ihm abgewendet werden, der den Kaiser zu gütigen Gesinnungen gegen ihren Urach stimmen, und überhaupt eine sehr thätige wirksame Mittelsperson zwischen beyden abge-

abgeben könnte, so viel Beruhigendes, und diese Beruhigung gab ihrem Geiste eine solche Heiterkeit und ihrem Betragen gegen den Grafen von Henneberg so viel Verbindliches, daß durch eine ganz natürliche Folge der wackere junge Mann ganz für das muntere schöne Weib eingenommen werden mußte, wenn er nicht ein ganz kaltes Herz besaß — und das besaß er nicht. Sein Herz schlug beym ersten Anblick Erwinens warm — schlug immer wärmer, je genauer er sie kennen lernte, und diese Wärme, unter welcher der erste Funke einer Leidenschaft glimmte, wurde in der Folge — ich muß hier dem Leser etwas vorgreifen — für ihn und Erwinen ein verzehrend Feuer, das die schrecklichsten Verheerungen anrichtete.

„Aber konnte Henneberg, der — —„

Ich weiß, was Sie sagen wollen. — Konnte Henneberg, der edeldenkende, rechtschaffene, von den giftigen Lüsten des Hofes unangesteckt gebliebene junge Mann an seinem Freunde zum Schurken werden, so war er nicht das, zu was ihn der Geschichtschreiber vorhin machte — so war er nichts mehr und nichts weniger, als — was tausend andere höfische Wollüstlinge auch sind.

Richtig! — das wäre er gewesen, wenn er des treuen Freundes schuldloses Weib verführte.

führte. Aber man verkenne bey aller seiner Anhänglichkeit an Erwinen doch in ihm den edeldenkenden Mann nicht. Tausend andere eben so ehrliche brave junge Leute — mich und meine respective Leser mit eingeschlossen — würden in gleicher Lage mit ihm sich nicht besser gegen die junge reizende Gräfin benommen haben, als er sich benahm. Es war immer eine gefährliche Lage für ihn. Sich mit Klugheit darinnen zu betragen, ohne weder an seinem Kaiser noch an seinem Freunde treulos zu werden, foderte eine Kunst, die — ich wette — den geübtesten Casuisten und griesgrämigsten Moralisten gnug würde zu schaffen gemacht haben.

Lasterhafte Neigungen, unerlaubte Begierden waren dem edlen Grafen von Henneberg zu unbekannt, als daß in ihm nur auf die entfernteste Weise der Verdacht hätte geweckt werden können, seine Empfindung für Erwinen sey ein Verbrechen — sey mehr oder weniger als Freundschaft. Mit jedem Tage nahm freylich dieses zärtliche Gefühl, das sich unter dem Namen der Freundschaft in sein Herz geschlichen hatte, zu, ohne daß eben der gute Graf mißtrauisch gegen sein Herz geworden wäre. Er sah sie täglich — erhielt täglich von ihr und ihrem Gemahl Beweise der reinsten aufrich-

tigsten Freundschaft, und erwiederte sie in eben dem Maaße. Für etwas mehreres wollte er sein Verhältniß und seine Verbindung, worinnen er mit dem Grafen und Erwinen stand, nicht angesehen haben, er selbst sah es für nichts weiter an, war etwas drüber, so war es bis jezo wider sein Wissen und Willen vor seinen Augen verborgen.

Jezt kam aber die Zeit, da Erwine Goslar verließ und zu ihrer Tante nach Walkenried abgieng. Noch nie war ihm eine Trennung so peinlich gewesen, als diese. Der Schmerz, den er empfand, war von dem Schmerz, den er sonst beym Abschied von einem Freund empfunden hatte, eben so verschieden, als Liebe von Freundschaft verschieden ist, das heißt — er war um ein gutes Theil größer und angreifender, als er der Regel nach hätte seyn sollen. — Sie war weg, und mit ihr ein großer, wo nicht der größte Theil seiner Zufriedenheit und Ruhe. Der sonst so thätige, rastlose Graf fühlte jezt ein gewisses Leere in sich, das kein Hoftag — keine Cour — kein Fest, und wär' es auch noch so glänzend und geräuschvoll gewesen, ausfüllen konnte. Nur Erwinens Bild, das sich seine Einbildungskraft mit allen Reizen vormalen konnte, stand vor ihm — beruhigte ihn aber auch so lange, als er nicht merkte,

te, daß es nur ein Gemälde der feurigen Fantasie sey — er griff darnach, und — es war Schatten — verschwand, wie ein liebliches Traumbild bey der Morgenröthe. Er erschrack — (Hier sehen die Leser den wackern edeln Mann wieder! —) da er diese Entdeckung machte. Eine Untersuchung seines kranken Herzens anzustellen, schien ihm ein sehr nöthiges Geschäft zu seyn. Er stellte sie an, und fand, daß das arme kranke Herz an Liebe schwer danieder lag. — Eine Entdeckung, die er freylich eher hätte machen können, die wenigstens außer ihm, dem Grafen Urach und Erwinen — jedermann schon gemacht hatte. Denn es war schon unter den kaiserlichen Hofschranzen eine längst bekannte Sache, die man sich nicht mehr die Mühe nahm, sich als Neuigkeit des Tages zuzuflüstern. Nur der Graf Urach und seine Gemahlin waren von der Redlichkeit ihres Freundes zu sehr überzeugt, als daß sie eines Mißtrauens gegen ihn fähig gewesen wären — sie waren mit einem Wort über diesen Punkt ganz unbekümmert. Auch hatte man sich wohl gehütet, den Grafen von Urach, der Spaß von der Art nicht wohl zu vertragen schien, auf dieses Flüstern aufmerksam zu machen, und den Grafen von Henneberg ließ man ohnehin ungestört, theils, weil er erklärter Liebling des

Kaisers

Kaisers war — eine Art Leute, nach welchen sich, besonders wenn sie im Steigen sind, der ganze Troß der Höflinge, wie nach einem Thermometer richtet, und welche man daher, so lange sie Wind und Wetter des Hofes richtig angeben, nicht aus ihrem Gange bringen darf; theils mußte jeder gestehen, daß es sich allerdings der Mühe verlohne, auf Erwinen Jagd zu machen, und daß sie auch der Eroberung eines kaiserlichen Lieblings werth sey. — Das waren ohngefähr die Räsonnemens des Hofes, wo man den ganzen Roman schon fertig hatte, noch ehe er zwischen dem Grafen Henneberg und Erwinen angefangen war. Jezt glaubte man ihn schon lange vollendet, da es dem Grafen einfiel, sein Herz über diesen Punkt zu untersuchen, und da er bey dem ersten Blick fand, daß seine Neigung mit der unveränderlichen Treue, die er seinem Freunde schuldig war, schlechterdings nicht bestehen könne, so dachte er edel gnug, um den festen Vorsatz zu fassen, eine Neigung zu besiegen und gänzlich auszurotten, die er für Thorheit und Laster erklären mußte, und die ihn vor sich selbst erröthen machte. Edel wär diese Denkungsart allerdings, nur schade! daß ihre Befolgung für seine Kräfte zu stark war — fassen ließ sich der Vorsatz wohl, aber ausführen — das war der steile Berg, über

den hinaus zu kommen, auch wohl ganz andere Leute, als ein junger feuriger Graf von Henneberg wacker geschwitzet haben würden. ——

XXIV.

Die Art ihrer Geschäfte brachte es mit sich, daß die beyden Grafen Urach und Henneberg gar oft mit einander über Angelegenheiten des Staats und des versammleten Reichstags sprechen mußten. Graf Werner suchte auch gern solche Gespräche auf, um seines Freundes Gesinnung und Denkart über solche Sachen theils genau kennen zu lernen, theils sie so viel möglich nach der seinigen zu formen. Der Graf von Urach, nie einer Verstellung fähig, verheelte auch vor seinem Freunde nichts, auch seine Gesinnung gegen den Kaiser nicht, die freylich nicht mit der Hennebergschen übereinkam. So groß auch immer die Freundschaft war, die zwischen beyden herrschte, und so sehr der Graf von Henneberg sich Mühe gab, seinem Freunde täglich neue Beweise davon zu geben, und so innig überzeugt der Graf von Urach auch davon war, und sie auf alle Art zu erwiedern suchte, so war doch immer dieser Punkt zwischen beyden ein großer Stein des Anstoßes. Weder die Gewalt, die der Graf von Henneberg über den Grafen von Urach durch seine Freundschaft bekam, noch das große Ueberge-

wicht

wicht seiner Menschenkenntniß und Erfahrung, womit er jede ihm schwach dünkende Seite des Grafen zu des Kaisers Vortheil zu benutzen suchte, konnte den Grafen Urach mit dem Kaiser aussöhnen. Hier ist der Schluß einer solchen Unterredung über diesen Gegenstand: —

„— — Es sey, lieber Berthold! ich will nicht hartnäckig auf meinen Behauptungen beharren — ich will die Art seiner Thronbesteigung nicht länger gegen dich vertheidigen; du geräthst so leicht in Hitze dabey, und niemals ist man partheyischer, als in solcher Fassung. Des Kaisers damaliges Verfahren sey immerhin tadelnswerth, ist es denn aber nicht gnug, einen begangenen Fehler eines andern einmal gerüget zu haben? muß man so lange darüber schmollen? —„

Nicht blos schmollen — Graf! laut zanken muß man, wenn es nicht etwa jugendliche Uebereilungsfehler — die ließ ich ungeahndet — sondern vorsätzliche, nach mehrjähriger Ueberlegung begangene Bosheitssünden sind; noch mehr — wenn kein Tadel — kein öffentlicher und geheimer Tadel des Sünders Herz zu rühren vermag — wie dann, Graf! wie dann?

 „Dann?

„Dann? Je nun! man überläßt ihn seinem Schicksale —„

Wohl! man überläßt ihn seinem Schicksale — das muß man aber ohnehin thun, wo kein Rettungsmittel mehr angenommen wird — was aber zu thun, wenn tausend andere zugleich darunter leiden?

„So würde ich zwar immer die That, doch nicht die Person hassen.„

Du unterscheidest fein, Werner! warlich fein! leicht ist's auch gesagt, aber schwer — bey Gott! schwer, gerade hier auf dieser äußerst feinen Linie in solchem Schritt zu bleiben, daß man weder zur Rechten noch zur Linken wanke. Ich gestehe gern, ich bin zu schwerfällig dazu.

„So solltest du wenigstens einen Versuch machen, und thun was dir möglich wäre. Denn ob du durch deine auffahrende Hitze — durch deinen unverkennbaren Groll, der aus jeder Miene Flammen sprühet, nicht mehr verdirbst, als du gut zu machen gedenkst — mehr niederreissest, als aufbauest, das — lieber Berthold! wünschte ich deiner Ueberlegung werth.„

Nun dann! ich will ja zu allen stimmen, was ihr zu Deutschlands Ruhe und Glück beschließen werdet; fordre aber nur nicht,

lieber Graf, daß ich eine Person lieben soll, die keiner Liebe — die auch deiner Freundschaft und Fürsprache nicht werth ist, dergleichen Geschöpfe nicht zu hassen, kostet schon einen schweren Kampf. Und glaube mir, Werner! — glaube mir, wie ich, so denken ungleich mehrere, als du glaubst, nur mit dem Unterschied, — sie denken es und ich — sage es.

„So mache es wenigstens wie diese und denke nicht so laut. Mußt du denn jeden zum Vertrauten deiner Gedanken machen? Ist denn Unvorsichtigkeit und Aufrichtigkeit — Schwazhaftigkeit und Wahrheitsliebe einerley? Ich denke nicht. Ich ehre die lezte, aber ich kann mich nicht erinnern, durch die erste je etwas Gutes gestiftet gesehen zu haben.„

Dergleichen Unterredungen fielen oft vor, aber alle Vermahnungen des Grafen von Henneberg, der als ein feiner Welt- und Menschenkenner leicht voraussah, daß sich sein Freund durch seine unvorsichtigen und hitzigen Reden irgend einmal in Verlegenheit stürzen würde, fruchteten wenig oder nichts bey dem Grafen von Urach. Den Tag hernach durfte nur eine Gelegenheit kommen, eine Wahrheit zu sagen, so sagte er

sie heraus, so bitter sie auch seyn mochte. Es war freylich gar oft der Fall, daß der Graf Berthold die Stimme des gesunden Menschenverstandes, der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und natürlichen Billigkeit auf seiner Seite hatte, und da er seine Meynung, die auf ganz richtigen Schlüssen beruhete, mit einer zwar rauhen, aber eindringenden Beredsamkeit vortrug, so fielen manche zum Vortheile des Kaisers geschehene Vorschläge beym Reichstage durch, und mancher entworfene Plan bekam einen mächtigen Querstrich. —

Es konnte nicht fehlen, der Kaiser mußte endlich auf die Gedanken kommen, daß Urach sein erklärter Feind sey und seyn wolle, da er seinen Haß gegen die Person des Kaisers zu wenig verbarg. Es fehlte auch wie gewöhnlich nicht an geschwätzigen gutwilligen Ohrenbläsern, die sich ein Verdienst um den Kaiser zu machen hofften, wenn sie jeden harten Ausdruck Urachs auffingen, und dem Kaiser auf die gehäßigste Art mit aller Unterthänigkeit vortrugen, um ihren Eifer im Dienst des Kaisers zu beweisen.

Der Kaiser sprach daher mehreremale mit dem Grafen von Henneberg davon; denn daß dieser Urachs warmer Freund sey, wußte er.

Der

Der Graf handelte auch hier als Freund Urachs. Wo irgend eine Entschuldigung möglich war, da entschuldigte er ihn wirklich; wo aber das nicht angieng, da schrieb er alles auf Rechnung einer noch ungebändigten Jugendhitze des Grafen, die sich noch zeitig gnug legen werde, um gerade diejenige Temperatur zu erhalten, die zu des Kaisers Vortheil dienlich sey — oder eines übel verstandenen Patriotismus, der noch nicht die rechte Richtung erhalten habe, den man aber leicht dahin leiten könne, wo er dem Kaiser eben so nützlich werden würde, als er jezt ihm nachtheilig zu werden schien. So suchte der Graf von Henneberg von Zeit zu Zeit des Kaisers Unwillen über Urachs Hitze zu besänftigen, versprach dann auch dem Kaiser nebenher, seinem Freund nach und nach schon die rechte Stimmung zu geben, und er that auch sein möglichstes. Aber eine bald darauf folgende Begebenheit machte es ihm unmöglich, seinen Freund zu retten.

XXV.

Eines Tages waren die Kaiser und die nach Goslar gekommene Fürsten, Grafen und Ritter versammlet, um über Deutschlands Angelegenheiten zu rathschlagen — auch der Graf Urach war dabey. An dem hohen dampfen-

den Gebürge des Harzes sahe man ein starkes Gewitter heraufziehen, das sich schon in der Entfernung durch fürchterliche Donnerschläge und leuchtende Blitze als sehr schrecklich ankündigte. Es kam immer näher und ließ sich endlich über Goslar nieder. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag machte einen furchtbar feyerlichen Auftritt in der Natur. Plötzlich fuhr ein Blitzstrahl in den Saal, wo die Reichsversammlung war, gerade vor dem Kaiser nieder — schmelzte die Spitze des kaiserlichen Schwerdes — tödete seinen Schildträger und zerriß die Riemen, an welchen das Schild getragen wurde. Das ganze Zimmer war voll Feuer und Dampf. Wer Gegenwart des Geistes gnug hatte, stürzte zur Thür hinaus, die übrigen der Anwesenden fielen theils von Schrecken, theils von Schwefeldampf erstickt zur Erden nieder. Der Kaiser war ohne Besinnen, und ganz unfähig sich selbst zu helfen — man mußte ihn aus dem Zimmer bringen.

Nachdem die erste Betäubung des Schreckens vorüber war, wurde das Feuer bald gelöschet und nun wie gewöhnlich viel über diesen schrecklichen Vorfall gesprochen. Der größte Theil der Höflinge, gewohnt, jede Gelegenheit zu ergreifen, um dem Kaiser eine Schmeicheley zu sagen, ergriff auch diese, und fand darinnen

nen Stoff zu einer neuen Niederträchtigkeit. Einer von ihnen sagte: „die Abwendung der „augenscheinlichen Gefahr, worinnen der „Kaiser jezt gewesen, sey ein klarer Beweis, „wie ganz vorzüglich die göttliche Vorse„hung für den Kaiser wache.„ Der Graf von Urach stand nahe gnug, um dieses mit anzuhören.

„Das heißt nach Grundsätzen des Hofes gut erklären — sagte er — aber doch ist noch eine andere Erklärung möglich.„

Die ich hören möchte — antwortete jener.

„Gott warnt auch nach seiner Langmuth, durch solche Erinnerungen die Bösen vor der Strafe — zeigt blos durch dergleichen Auftritte, was er thun könne, wenn er nur wolle, und was er thun werde, wenn seine Ermahnungen nichts fruchten. Indessen gestehe ich gern auch jener Erklärung das Lob zu, daß sie sehr sinnreich sey — sie dünkt mich sogar sehr wahrscheinlich; denn da der Kaiser bey Zeiten dafür gesorgt hat, daß sein Vater unter die Heiligen frühzeitig aufgenommen worden, so hat er von Gottes Strafgerichten so viel nicht zu befürchten, weil er an seinem Vater einen Fürsprecher bey Gott hat.„

Diese etwas starke Rede Urachs fiel den Anwesenden mächtig auf. Der junge Herzog Friedrich von Oesterreich, des Kaisers Schwester Sohn, nahm das Wort, — trat vor den Grafen Urach hin und strafte ihn in den härtesten Ausdrücken, Lügen:

Daß Gottes Blitz diese Worte in dir erstickt hätte —! du bübischer Mann! weißt du auch, von wem und was du sprichst, du Lügenmaul? ——

„Ich weiß, junger Herr! von wem und was ich spreche, und weiß auch, daß euch das nichts angeht — es sey denn, daß auch ihr, Antheil an der Fürbitte des frommen Heinrichs zu nehmen, nöthig hättet.„

Hört ihrs — Edle Deutschlands! wie dieser schurkische Verräther Deutschlands Kaiser Hohn spricht? — Pu!! des Majestätsschänders!

„Und hört ihrs — Deutschlands Edle! wie dieser junge Laffe einen versuchten Ritter behandelt? Jüngling! ich rathe dir, wenn dir zu rathen ist, nimm nicht eine so verdorbene Sache, als die Sache des Kaisers ist, in Schutz. Es kann keine Majestät geschändet werden, wo keine ist — versteht, ihrs junger Herr? —„

Ich

S. 281.

Daß Gott dich verdam̄e du Schandmaul!

Wünsch. del: Hoppe. sc.

Ich versteh's — aber bey Gott und allen Heiligen schwör ich, daß du lügst.

„Bey Gott und allen Heiligen schwör ich dagegen, und setze meine Rilterehre zum Pfande, und nehme alle versammleten Fürsten, Ritter und edle Herren hier zu Zeugen — daß es Wahrheit sey, was ich rede — hörst du? — daß es Wahrheit sey, was ich rede. Sie brennt euch ins Mark — ist's nicht so? Wahrheit brennt wie feurige Blitze, drum könnt ihr nicht ruhig sie anhören.„

Daß Gott dich verdamme — —! du Schandmaul! auch dich soll sie brennen wie Belzebuls Feuer — du höllischer Lügner!!

Mit diesen Worten hatte der junge Herzog die Verwegenheit nach dem Grafen Urach zu schlagen. Diese Beschimpfung konnte Urach nicht erst abwarten — er warf seinen Handschuh in den Saal — der Herzog hob ihn auf — Urach zog — der Herzog auch, und in weniger als einer Minute lag der Prinz tod zur Erden. Dieses war das Signal zum schrecklichsten Tumult. Der ganze Auftritt war im kaiserlichen Pallast vorgefallen — die ganze Reichstags-Versammlung war gegenwärtig. Jezt zog jeder sein Schwerd — hundert

Schwerder blizten in der Luft herum. Es war ein entsezlicher Aufstand. Urach hatte Freunde, die ihn dem Gedränge entreissen, und aus dem Pallast hinaus bringen wollten, denn sein Leben war in Gefahr; aber plözlich — trat der Kaiser selbst mit einer Wache herein, und Urach wurde auf seinen Befehl entwafnet und mit allen seinen Leuten in und außer der Stadt gefangen genommen.

XXVI.

Das Betragen dieser beyden deutschen Männer von edelm Stamm, des Herzogs von Oesterreich und des Grafen von Urach war so wenig nach dem feinern Geschmack der heutigen Welt, daß es nothwendig manchem Leser sehr auffallend seyn wird, hier zwey Große Deutschlands also handeln zu sehen und reden zu hören. Deswegen muß ich erinnern, daß man ganz vergessen muß, in welchem Jahrhundert wir jezt leben, und daß man, um dieses Betragen richtig zu beurtheilen, sich in jene Zeiten muß versetzen können. Damals wurden die Streitigkeiten nicht mit der Politesse und Höflichkeit abgethan, die heutzutage unter Leuten von Stande herrschet; sondern der Geist des Zeitalters und der Nation, die ganz kriegerisch

gerisch war, dachte und handelte, brachte diesen Ungestüm mit sich.

Daß der Graf von Urach sein Schwerd gezogen, daß er seinen Gegner getödtet hatte, das alles hätte man ihm nicht zur Last legen können. Er war schrecklich beleidiget worden, und seine ritterliche Ehre mußte wieder von denen ihr dadurch zugezogenen Flecken gereiniget werden. Nur durch Blut konnte dieses nach damaliger Sitte geschehen — ja! es war sogar Gesetz und Pflicht für ihn, als Ritter, diesen Schimpf durch Blut zu rächen.

Man nenne diese Gesetze und Denkart nicht rauh und barbarisch; ist doch diese Barbarey noch mitten in Deutschland im achtzehenden Jahrhundert bey einem sehr ansehnlichen Theil der bürgerlichen Gesellschaft noch Gesetz und Pflicht! Denn welcher, auf die Art wie Urach beleidigte Offizier dürfte wohl je wieder unter andern Offizieren erscheinen, wenn er nicht vorher auf eben so barbarische Art durch Ausfoderung und Zweykampf gezeiget hätte, es sey ihm eine große Kleinigkeit ein Menschenmörder zu werden. Es ist Barbarey — jeder Vernünftige, der den hohen Werth eines Menschenlebens zu schätzen weiß, nennt es so — aber wenn diese Barbarey heute noch einer gewissen

Klasse

Klasse von Menschen zur Pflicht gemacht wird, darf man sich wohl wundern, daß Urach sein Schwerd zog? Eher hätte man sich wundern müssen, wenn er es nicht gezogen hätte. Doch dieses alles wurde und konnte ihm nicht übel aufgenommen werden. Allenfalls hätte man denken sollen, daß der Gedanke, den Burgfrieden zu brechen, seine auffahrende Hitze gedämpft hätte. Da er aber nicht der angreifende Theil war, so traf ihn auch diese Beschuldigung nicht.

Daß damit nicht auszukommen seyn würde, fühlten der Kaiser und Urachs Feinde wohl. Sie gaben also auch unter den Ursachen, warum Urach in gefänglicher Haft gehalten werde, weder den Zweykampf, noch den Tod des Herzogs von Oesterreich, noch den gebrochenen Burgfrieden an; sondern sie beschuldigten ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät, und gründeten diese Beschuldigung auf seine, selbst im Pallast des Kaisers ausgestoßenen Schmachreden gegen den Kaiser.

Ganz grundlos waren freylich diese Beschuldigungen nicht, und daher wurde es den Prinzen des Hauses Oesterreich um so leichter, ihre Rache an Urach zu befriedigen. Es fehlte nicht an Zeugen, die alle beschworen, daß

der

der Graf von Urach jede Gelegenheit ergriffen habe, des Kaisers Majestät zu verlästern, und auch andern eben so verächtliche Begriffe von dem Kaiser beyzubringen, als er selbst von ihm hatte — daß er mehr als einmal den Kaiser als einen unrechtmäßigen Besitzer des deutschen Kaiserthrons vorgestellet — ja! ihn als einen Räuber und Vatermörder geschildert habe, der durch tausendfache List und Trug seinem Vater die Krone entzogen, und ihn vor der Zeit in die Grube gebracht habe. —

Wahrheit mochte das wohl alles seyn, was der Graf Urach gesagt hatte; aber es giebt gewisse Wahrheiten, die unter gewissen Umständen die bittersten Schmähungen werden, wenigstens dafür angesehen werden. Urachs Wahrheiten waren von der Art. Sie zogen ihn in einen schlimmern Handel, als wenn er die gröbsten Lügen gesagt hätte. — Des Grafen Sache stand um desto schlimmer, da der Kaiser, dem diese Gelegenheit, seine Rache an dem Grafen zu kühlen, eben recht war, lauter solche Richter zu Untersuchung des Vorfalls ernennt hatte, von denen er voraus wußte, daß sie mit der äußersten Strenge gegen den Grafen verfahren würden. — Conrad, Bischof von Passau, des getödeten Herzogs

Frie-

Friedrichs, älterer Bruder, war an der Spitze derselben.

XXVII.

Der Graf von Urach hatte nun im Gefängniß Zeit, seinen Zustand, seine Quellen und seine Folgen zu untersuchen und ernstlich darüber nachzudenken. Der Gedanke — ein Gefangener zu seyn, und was für ihn noch mehr sagen wollte — Gefangener desjenigen zu seyn, den er von ganzer Seele haßte und verabscheute, der Gedanke — nun gänzlich in seiner Gewalt zu seyn, und Glück und Unglück, Leben und Tod (denn daß es darauf angesehen sey, war ihm selbst sehr wahrscheinlich — auch hatte es der Offizier von der Wache mehr als zu deutlich gegen ihn geäußert,) von dem zu erwarten, den er nie für seinen rechtmäßigen Herrn erkannt hatte — der Gedanke drückte ihn hart. Härter aber noch der Gedanke an seine Erwine. Man hatte ihm nicht verschwiegen, daß wahrscheinlich der Kaiser, zu mehrerer Gewißheit, daß seine Familie keine Unruhen anfangen werde, sich seiner Gemahlin versichern werde.

Ha! — rief er, und schlug sich vor den Kopf — das ist die äußerste Spitze meiner Leiden! wußte die Otterbrut denn, daß in dies

diesem Punkte Urach aufhört Mann und Ritter zu seyn — wußte sie meine schwache Seite so zu treffen? — Aber nein! — ihr sollt sie nicht getroffen haben. Feige Memmen! was that euch ein wehrloses Weib? Hieher kommt — gebt mir Waffen — laßt mich kämpfen, ein Kampfgericht — so hart, so schwer ihr wollt, und ich will euch zeigen, was Wahrheit und Recht vermag! — auf Kolbenschlag — auf Schwerdstreich — wie ihr wollt! das wäre Rittersitte! Kämpfen laßt mich für die Entscheidung des Rechts und der Unschuld — der Wahrheit und der deutschen Freyheit, und ich will euch aus meines Gegners stählerner Rüstung die Funken stäuben, daß ihr in finsterer Mitternacht eure Schurkengesichter erkennen sollt — daß euch sein Hirn und seines Schädels Splitter ins Angesicht fliegen — daß alle seine Todeszuckungen durch jede euerer Nerven beben sollen — das wäre Ritterbrauch! — Aber wer wird mir stehen zum Kampf? Keiner. — Feile Seelen sind sie allesammt! Sie werden mit weiser Miene und arglistigem Herzen ein Gericht richten, als gält' es eine Handvoll Erde — als gält' es einen Fußbreit Land — und was wird's seyn? Sie werden mich mit frommer

Miene

Miene nach Pfaffenart, mit aller Gerechtigkeitspflege nach kalter Richter Weise richten — und verdammen. Nun es sey! Gott, der da recht richtet, wird auch euch richten — und verdammen. Ich sprach Wahrheit, und ihr — straft mich Lügen; was wollt ihr antworten, wenn Gott Fluch über euch spricht? Nein! ich verdamme mich nicht, ich kann mich nicht verdammen! Mein Herz — es schlägt warm für deutsches Vaterland — spricht's recht, was ich that. Ihr nennt's Majestätsschändung und Verbrechen? o! ich muß lachen über euere Majestät — mit List geraubt — mit Vatermord erkauft! Betet doch lieber den Teufel an, auch er brüstet sich mit einer Majestät, schändlicher noch, als die eurige. Ha! wär ich gefangen im Treffen, hätte mich Hitze des Streits zu weit in die Feinde geführt, wollt' ich drum mich nicht grämen. Aber gefangen von euch — gefangen wie ein Missethäter, der auf sein Urtheil wartet — Urach! Urach! das hättest du dir nicht bieten lassen sollen! —— Immerhin! dem Redlichen ist angethanes Unrecht nicht Schimpf; euch schändet es, die ihr mich richten wollt. Werft mich in Ketten, Urach bleibt doch Urach. So lange

dieses

dieses Herz noch schlägt, werdet ihr ihm keine andere Gesinnung geben können — und das Herz macht den Mann.

Richtet und urtheilt, ich kann viel tragen; auch Lasten, die mir andere ohne Beruf auflegen, vermag ich zu tragen — wenn ich will. Nie werde ich bitten — nie um eure Gnade heucheln, und wenn ich — zertreten werden sollte. Nur Schonung für Erwinen, das ist meine Bitte. Auf mich mag dann Kaiserhaß, Priesterlist und Pfaffenverfolgung immer herein stürmen. Ich bin Mann — und Mann gnug, um einem Heere von Verfolgung entgegen gehen zu können. Sie aber ist — ein Weib, und Gott — o! Gott! wie wird sie den Schlag, der sie trift, aushalten können! o! ich fürchte, ihr empfindsames Herz wird unter ihm sinken — ihr Geist wird matt werden und ihr Körper brechen! Rache dann — ewige Rache euch, die ihr die Blume brachet vor der Zeit ihres Verblühens — Urach schwört und Urach hält den Schwur — Rache euch — ewige Rache!!

So der Graf von Urach. —

Aber warum denn — wird mancher Leser denken — warum noch kein Wort von dem Grafen von Henneberg? Konnte denn der Lieb-

ling des Kaisers nichts zum Besten seines unvorsichtigen Freundes bey seinem Herrn thun? oder war mit der jungen Gräfin von Urach auch die warme Freundschaft des Hofmanns für den Grafen von Urach entwichen? oder in Hofpolitic umgewandelt? oder war er vielleicht gar unter Urachs Anklägern?

Nicht doch! — lieber Leser! Der Graf von Henneberg that gewissermaßen nichts für den Grafen Urach — gewissermaßen aber auch sehr viel, je nachdem du es zu nehmen beliebst. Er that nichts für ihn in so fern, daß er ihn öffentlich ganz seinem Schicksal zu überlassen schien — nicht einmal eine Bedauerung entfuhr ihm. Aber er that viel für ihn im Verborgenen —— doch laßt uns die Sache nehmen wie sie lag.

Daß Hennebergs öffentlicher und unmittelbarer Beystand Urachs schlimme Sache nicht nur nicht verbessert, wohl aber noch mehr verschlimmert haben würde, sah ein Mann, wie der Graf von Henneberg, der so lange mit Geschäften des Hofes umgegangen war, leicht ein. Urachs gehässige Gesinnungen gegen den Kaiser waren so klar — sein Betragen und seine Reden waren so unvorsichtig gewesen, daß auch sein wärmster Freund nicht im Stande gewesen

wesen seyn würde, ihn zu entschuldigen. Auch Henneberg konnte es nicht, und hätte er es versuchen wollen, so hätte er leicht sich selbst die Gunst des Kaisers rauben, und also noch vielweniger den Plan ausführen können, den er hernach zu Urachs Besten dennoch ausführte. Da alles gegen den Grafen Urach schrie, da war warlich der Zeitpunkt nicht, dem Zetergeschrey eines ganzen Haufens eine einzige Stimme entgegen zu setzen. Er schwieg also — und daran that er recht; es war schon Verdienst gnug, daß er nicht mit schrie.

Urachs öffentlicher Tadel hatte in des Kaisers Seele eine Saite gerührt, die einen höchst widrigen Mißklang gab. Heinrichs Gewissen, das nur in einem unruhigen Schlummer lag, schlief nicht so fest, daß es nicht zuweilen aufgewacht wäre, und dann fuhr selbst diesem mehrjährigen entschlossenen Heuchler der Gedanke wie ein Blitzstral durch die Seele, daß er an seinem Vater wie ein Bastard und nicht wie ein Sohn gehandelt habe. Es gab in seinem Leben gewisse einsame Stunden, in welchen Melancholie, wie trüber stinkender November-Nebel, schwer auf seiner Seele lag, der durch keinen Fürstenglanz zerstreuet werden konnte. Seine Krone dünkte ihm eine Felsen-

last, denn sie war — sagte sein innerer Richter — durch schwarze Laster erkauft. Ihr Schimmer war seinen Augen widrig, wie Gewitterblitze. Das Bild seines durch Gram und Kummer abgezehrten Vaters verfolgte ihn allenthalben, und selbst durch die rauschenden Freuden des Hofes hörte er die Stimme: ¦—
„Sohn! Sohn! mir schwindet Himmel
„und Erde — — ich kann nicht mehr —
„laß ab! laß ab! dein Urtheil, Heinrich!
„wenn Gott dich nach den vergeblich ge-
„weinten Vaterthränen richtet — dein Ur-
„theil muß das Urtheil der Verdammten
„seyn — laß mich nicht dein Ankläger
„vor Gott werden — muß ich's werden,
„dann muß ich dir fluchen — und ich
„bin's geworden! Jesus! Maria! ich bin's
„geworden — mußte es werden!„

Man durfte nur in seiner Gegenwart den Namen seines Vaters nennen, so stand die ganze Reihe seiner an ihm verübten Schandthaten mit Flammenschrift geschrieben vor seinen Augen. Er fuhr zusammen, und zitterte, wie die Teufel zittern, wenn sie — Gott denken. Jezt hatte man ihm des Grafen Urachs bittern Ausdruck in seiner völligen Stärke vorgetragen, auch hatte sich vielleicht ein höfischer

fischer Schwätzer die undankbare Mühe gegeben, ihn noch etwas zu verstärken, um den Grafen desto schwärzer mahlen zu können; es war also gar kein Wunder, wenn seine ganze Seele von Wuth und Rache gegen den Grafen glühete. Ihn gegen den Kaiser vertheidigen wollen, wäre Oel ins Feuer gegossen gewesen. Der Graf von Henneberg war ein zu großer Kenner der Menschen und ein zu warmer Freund Urachs, als daß er dieses hätte thun können — er schwieg also, und daran that er recht.

XXVIII.

Erwine hatte indessen seit ihrer Abreise von Goslar ganz nach ihrem Sinne in Walkenried gelebt, und so viel die Entfernung von ihrem Gemahl und Kindern ihr Glückseligkeit übrig ließ, in der That glücklich gnug gelebt. Zu wenig für das prächtige Geräusch des Hoflebens geschaffen, fand sie dort diejenige ländliche Ruhe, für die ihr Herz so sehr gestimmt war. Hätte sie ihren Urach oder ihre Kinder bey sich gehabt, so würde sie sich für ganz glücklich gehalten haben, denn dieses einzige ausgenommen, daß ihr zwey so theure Gegenstände fehlten, dünkte sie in Urach oder in Steinheim zu seyn. Ihre Tante, die Gräfin von Klettenberg, war eine vernünftige fromme Dame,

die sich alle Mühe gab, Erwinen ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und in der That hatte auch ihre Gesellschaft für Erwinen tausend Reize. Sie konnte sich hier ganz ihrem Lieblingsgefühl überlassen —— der Liebe zur Einsamkeit. Oft verlor sie sich daher an einem heitern schönen Abend von ihrer Tante, und gieng einsam, wohin sie ihr Hang zu süßer Schwermuth führte — in das heilige Dunkel des Tannenwaldes, wo die untergehende Sonne nur hie und da durch einzelne Oefnungen einen Lichtstral hinwerfen konnte — wo traurige Todenstille herrschte, nur durch das Piepen eines kleinen Goldhähnchens, oder durch das Hämmern eines Spechts, oder das heisere Gekreische eines Hähers, oder Aufspringen eines furchtsamen Rehes unterbrochen — dort warf sie sich auf einen bemoosten Hügel hin.

Die tode Einsamkeit rief ihre Melancholie zurück. Schnell standen dann die Bilder ihres abwesenden Gemahls und ihrer Kinder da. Ihre feurige Einbildungskraft, jezt durch die melancholische Stille zu lauter Bildern von der traurigsten Art geneigt, mahlte diese mit so schroffen Schattirungen aus, daß sie, statt angenehme Erholung aus dem Andenken an ihre abwesenden Lieben zu schöpfen, nur noch kum-

mervol-

mervoller zurückkam, als sie hingieng. Bald rechnete sie die Tage aus, die sie noch hier würde durchleben müssen, ehe sie Hoffnung hätte, sie wieder zu sehen; bald dachte sie sich ihre Kinder krank oder ihren Gemahl in dieser und jener Gefahr —

Ach! — rief sie dann — er kommt nicht — kann nicht kommen — liegt schon unter Helm und Rüstung begraben! — Sie haben ihn gemordet den deutschen Mann, dessen bittere Wahrheiten ihre schwachen Magen nicht dauen konnten! Der Sturmwind heult's durch die Tannen, wie Todengesang und Leichenton. Ach, Berthold! Berthold! das arme Ritterweib weint trostlos fern von deiner Leiche! Bist du gefallen, wie ein Held? starbst du den Rittertod? oder hat Hofluft wie Pest dein Mark verzehrt? O! die Höflinge! die Höflinge! es ist eine eigene Art von Insecten-Geschlecht. Sie stechen heimlich —— und wehe dem Mann, den ihr Stich trift — er ist tödlich wie Scorpionen- und Tarantelstich. Doch nein! du bist nicht tod! dein Geist hätte sonst schon seine Erwine besucht, und im Lispeln des Abendwindes ihr noch Liebe zugewehet. Lebst du, Berthold? lebst du noch! o! so komm in die Arme deiner Erwine! komm

 bald —

bald — komm heute noch — bey mir sollst du vor den giftigen Molchen und Schlangen, die jezt vielleicht um dich her zischen, sicher ruhen. Werde Zephir, heulender Sturm! und weh's dem theuren Grafen zu, wie sehnlich seine Erwine nach ihm schmachtet. Ach! schon sinkt die Sonne hinterm Walde zur Ruhe, und bald tritt düstere Nacht ein, und mit ihr — sinkt jeder, auch der kleinste Stral meiner Hoffnungen hin. Ich kann dich nicht verweilen machen, lieblicher Stral! — so kann ich auch keine Freude in dieses trostlose Herz bringen. Oede! — öde ist's um mich her! öder aber noch und freudenleerer in diesem Herzen!

So wankte das zärtliche Weib zwischen Furcht und Hoffnung von einem Tage zum andern hin und her — quälte sich mit den schmerzlichsten Ahndungen — tröstete sich dann wieder mit täuschenden Hoffnungen, hatte aber doch, im Ganzen genommen, mehr ruhige als unruhige Stunden. Auf einmal aber brach das ganze fürchterliche Gewitter, wie vom Sturmwind über sie hergejagt, mit heulendem Donner auf sie los. —

Es war noch frühe — der Morgen dämmerte am östlichen Horizonte so eben herauf,

es war weder Nacht noch Tag — ein dunkelgraues Gewölke lag noch auf den Gebürgen, deren Spitzen noch nicht vom ersten Stral der Morgensonne vergoldet waren, als plötzlich ein lärmender Tumult Erwinens unruhige Träume störte und sie weckte. Noch war sie ungewiß, was sie von dem Lermen im Schlosse denken sollte, als eine ihrer Kammerfrauen in ihr Schlafzimmer hereinstürzte, und ihr entgegen schrie:

„Retten sie sich — Gräfin! retten sie sich! Gott! Jesus! Maria! wir sind verloren.„

Wer ist verloren? — fragte Erwine — was soll ich retten? von was sprichst du?

„Gott steh uns bey! hören sie denn den Tumult nicht?„

Ich hör' ihn — aber was soll der Tumult im Schloßhof? wem gilt er?

„Uns gilt er — dem Grafen gilt er. Soldaten — kaiserliche Reuter haben das ganze Schloß umringt.„

Man kann leicht denken, welchen Eindruck diese Nachricht auf Erwinen machte. Was war natürlicher, als daß auf einmal das ganze gefürchtete Heer ihrer schwarzen Ahndungen vor ihr stand — und in ihrer ganzen schrecklichen Erfüllung vor ihr stand?

Berthold! ach Berthold —! mein Berthold! — —

Mehr konnte sie nicht sprechen — sie sank ohnmächtig nieder. Während daß ihre Kammerfrauen noch damit beschäftiget waren, sie wieder zu sich selbst zu bringen, trat schon die Gräfin von Klettenberg, von dem ganzen Auftritt in Goslar unterrichtet, mit einem Blick voll Verzweiflung herein. Der Zustand, in dem sie Erwinen fand, war so traurig, daß sie ihren eigenen Schmerz darüber vergaß.

Erwine war noch ohne Besinnen und kam nur langsam wieder zu sich selbst. Dieses erleichterte der Gräfin von Klettenberg die traurige Pflicht, ihr die fürchterliche Nachricht von ihrem Gemahl zu hinterbringen. So bald Erwine die Augen aufschlug und ihre Tante sah, rief sie ihr gleich entgegen —

„Bey Gott dem Barmherzigen bitte ich sie, was ist mit meinem Urach vorgegangen? — ist er tod? — wie ist er gestorben? — wo ist er gestorben? — ach! um Gotteswillen sagen sie, kann — darf ich ihn nicht sehen? ach! Urach! Urach!„

Nicht doch, liebe Nichte! — dein Urach lebt, und ist, so viel ich weiß, gesund — aber sammle dich und deine Lebensgeister,

und suche dich dem Willen der Vorsehung demüthig zu unterwerfen. Gott ist ein guter Vater, er wird seinen schwachen Kindern nicht mehr auflegen, als ihre Kräfte tragen können.

„Ich bin gefaßt — habe längst mein Wohl und Weh in Gottes Vaterhände übergeben — er wird Gedult mit meiner Schwachheit haben — nur stillen sie meine Ungedult — wo ist Berthold?„

Dein Mann hat einen Zweykampf mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich gehabt und denselben getödet — der Kaiser hat ihn deswegen gefangen nehmen lassen.

„Ein harter Schlag, liebe Tante! bey Gott! ein harter Schlag, doch — Urach focht nie anders, als für Wahrheit und Gerechtigkeit und die schützt Gott, er wird auch ihren Vertheidiger gegen ungerechte Richter schützen; aber was wollen diese Leute? was wollen sie bey uns?„

Der Kaiser ist ungerecht — liebe Nichte! es sey Rache oder Furchtsamkeit, gnug er will, du sollst deines Urachs Schicksal mit ihm theilen. Diese Leute sind beordert, dich von hier zu führen. —

Von

„Von hier führen? um sein Schicksal mit meinem Urach zu theilen? sagten sie nicht so?„

Ich sagte so —

„O! das ist Gnade des Kaisers — nicht Ungerechtigkeit — höchste Gnade ist es! Eilen sie, beste Tante, lassen sie den Offizier zu mir kommen, und unterdessen etwas von meinen Sachen packen — eilen sie, damit ich zu meinem Berthold komme. Armer Urach! du seufzest im Gefängnisse, aber deine Erwine wird dir Trost zusprechen — wird jeden Seufzer auffangen, und ihn in lieblichen Liebeston umwandeln — eilen sie, beste Tante! jede versäumte Minute mehrt die Zentner-Schwere meiner Last — ich brenne vor Ungedult, ehe ich meinen Urach sehe.„

Die Gräfin von Klettenberg schwieg und — weinte.

„Wie? sagte Erwine — sie weinen? Gott sey mir gnädig und alle Heiligen! Sie haben mich hintergangen — haben mir die Grösse meines Unglücks verschwiegen. Ach! er ist tod — er ist gewiß tod! Berthold! Berthold! wo schwebt dein verklärter Geist?„

Er ist nicht tod — liebe Nichte! — er lebt. Glaube meinen Worten.

„So

„So ist er vielleicht gefährlich verwundet?„

Auch das nicht — aber mein Kind, ich fürchte — —

„Um Gottes und aller Heiligen willen! was fürchten sie?„

Daß man dich nicht zu ihm führen wird.

„Nicht zu ihm führen — schrie Erwine mit starrem Blick — nicht zu ihm führen? nicht zu meinem Urach? — Großer Gott! wohin denn? — ach! um Gotteswillen lassen sie mich mein ganzes Unglück wissen! es sey, was es sey, so übertrift's nicht die Quaal, die ich jezt leide, da ich nicht weiß, was man mit mir anfangen will. Tante — liebe Tante! ich beschwöre sie, lassen sie mich wissen, wohin man mich schleppen will. — Unglückliches Weib! es ist um dich geschehen — es ist um deinen Berthold geschehen. — Ach die Otterbrut von Höflingen! was hatte ich ihnen gethan, daß sie ihr Gift auf mich speyen? — doch es sey — ich will dulten und will hoffen — kann ich nicht mehr — nun wohl! dann — dann magst du brechen, liebes Herz! — Aber, liebe Tante! lassen sie mich wenigstens den Offizier sprechen — wo ist er?„

Die Gräfin von Klettenberg gieng und führte den Offizier herein, der die kaiserlichen Soldaten commandirte. Es war ein guter Bekannter Urachs. Erwine erkannte ihn auch sogleich beym Eintritt:

„Ach, Herr von Bayersdorf! rief sie — sie sind es? konnten sie denn sich zu einem solchen Geschäfte mißbrauchen lassen? Aber vielleicht schmerzt der Schlag von der Hand des Freundes weniger. Dürfen sie mir ihre Befehle sagen?„

O! ja! theuerste Gräfin! antwortete der Herr von Bayersdorf mit der tiefsten Hochachtung — sie sind nicht hart; ich hoffe, sie werden sie selbst so finden. Der Kaiser will zwar, daß sie, so lange die Untersuchung der Sache des Grafen von Urach dauert, zu Quedlinburg unter der Aufsicht seiner Tante der Abtissin bleiben sollen, ich habe aber auch zugleich Befehl, übrigens alles so zu veranstalten, wie sie selbst es zu ihrer Bequemlichkeit gut finden.

„Zu meiner Bequemlichkeit? — Gott im Himmel! zu meiner Bequemlichkeit? Bequemlichkeit für mich in Quedlinburg? wie kann ich Bequemlichkeit haben, ohne den Grafen Urach? Geben sie mir ein

Strohlager bey Wasser und Brod, nur führen sie mich ins Gefängniß meines Grafen, so habe ich Bequemlichkeit gnug, und entsage allen übrigen, was man Bequemlichkeit nennet.„

Erlauben sie — theuerste Gräfin! ihnen zu sagen, daß ich hier weder Befehle geben noch ändern, sondern blos gegebene Befehle ausführen darf. Sie denken zu billig, als daß sie dieses nicht selbst einsehen sollten. Kann ich aber auf irgend eine andere Art etwas zu Minderung ihres Schmerzes beytragen, so rechnen sie auf meinen Beystand. Jezt, theuerste Gräfin, bitte ich sie als Freund, fassen sie sich. Die Sache des Grafen steht vielleicht nicht so schlimm, als sie fürchten. Der Graf Urach ist nicht ohne Freunde, wir dürfen also hoffen, daß sie eine gute Wendung bekommen werde.

Erwine wußte bis jezt die eigentliche Anklage gegen ihren Grafen nicht, denn der Herr von Bayersdorf hatte es weislich mit der Gräfin von Klettenberg verabredet, ihr dieselbige zu verheimlichen. Der Schlag würde für ein so weiches Geschöpf, als sie war, auf einmal viel zu hart gewesen seyn, und wahrscheinlich würde sie ihm untergelegen haben, wenn sie

jezt

jezt erfahren hätte, daß Urach auf Leib und Leben säße. Sie glaubte vielmehr, daß blos der vorgefallene Zweykampf die Ursache seiner Haft sey, und überzeugt, daß Urach nur fürs Recht sein Schwerd ziehe, fand sie in dem, was ihr der Herr von Bayersdorf sagte, so viel Beruhigendes, daß sie mit mehrerer Gelassenheit, als man sich von ihr hätte versprechen können, Anstalten zu ihrer unglücklichen Reise machte.

Aber was hatte — möchte man fragen, und mit Rechte fragen — was hatte Erwine, das schuldlose Weib, mit ihres Gemahls angeschuldigtem Majestäts-Verbrechen zu thun? war es nicht hart, daß sie leiden sollte, wo sie nicht gesündiget hatte? — Hart war es allerdings und nicht der strengsten Gerechtigkeit angemessen; aber wer darf da auch Gerechtigkeit und Billigkeit erwarten, wo Rachsucht und persönlicher Haß das Urtheil sprechen! Das ganze Verfahren war völlig dem rachsüchtigen und mißtrauischen Charakter des Kaisers angemessen. Dadurch daß er sich der Gräfin von Urach versicherte, kühlte der Kaiser eines theils seine Rache, denn er wußte, wie sehr dieser Schlag den Grafen sowohl als die ganze Familie schmerzen würde; andern theils aber hatte er Grund gnug zu glauben, daß die Gefangennehmung

und die Verurtheilung des Grafen von Urach sehr großes Aufsehen machen würde. Es war sogar zu befürchten, daß die mächtigen Familien der Steinheime und Urache in Schwaben Unterstützung gnug finden würden, um Unruhen anfangen zu können. Diesen Unruhen, die sich etwa anspinnen könnten, vorzubeugen, brauchte er Erwinen als Geisel. Und so war er sicher gnug, daß er seinen blutdürstigen Plan würde ausführen können. — Wer hier nicht Heinrichen den heimtückischen Schleicher — den von seinem bösen Gewissen gebrandmarkten — hin und her geworfenen Frevler erkennen kann, muß nie seine Geschichte oder die Geschichte eines Menschen von seinem Gelichter jemals studiert haben.

XXIX.

Zu Quedlinburg wurde Erwine von der Prinzessin Bertha, die Abtissin daselbst war, sehr freundschaftlich aufgenommen.

Haben sie — liebe Gräfin! sagte die Abtissin — haben sie immer Zutrauen zu mir. An ihrem traurigen Schicksale nehm ich den herzlichsten Antheil. Ich möchte nicht, daß mich eine Person, die ich zur lieben Freundin zu haben wünschte, als eine mürrische, rauhe Gefangenwärterin ansähe.

sähe. — Nein. Kann ich zu Linderung ihres Schmerzes etwas beytragen, so sagen sie, wie und auf welche Art, und ich bin bereit alle ihre Wünsche zu erfüllen. Nur sehen sie leicht ein, meine Liebe! daß sie sich keine Wünsche erlauben dürfen, die mit dem kaiserlichen Interesse streiten. Der erste Schritt, liebe Gräfin, zu Verminderung ihrer Last, wäre wohl der, wenn sie sich eine Freundin wählten, die ihren Kummer mit ihnen theilte. Es ist verdächtige Freundschaft, die sich uns anbietet, aber ich thue es doch, ich biete mich ihnen zur Freundin an mit dem Versprechen, daß ich jenen Verdacht durch mein Betragen schon aufzuheben wissen werde.

Bey allen diesen schönen Reden und Erbietungen blieb doch Erwine bis jezt noch zu sehr mit sich selbst, mit ihrem Gemahl und Kindern beschäftiget. Ihr Geist schweifte weit in den Regionen der Möglichkeiten umher, suchte Hoffnungen auf und fand oft nur schwache Vermuthungen — kam meist traurig und freudenlos zurück und machte die Gräfin gegen alles außer ihr kalt und fühllos.

Sie erwiederte der Abtissin freundschaftliche Bewillkommung mit einem Compliment, so

gut es sich in ihrer Lage geben ließ, und sank wieder in ihren stillen Trübsinn zurück, der ihr eine Art von Ruhe und Erleichterung zu geben schien, in der That aber sie sehr angriff.

Auf der ganzen Reise hatte sich ihr der Herr von Bayersdorf sehr wenig genähert. Er hatte sie mehr ihren eigenen Gedanken überlassen, als durch unzeitig angebrachte Unterhaltung ihren Unwillen erregen wollen. — Billig sollte man auch jeden Leidenden, vornemlich bey Leiden der Seele, in den ersten Anfällen seiner Leiden nicht mit tröstendem Geschwätz überhäufen — es ist in den meisten Fällen in den Wind gesprochen, denn die Seele ist da keines Trostes empfänglich — und oft macht es den Leidenden nur noch mißmüthiger, dem, in seinen süßen Gram versenkt, jede Störung — jedes Wort, das ihn heraus reißen will, zur Last wird.

Auch hatte der Herr von Bayersdorf eben nicht viel Trost für seine schöne Gefangene. Was er hatte, hatte er ihr schon mitgetheilt, und das war doch nur mehr blendender, als wirklicher Trost, er beruhete auf gar zu viel vorauszusetzenden Möglichkeiten, die nicht einmal alle bis zum Grad der Wahrscheinlichkeit erhoben werden konnten. Und dann so glaubte

te er, daß Erwine doch immer gegen ihn, dem sie als Gefangene untergeben war, ein gewisses Vorurtheil haben würde, das seinen Tröstungen die wenige Kraft vollends nahm, die sie hatten. Dieses Vorurtheil wünschte er aber doch in ihr zu zerstören, denn er war wirklich Urachs und Hennebergs wahrer Freund.

Da sie in Quedlinburg angekommen waren, und er seine Gefangene der Prinzessin Bertha übergeben und bestens empfohlen hatte, kam er um von der Gräfin Abschied zu nehmen.

Erlauben sie — theuerste Gräfin! sagte er — daß ich mich bey ihnen beurlauben darf. Zuvor aber muß ich ihnen noch mit einer Entschuldigung meiner selbst lästig werden. Ohne Zweifel habe ich in ihren Augen viel von dem Werthe verloren, den ich vorher als Freund ihres Gemahls gehabt zu haben, mir schmeichle. Daß ich mich zu diesem traurigen Geschäfte brauchen ließ, scheint nicht ganz mit dieser Freundschaft zu bestehen. Mein ganzes Verfahren hat ihnen vielleicht räthselhaft geschienen, und sie haben mich ohne Zweifel deshalb getadelt — und wer kann ihnen so etwas verargen! Ich kann sie aber nicht verlassen, ohne vorher in ihnen einen bessern Begriff von mir zu er-

wecken.

wecken. Es wird ihnen auffallen, aber es ist doch Wahrheit, wenn ich ihnen versichere, daß wahrscheinlich die Sache einen noch unglücklichern Gang genommen haben würde, und daß sie besonders größern Verlegenheiten würden ausgesezt gewesen seyn, wenn ich nicht die traurige Pflicht übernommen hätte, meines Freundes Gemahlin hieher zu bringen. Eben weil ich ein Freund ihres Gemahls und ein treuer Diener des Grafen von Henneberg bin, wurde ich zu dieser Verrichtung ausgesucht. Daß ich es bin, davon ist diese Brieftasche ein Beweis, die ich ihnen übergeben soll — einem andern als mir durfte sie nicht anvertrauet werden. Ich hoffe mich nunmehr bey ihnen sattsam gerechtfertiget zu haben. Gott stärke sie mit Muth und Kraft zu allem, was ihnen widerfahren ist — und vielleicht noch bevorstehet. — Leben sie wohl!

Er bückte sich ehrerbietig und verließ die Gräfin sogleich, die in einer Art von Betäubung da stand, und nichts wußte, was sie denken, reden oder thun sollte — gern über manches in seinen Reden Erläuterung gehabt hätte, und doch — nun nicht mehr von ihm erhalten konnte.

Bayersdorf — war ihr erster Gedanke — spricht sehr räthselhaft! Er meines Gemahls Freund — Hennebergs treuer Diener? daß er es sey, davon soll meine Gefangennehmung durch ihn ein Beweis seyn? in der That sehr räthselhaft! Wenn das Freundschaft ist, sich von einer Rotte schlechtdenkender Menschen brauchen zu lassen, um seinem Freunde den lezten Stoß zu geben, so weiß ich nicht, was hämische Tücke ist — so haben die Hofleute ganz eigene Begriffe von Freundschaft, — so bewahre Gott jeden frommen Christen vor höfischer Freundschaft! — Aber sagte er nicht, Henneberg habe ihn dazu ausgesucht? — Nicht doch — Henneberg wohl nicht — Henneberg der edle Mann — Urachs Schutz und wärmster Freund ist keiner solchen Niederträchtigkeit fähig. Entweder hört' ich nicht recht, oder Bayersdorf mißbrauchte Hennebergs Namen. Oder sollte Henneberg gar auch — — Nein! fleuch schwarzer Argwohn — entweihe nicht meine Seele, die nie — auch durch keinen Gedanken nicht, Freundschaft zur feilen Hofpolitik herab erniedrigen möchte. Ich müßte sonst das ganze Menschengeschlecht für verdächtig halten — müßte der Stunde fluchen,

chen, die mich in die Welt unter Menschen brachte. Ja wäre das — wäre auch Henneberg der um dich zischenden Schlangen eine, dann wehe — wehe dir, Berthold! Gott steh dir — steh deiner Erwine bey! Wir sind verloren, wenn nicht Gottes allmächtige Hand uns rettet! Doch was quäl' ich mich mit so fürchterlichen Ahndungen! gab mir nicht Bayersdorf diese Brieftasche? laß sehen, was sie enthält. — — Armes Weib! was wird sie enthalten! suche nicht Trost — hoffe nicht Linderung, fürchte lieber Schlag auf Schlag. — Lies nicht — es wird doch nur eine neue Schreckenspost seyn. — — Doch — lies! — Ja ich will lesen, sie kann kaum noch etwas schrecklicheres enthalten, als ich schon erfahren habe — und wär es auch! nun! ich dulte und trage, so viel als ich vermag. Der Augenblick, wo meine Kräfte schwinden, ist der Anfang ewiger Ruhe — kommt er dieser Augenblick, so ist mir auf immer geholfen. — Vielleicht enthüllet sie mir auch das Räthsel in Bayersdorfs Betragen. Es sey — ich will sie eröffnen.

Sie eröffnete sie und fand darinnen einen Brief von ihrem Gemahl und einen vom Grafen von Henneberg. Hier sind sie beyde.

XXX.

Der Graf Berthold von Urach an seine Gemahlin Erwine.

Es ist geschehen — meine Beste! was dein sorgsames Herz fürchtete — es ist geschehen. Ein betäubender Schlag hat mich getroffen — man hat mich gefangen genommen, weil man meine deutsche Sprache zu ungeschliffen fand — zu rauh, für verwöhnte Ohren. Ich sprach laute Wahrheit, sie vermochten sie nicht zu tragen. Ein junger Lecker, Friedrich von Oesterreich strafte mich Lügen auf eine Art, wie kein Urach sich behandelt zu sehen, gewohnt ist — er schlug nach mir — ich zog — er auch — er fiel — und ich war gefangen. Man behandelt mich zwar meinem Stande gemäs; aber ein geheimes Flüstern, ein zweydeutiges Achselzucken läßt mich fürchten, daß meine Feinde mit meiner Gefangenschaft nicht zufrieden seyn werden, sondern ihre Arglist und hämische Verfolgung noch weiter zu treiben gedenken. Es sey — ich stehe jedem, der mich eines Verbrechens zeihen will. Ich kann wohl für Wahrheit und Recht leiden, aber kriechen kann ich nicht — nicht heucheln, und wenn es — mein Leben kosten sollte. Bey Gott! Erwine, ich wäre wohl entschlossen, ein

ein Märtyrer der Wahrheit zu werden, wenn es seyn müßte. Denn Unrecht leiden, ist eine Quelle der seligsten Gefühle. Ich gäb' ihn nicht für viele Güter hin, den Gedanken, daß auch ich Unrecht leide. Deine furchtsame Seele wird anders denken — wird mich tadeln und mein Verfahren mißbilligen; aber tadle mich nicht, meine Beste! Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich anders gehandelt hätte, als ich that — ja! wenn mir nur der Gedanke eingefallen wäre, anders handeln zu können. Von Selbstverachtung aber bis zur Unfähigkeit eine edle That zu unternehmen, Erwinde! der Schritt ist klein. Nicht dir — nicht meinem — nicht deinem würdigen Vater getrauete ich mir dann unter die Augen zu treten. Deutsches Blut und deutscher Sinn ist mehr werth, als Kaiserkrone und Bischofsmütze. Deswegen habe ich auch noch keinen Augenblick gehabt, in welchem mir meine Wahrheitsliebe gereuet hätte. Sie mögen richten die Edlen Deutschlands; ich hoffe, meine Richter werden Gott und der Wahrheit die Ehre geben und recht richten. Doch wie dem auch sey — ich bin entschlossen. Aber daß dich, meine Liebe — wie man mir gesagt hat, der Schlag mit traf, das drückt schwer — schwerer, als Kaiserhaß und Bischofsfluch. Dein empfindsames Herz, ich kenne es, wird

kaum fähig seyn, diese Last zu tragen. Gott stärke, — Gott tröste dich! ich hoffe, man wird dich als meine Gemahlin behandeln und Rücksicht darauf nehmen, daß du ein Weib bist, sonst — ja! auch der gefangene Urach weiß dann noch Mittel, Rache zu nehmen. Nur beschwör ich dich, Beste! sey standhaft bey allem, was auch uns treffen mag. Das trostlose Weib mag zittern, aber Steinheims Tochter — Urachs Weib ist nicht das trostlose Geschöpf — sie kann nicht muthlos zagen, wenn es die Vertheidigung der Wahrheit gilt. Kann dich aber dieser Beweggrund nicht aufrichten, so denke, daß du Mutter bist, und laß nicht Gram über ein uns getroffenes Unglück, das uns wenigstens nicht Schande macht, die Kräfte eines Lebens aufzehren, das du deinen Kindern zu erhalten schuldig bist — im Falle sie ihren Vater verlören.

Ich habe zwar Hennebergen nicht gesprochen, aber er ist mein Freund, durch seine Vermittelung wirst du diesen Brief erhalten, und durch ihn wird vielleicht der ganze Vorfall noch zu deiner Beruhigung sich endigen. Folg ihm, wenn er dir einen Rath giebt; er ist Hofmann mehr als ich, und kennet diese Art Menschen besser, um ihnen ausweichen zu können. Dabey hab ich ihn immer redlich gefunden,

den, er wirds hoffentlich auch jezt seyn. Noch einmal — fasse dich um meiner und deiner Kinder willen — Gott geb dir Fassung und Muth und erhalte mir deine Liebe!

Berthold von Urach.

Der Graf von Henneberg an die Gräfin Erwine von Urach.

Verzeihen sie mir — meine verehrungswürdige Gräfin! daß ich es gerade bin, der ihnen eine so traurige Nachricht giebt, als die ist, daß des Grafen von Urach unbändige Hitze und unzeitige Freymüthigkeit ihn in eine höchst unangenehme und gefährliche Lage gebracht haben. Jemand aber mußte es seyn, der sie ihnen gab, und so schmeichle ich mir, daß es ihren freundschaftlichen Gesinnungen für mich keinen Eintrag thun werde, wenn ich das traurige Geschäft übernehme, durch einen meiner Vertrauten, auf dessen Treue ich rechnen darf, sie von dem Unfall ihres Gemahls des Grafen von Urach zu benachrichtigen. So sehr ich immer gewünscht habe und auch bemühet gewesen bin, die auffahrende Hitze meines Freundes, deren übele Folgen ich leicht voraus sahe und mehr als einmal abwendete, dämpfen zu können, so war es mir doch diesesmal unmöglich, seine Gefangennehmung zu hintertreiben. Ich schätze seine

Wahr=

Wahrheitsliebe, aber ich kann nicht läugnen, sie äußerte sich sehr oft am unrechten Orte, zu unrechter Zeit und nicht auf die rechte Art. Auch die beste Sache kann auf solche Art verdorben werden. Die seinige — ich verhele ihnen nichts, um sie auf alles gefaßt zu machen — ist sehr verdorben; er selbst verdarb sie, weil er vergaß, daß es eine weise Lebensregel sey, die uns lehret, zu rechter Zeit zu reden, und zu rechter Zeit zu schweigen. Die Geschichte seines Unglücks und seiner Gefangennehmung werden sie wahrscheinlich schon durch den Herrn von Bayersdorf erfahren haben, ehe sie dieses lesen; aber nicht das, daß ihn seine Feinde wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät und folglich auf Leib und Leben anklagen. Sie zittern — meine theuerste Gräfin! indem sie dieses lesen? und wer kann es einem liebenden Weibe verargen! Ich selbst muß gestehen, daß mich des Grafen Zufall ganz außer Fassung gebracht hat, denn er ist mein Freund; und da des Kaisers Mißtrauen auch sie, meine Verehrungswürdige! mit in den verdrüßlichen Handel gezogen hat, und ich die Ehre habe, mich auch unter der Gräfin von Urach Freunde zu rechnen, so bin ich um so besorgter um die Lage meines Freundes. Hat aber die Bitte eines Freundes auf sie einigen Eindruck,

so überschreiten sie nicht die Grenzen ihrer zärtlichen Sorge für ihren Gemahl. Schonen sie eine Gesundheit, die so kostbar für ihn, ihre Kinder, und ihre Freunde ist, und glauben sie meiner Versicherung, daß, so verwirrt und gefährlich die Sache auch immer seyn mag, der Graf von Urach doch auch noch Freunde habe, die alles anwenden werden, um ihr so viel möglich eine minder gefährliche Wendung zu geben. Wenn sie mich anders, theuerste Gräfin! wie ich hoffe und wünsche, recht kennen, so werden sie mir erlauben, mich unter Urachs Freunden oben an zu stellen, und mir ohne Versicherung zutrauen, daß ich alles, was meine Kräfte vermögen, anwenden werde, um die Gefahr, die über meinem Freunde schwebt, von ihm abzuwenden. Die Ehrerbietung, die ich ihnen, als Gemahlin meines Freundes — die Verbindlichkeit, die ich ihnen als Freundin schuldig bin, wird meinen Eifer für das Beste des Grafen verdoppeln, wenn es möglich wäre, ihn zu erhöhen; und der Himmel, der ein so holdes Geschöpf, als die Gräfin von Urach ist, unmöglich gleichgültig leiden sehen kann, wird meine Bemühungen segnen und beglücken.

Ich hoffe, daß der Offizier, der sie nach Quedlinburg begleitet hat, die Achtung nicht

werde

werde verlezt haben, die der Gräfin von Urach gebührt, und daß ihr Aufenthalt zu Quedlinburg mit allen denen Bequemlichkeiten verbunden seyn werde, die man haben kann, und ihnen zu verschaffen, schuldig ist — sonst wird ein Wink von ihnen für mich Befehl seyn, ihrem Aufenthalte daselbst so viel Annehmlichkeiten zu verschaffen, als möglich ist. Rechnen sie, theuerste Gräfin, in allen Fällen auf meinen Eifer ihnen zu dienen und mich ihnen auf alle Art gefällig zu machen. So traurig der jetzige Vorfall auch immer seyn mag, so hat er doch den Nutzen, daß ich Gelegenheit erhalte, zu beweisen, wie sehr ichs mir zur Ehre rechne, ihres Urachs Freund sowohl, als der ihrige zu seyn.

Werner von Henneberg.

XXXI.

Erwine hatte kaum Kraft gnug, diese Briefe bis zu Ende zu lesen. Sie hatte sich zwar die Gefahr, worinnen ihr Gemahl war, vom Anfang an schrecklich vorgestellet — sie hielt ihn sogar im ersten Anfall des Schmerzes schon für tod, und es kostete Mühe sie zu überreden, daß er lebe. Aber diese Nachricht, die ihr Henneberg gab, war ihr tausendmal schrecklicher,

als wenn er im Zweykampf geblieben wäre. Sie wußte sich kaum zu fassen —

Des Verbrechens der beleidigten Majestät? rief sie — (sie wußte, was das sagen wollte —) mein Urach ein Verbrecher? Gott im Himmel! so sizt er ja auf Leib und Leben! Ja! Henneberg schreibts. Schrecklich! schrecklich! wie vermag ichs zu tragen! die Last wird zu groß — Gott! ich sinke unter ihr und bete: halte ein und schone der Schwachheit eines Weibes, die nicht gern an deiner Vorsehung zweifeln möchte. Urach — ein Majestätsschänder? so hat er ja den Tod verdient! — Urach den Tod verdient? — verdient? — den Missethäter-Tod? o! nicht doch! wie kann Urach ein Verbrechen begehen, das den Tod verdient? er ist unschuldig — ich schwöre zu Gott, er ist unschuldig! Der du Herzen erforschest und ins Verborgene siehest — Allwissender! rette die Unschuld aus den Händen ihrer Verläumder — laß Urachs Richter nicht ein ungerechtes Gericht richten! Ihr Urtheil, das sie sprechen, möchte ein grösseres Verbrechen seyn, als das, dessen sie ihn beschuldigen — möchte sie auf dem Krankenbette einst ängstigen, und in der Stunde des Todes

des mit höllischer Verzweiflung quälen. Richter! Deutschlands Edle oder wer ihr seyd — bey eurer ewigen Ruhe beschwöre ich euch, richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet — verdammet nicht, daß ihr nicht verdammet werdet. Aber sie hörens nicht — und ich kann nicht hin, Gnade zu flehen. Am Throne des Kaisers wollt' ich liegen — und beten — und weinen. Meine Thränen — die Thränen eines schuldlosen Weibes — einer liebenden Gattin würden ja wohl die Felsenherzen unbarmherziger Richter erweichen — aber sie hörens nicht!

Sie denken vielleicht schon auf Tod und Blut — dein Blut, Urach! o! der Gedanke — dein Blut, Urach! durchschneidet Geist und Leben — wie ein giftiger Dolch wühlt er im Mark des Lebens. Berthold! Berthold! — ach! vielleicht bist du nicht mehr — vielleicht schon unter den Händen des Henkers gefallen! Des Henkers? sagte ich? Ja! leider! und nicht als ein Krieger, nicht den Tod des braven Mannes gestorben! Ha! daß ich für dich sterben könnte! einen tausendfachen Tod wollte ich leiden, könnt' ich damit dein Leben erkaufen. Aber das war es, was sie wollten — dein Leben. Nun versteh' ich's, was du

schreibst

schreibst — spare dein Leben für deine Kinder, im Fall sie ihren Vater verlören. Arme Geschöpfe! ihr werdet ihn verlieren — auf eine schändliche Art durch Verrätherey, List und Betrug verlieren, ohne ihn recht gekannt zu haben. Ohne von ihm erzogen und an seiner Brust mit Vaterliebe erwärmt — durch seine Lehren und Beyspiele zu guten und braven Menschen gebildet werden zu können, werdet ihr in die Welt — das stürmische Meer — ohne Steuer und Ruder hineingestossen werden. Man wird euch hassen, wie man euren Vater gehasset hat, man wird euch in alle Winkel der Erde verfolgen, wie man ihn verfolgt hat. Arme Geschöpfe! was hilfts euch nun, ein schwaches Weib zur Mutter zu haben? Ewige Vorsicht! wie häuffst du Leiden auf Leiden über ein schwaches Geschöpf!

Unter diesen und ähnlichen Klagen wankte das zärtliche Weib in ihrem Kloster zu Quedlinburg mit ungewissen Tritten hin und her. Sie sah ein, daß es um ihren Gemahl schlimm — sehr schlimm stehe. Was auch die Abtissin für Trostgründe ihr vorlegte, so machten sie doch wenig Eindruck auf sie. Der Tod ihres Urachs schien ihr fast unvermeidlich, wenn sie alle Umstände in Erwägung zog. Ein einziger ge-

ringer Stral von Hoffnung blieb ihr übrig, wenn sie an den Einfluß dachte, den der Graf von Henneberg vermöge seiner Stelle am Hofe hatte. Er war Urachs Freund — das wußte sie; er hatte über dieses ihr noch in seinem Briefe die freundschaftlichsten Versicherungen von seinem Beystand zur Abwendung der Gefahr, worinnen ihr Gemahl war, gegeben; sie hatte nicht Ursache, an der Aufrichtigkeit seiner Worte zu zweifeln — aber ein Herz, wie das ihrige, das von Natur schon so sehr zu schwermüthigen Empfindungen geneigt ist, stellet sich immer alles eher auf der dunkeln, als auf der hellen Seite vor. Ein Hügel, über den ein anderer gemächlich schreitet, ist ihm — ein unersteiglicher Berg — ein leicht zu überwindendes Hinderniß ist ihm — eine schrecklich drohende Gefahr — ein Wetterleuchten am Sommerabend dünkt ihm — ein Zeichen vor dem jüngsten Tag. Hier kam nun noch dazu, daß in der That die Gefahr des Grafen nicht geringe war. Man konnte tausend gegen eines wetten, daß Urachs Feinde, unter dem Schutze des Kaisers, seines mächtigsten Feindes und den er am härtesten angegriffen hatte, diesesmal über den barschen Ritter mit Heereskraft herfallen, und ihre Rache in seinem Blute kühlen würden. Dieser Umstand machte es äußerst wahrschein-

lich,

lich, daß Hennebergs freundschaftliche Bemühungen fruchtlos seyn würden.

Erwinens furchtsames Herz mußte allerdings bey der Vorstellung dieser Umstände zurückbeben — auch ein muthigerer Geist als der ihrige würde geschaudert haben. Und dann fuhr ihr doch auch der Gedanke wohl durch die Seele, daß Henneberg — die einzige Stütze, die sie hatte — ein Hofmann sey. Und dachte sie dieses, dann schien ihr die Stütze äußerst schwach und zerbrechlich. Denn ein Hofmann und — ein Wetterhahn waren in ihren Augen — und zwar nicht ohne Grund, zwey durchaus einander ähnliche Dinge. Sie hatte nun einmal den Glauben — oder wenn man lieber will, das Vorurtheil, daß sie es für Thorheit hielt, den Versicherungen eines solchen Menschen blindlings zu glauben, besonders in Fällen, die so delikat waren als der jetzige, wo Verwendung für den Grafen Urach leicht kaiserliche Ungnade — Verlust aller Ehren und Aemter — und Spott und Hohn arglistiger Höflinge zur Folge haben konnte. Was blieb nun dem trostlosen Weibe noch übrig — als Thränen und Gebet zu Gott um Rettung ihres geliebten Urachs! Und das war es auch, womit sie ihre höchst traurigen und einsamen Stun-

den im Kloster ausfüllete. Die melancholische Stille des Klosters — das einsame Leben war Nahrung für ihr bekümmertes Herz. Sie fiel oft mit den Nonnen vor dem Altar nieder und betete zu Gott, und ersezte durch ihre inbrünstige Andacht dasjenige, was dem mechanischen Gewäsche jener Religiosen abgieng. Wenn diese ihre Psalmen ohne Sinn und Gedanken sangen, schwebte Erwinens Seele am Throne des Weltregierers und flehte um Hülfe; und nie wurde das Zeichen zum Gebet gegeben, daß sie nicht in ihrem Zimmer niederfiel, und weinend im Gefühl ihrer Noth Gott um Erleichterung der ihrigen und der Noth aller Christen bat.

XXXII.

Wir gehen jezt wieder zurück zu dem Grafen, um zu sehen, wie es um ihn stehe, vornemlich ob Henneberg als Freund an ihm gehandelt, und sein Ansehen, seine Kenntnisse der Welt und Menschen und seinen Einfluß am Hofe zu Urachs Besten genuzt, und mit welchem Erfolg er es gethan habe. Henneberg hatte wirklich — zu seiner Ehre sey's gesagt — alles angewendet, was in seinen Kräften stand. Er hatte mit einer Thätigkeit, die man nur von einem so rechtschaffenen Freunde, als er war, erwarten konnte, an des Grafen Ret-

tung gearbeitet. Aber es gehörte nicht blos Freundschaft dazu — weit nöthiger war eine gewisse Klugheit, die sich in der Auswahl der rechten Mittel äußert. Plumper Eifer hätte vielleicht alles verdorben. Geradezu durfte er nicht gehen, er mußte durch Umschweife die Sache dahin zu bringen suchen, wohin sie gebracht werden mußte, wenn es nicht um Urachs Leben geschehen seyn sollte. Und er war der Mann, der die Sache zu behandeln wußte.

Erwine — das konnte er sich freylich in solchen Stunden, wo er mit seinem Herzen aufrichtig zu Rathe gieng, nicht verhelen — Erwine war eine Haupttriebfeder, die seine ganze Maschine in Bewegung sezte. Wollte auch jezuweilen die Vorstellung, daß er selbst dabey Schaden leiden könne, seinen Eifer einschränken — fühlte er, daß er matt und laß zu werden begann; dann war Erwinens Bild und der Gedanke, sie sich verbindlich zu machen, das Vehikel, wodurch seine Einbildungskraft, in der Erwine mit den hellsten und reizendsten Farben gemahlt stand, auf seinen Verstand und sein Herz wirkte. Er riß sich auf — ich muß — sagte er — ich muß für ihn arbeiten! es gilt Leben und Tod nicht blos eines Freundes — auch eine Freundin steht und fällt mit ihm.

Ein strenger Moralist, besonders einer, der nie Liebe — oder um dem Grafen von Henneberg nicht zu nahe zu treten, will ich lieber sagen — der nie Freundschaft für eine Freundin gefühlt hat, würde hier freylich mancherley mit Achselzucken gegen dem Grafen zu erinnern haben: Zum wenigsten — würde er, denk ich, sagen — zum wenigsten ist eures Hennebergs Freundschaft eine sehr eigennützige Freundschaft.

Getroffen, lieber Mann — ich sage es auch, aber Hennebergs Freundschaft unbeschadet. Es giebt Fälle im menschlichen Leben, wo, wenn man immer alle Motive unserer Handlungen nach reiner ächter Orthodoxie abwägen wollte — wenn man nicht eher handeln wollte, als bis alles Menschliche und Irdische, alle Nebenzwecke, die wir entweder noch zu erreichen gedenken, aller Nutzen, den wir dadurch auf uns zurück zu leiten hoffen, abgeschieden und getrennt wäre, — gewiß nichts von uns geschehen würde. Gott verhüte, daß das jemals Mode werde!

Es war hier der Fall. Es galt Urachs Leben; wenn dieses gerettet wurde, so konnte man wohl dem Retter ein wenig Eigennutz zu Gute halten. Die Gefahr, der er sich aussezte, war doch auch für den Liebling des Kaisers nicht gering.

ring. Oder sollte Henneberg warten, bis er sein Herz von der Leidenschaft, woran es wider seinen Willen krank lag, völlig geheilt hatte? Gewiß wäre es dann um den Grafen Urach geschehen gewesen. Es galt ein Menschenleben — eines braven Mannes, eines liebenden Gatten, eines zärtlichen Vaters Leben — gleichviel wie es gerettet wurde, wenn es nur gerettet wurde. Und überhaupt, wenn ja subtilisirt werden soll, so laßt uns einmal recht fein subtilisiren, laßt uns Freundschaft in ihre ersten Bestandtheile auflösen, und bis auf den feinsten Faden ausspinnen, und was werden wir finden? —— doch wohl nichts anders, als: der eine schäzt und liebt den andern, um von ihm wieder geschäzt und geliebt zu werden; er sucht auf alle Art des Freundes Ruhe und Glück zu befördern, weil er weiß, wenigstens hofft, jener würde in ähnlicher Lage gegen ihn eben so handeln; seine Kenntnisse, seine Tugenden, sein gutes Herz ziehen ihn an sich, weil er fühlt, daß er sich wohl dabey befindet; immer wird sich, man drehe es, wie man will, die Hoffnung, Vortheile für sich selbst draus zu ziehen, mit ins Spiel einmischen. Will man das Eigennuz nennen — nun wohl! man nenne es so oder anders, auf den Namen kommt hier nichts an, aber —— weg mit dem Schulkram!

Henneberg kannte jezt sein Herz, er hatte es redlich geprüfet. Er fühlte das im Verborgenen glimmende Feuer, aber er fühlte auch, daß es edel sey, etwas zu thun, wodurch seine Leidenschaft einen großen Druck erhalten würde. Sein Herz, so warm es für Erwinen schlug, sagte ihm doch, der schönste Triumph, den er über seine Leidenschaft erkämpfen könne, wäre wohl der, wenn er seinen Freund, der der Rechtmäßigkeit seiner Liebe im Wege war, dahin stelle, wo seine Leidenschaft auszubrechen drohe. Hatte Erwine ihren Gemahl wieder, so war das ein mächtiger Damm, gegen die wilde schäumende Flut seiner Leidenschaft. War es nicht Sieg über sich selbst, und zwar einer der schönsten, weil es einer der schwersten war? war es nicht edel, wenn er ihr ihn wieder gab? Seine Kenntniß des Hofes und der Menschen, seine Feinheit in Behandlung derselben und die ihm anvertrauete Gewalt gaben ihm Hoffnung, daß ein Plan, den er entworfen hatte, glücklich von ihm würde ausgeführt werden können. Dieser Plan zu Urachs Rettung war auf folgende Stützen gebauet. Erstlich mußten dem Bischof von Passau, Conrad von Oesterreich, gelindere Gesinnungen beygebracht werden. War dieser gewonnen, so war Urach schon mit einem Fuße aus dem Gefängnisse, denn er war

vor-

vorsitzender Richter in dem Blutgerichte, das der Kaiser über Urachs Sache niedergesezt hatte. Wie aber das anzufangen sey, daß dieser Racheschäumende Richter sich nach Hennebergs Wünschen füge, das war die große Frage, die zu beantworten Kopf kostete. Er war ein Bischof — ein Prinz aus dem östreichischen Hause — ein Bruder des von Urach getödeten Prinzen — lauter Umstände, die den Knoten nur noch fester knüpften, den Henneberg auflösen sollte, ohne ihn auf gut alexandrisch zerhauen zu dürfen.

Ich gestehe aufrichtig, mir wäre bey Erwägung dieser Schwierigkeiten der Muth zu Wegräumung derselben schon bey dem einzigen Umstande gefallen, daß Conrad ein Bischof und ein Prinz war. Eine Gattung von Geschöpfen, die auf eine ganz besondere Art behandelt seyn wollen, wenn sie zum Besten eines andern menschlichen Geschöpfes einen Schritt vor- oder rückwärts thun sollen. Wer die Bischöfe und Prinzen der damaligen Zeit, ihre Grimassen, Launen und Einfälle auch nur par renommée kennt — denn für die jezt lebenden neige ich mein Haupt ehrerbietig zur Erde, weil ich mir nicht vorstellen kann, daß diese Grimassen, Launen und Einfälle auf

sie sollten fortgeerbt seyn — der wird mir gern beystimmen und sagen: odi — et arceo. *)

Henneberg aber dachte zum Glück für den Grafen Urach anders, und verzweifelte nicht an seinem Plane. Er kannte die Schwächen dieser Leute — und schwache Seiten sollen sie auch noch heutzutage mehr als eine haben — und wußte sie zu benutzen. Ein Umstand, der schon allein ein hinreichender Beweis seyn kann, daß er in der Schule des Hofes ausgelernt hatte.

Die zwote Person, die sehr zu Urachs Vortheil mitwirken konnte, — wenn sie wollte, war die Kaiserin. Man müßte sehr wenig mit der Geschichte der Welt und Menschen bekannt seyn, wenn man nicht wissen sollte, daß durch Weiber schon die allerwichtigsten Revolutionen sind bewirkt worden. Sie haben mehr als einmal Thronen gebauet, und — zertrümmert, Länder erwerben, und — verlieren helfen, Menschen gehoben, und — gestürzt, Menschen geboren, und — gemordet, ehrliche Leute, wie Schurken behandelt, und — Schur-

*) Das heißt nach Sanchos Manier für unlateinische Leser verdolmetschet: Weit davon ist gut vor'm Schuß.

Schurken wie ehrliche Leute, kurz, durch sie ist von ihrer Stammmutter Eva an, bis auf diesen Augenblick, unzählig viel Gutes und Böses in die Welt hinein und heraus gebracht worden. Henneberg glaubte hoffen zu dürfen, durch ein Weib diesesmal etwas Gutes bewirken zu können, und zur Ehre des weiblichen Geschlechts sey's gesagt — er bewirkte es.

Die dritte Stütze, worauf Hennebergs Plan beruhete, war eine der Hauptstützen, worauf nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge vieler tausend Menschen Plane und Entwürfe beruhen — Geld. Denn was läßt sich nicht mit Geld in unserer sublunarischen Welt ausrichten? Dort sagte einmal ein Philosoph: Gebt mir ein Pläzchen außer der Welt, nur so groß, daß ich drauf stehen kann — und ich will Himmel und Erde aus ihren Angeln heben. Der Mann hatte recht. Aber ich habe auch recht, wenn ich sage: Gebt mir Geld, nur so viel, als ich fodere, so soll — zwar die Erde nicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden, aber ich will solche Veränderungen auf ihr vornehmen, daß ihr euch baß darob verwundern sollt. Henneberg kannte so gut, wie wir, die Allgewalt dieses nichtswürdigen Metalls — wie es diejenigen gemeiniglich zu nennen

nen pflegen, die nur eine geringe Portion, oder wenigstens eine geringere, als sie zu verdienen glauben, davon besitzen — und glaubte es nicht verschwendet zu haben, wenn er das Leben eines ehrlichen Mannes vom Tode damit erkaufte. Er hatte recht.

Jezt laßt uns sehen, wie er diese drey Triebfedern brauchte, um die Maschine in Gang zu bringen, den sie nach seinem Plan gehen sollte. Er wußte, daß Conrad von Oesterreich gern sein Bisthum Passau mit dem eben offenen Erzbisthum Salzburg vertauschet hätte. Als erster Minister und Vertrauter des Kaisers wußte er aber auch, daß der Kaiser große Bedenklichkeiten hatte, den Bischof von Passau in einen Erzbischof von Salzburg umformen zu lassen. Conrad hatte vorher sich als einen Freund des Papstes verrathen, und Anhänglichkeit an den päpstlichen Stul war jetzo für den Kaiser Heinrich Grund genug, Mißtrauen und Verdacht gegen die Treue desjenigen zu fassen, der dergleichen Anhänglichkeit gezeiget hatte. Wer freylich in das Leben des Kaisers einige Schritte rückwärts sah, der konnte zwischen seinem jetzigen Betragen und zwischen seiner eigenen ehemaligen demüthigen Unterwerfung unter des heiligen Vaters Willen und Befehl, nicht wohl eine Uebereinstimmung finden. Aber wer wird

auch in dem Leben eines Mannes wie Heinrich, der mit jeder veränderten Lage auch seine Grundsätze änderte, oder vielmehr, der gar keine Grundsätze hatte, wenigstens nach keinen zu handeln schien, es sey denn nach Grundsätzen, die Eigennutz der niedrigsten Art ihm vorschrieb — Harmonie suchen! die findet man nur bey dem Manne festen Sinnes und geprüften Charakters. Nur ein solcher läßt sich nicht von jedem Winde hin und her wehen. Seiner guten Sache sich bewußt, geht er festen Tritts den Weg seines Lebens ruhig fort, und weicht weder zur Rechten noch zur Linken — es sey denn um einem tollen Hunde oder einem wütenden Büffelochsen und was dem ähnlich seyn mag, auszuweichen.

Heinrich war ein thätiger Freund des Papstes, so lange er ihn brauchen konnte, und er brauchte ihn, um seinen Vater vom Throne ins Gefängniß und vom Leben zum Tode zu bringen. Kaum aber war er dahin, wohin er seyn wollte, so war ihm der Papst gerade so viel als ein Regenschirm oder Regenmantel bey heiterm Wetter — das heißt, ein sehr unnützes Hausgeräthe. Er brauchte es nicht nur selbst nicht weiter, und sah es mit Verachtung an; sondern er konnte auch nicht vertragen, daß andere es brauchten.

Der

Der Bischof von Passau, der zu glauben schien, man müsse es doch mit dem heiligen Vater nicht ganz verderben, weil man nicht wissen könne, ob nicht bald oder spät wieder einmal so stürmisches Wetter einfalle, wo ein Regenmantel gute Dienste thun könne, oder wo es einem wohl thun werde, wenn man unter den päpstlichen Stuhl kriechen und da — freylich wohl in einer etwas unbequemen Lage, aber doch immer im Trockenen, den Sturm vorüber sausen lassen könne, — hatte durch diese Gesinnung sich eben nicht bey den Kaiser als ein zu einem Erzbisthum fähiges Subject empfohlen. Henneberg benuzte diesen Umstand. Er gab dem Bischof von Passau zu verstehen, daß es Leute gebe, die vielleicht Mittel hätten, den Kaiser eines bessern zu belehren, und ihn zu überreden, daß er allerdings mehr als irgend einer sich zum Erzbischof von Salzburg qualificire. Nur sey es einmal Hofsitte, daß eine Hand die andere wasche, und daß eine Gefälligkeit der andern werth gehalten werde. Hier beruhe die Gewährung oder Abschlagung der bischöflichen Bitte um Ertheilung des Erzbisthums auf den geringen Umstand, daß der Bischof als erster Richter mit seinen Nebenrichtern, nicht gegen Urachs Leben sprechen möge. Wenn gewisse Personen, die auf den Kaiser

ziemlichen Einfluß hätten, nur erst davon überzeugt wären, daß der Bischof dieses bewillige, dann sey kein Zweifel, daß auch des Bischofs Bitte werde bewilliget werden.

Man weiß schon, was das zu bedeuten hat, wenn Männer von Hennebergs Gewalt und Ansehen gegen Candidaten eines Amtes in diesem Tone sprechen. Der Bischof verstand den Wink, denn seine Dosis von Pfafferey müßte sehr gering gewesen seyn, und kurz, er wäre nicht werth gewesen, ein Bischof zu seyn, vielweniger ein Erzbischof zu werden, wenn er seinen eigenen Nutzen so wenig gekannt, und diesen Wink nicht verstanden hätte, oder nicht hätte verstehen wollen. Henneberg aber kannte seinen Mann auch, und wußte, daß er ihn gewiß verstehen würde. Und er irrte nicht. Der Bischof bewilligte alles. Abermals ein Beweis, daß jener ein Hofmann, und dieser — ein Pfaffe war.

XXXIII.

So war also ein wichtiger Schritt zu Urachs Lebensrettung gethan, und Henneberg war wenigstens von Seiten des Bischofs sicher, denn er hatte ihn in einer Schlinge, die er, je nachdem der Bischof sich betrug, auf- oder zuziehen

ziehen konnte. Jezt kam es darauf an, auch die Kaiserin zu gewinnen und zu bewegen, den Kaiser etwas nachgebender gegen den Grafen Urach machen zu helfen. Mancher Leser denkt vielleicht, daß es, nachdem ein Bischof schon gewonnen war, etwas leichtes gewesen sey, ein Weib zu überreden. Allein ich denke — mit Erlaubniß des Lesers, in den meisten Fällen wenigstens, ganz anders. Ein Weib rechter Art — das heißt, ein Weib — eingeweihet in alle Ränke und Finessen der Weiberzunft, ist, sobald sie merkt, daß an ihr etwas gelegen ist, ein trotziges Geschöpf — unüberwindlich, so bald man darauf ausgehet, sie zu erobern — ein Chamäleon, das in einer Stunde alle Regenbogenfarben annehmen kann, ohne daß ihr errathen könnet, welches eigentlich die Grundfarbe ihres Charakters ist, und kurz, jener Apostel, der sie ein schwaches Werkzeug nannte, hatte — sein Wort in Ehren, doch wenig Weiberkenntniß. *) Wenn die Kaiserin

*) Vorausgesezt, daß ich auch Leserinnen erhalte, zu welchem Behuf nur allein diese Note hier stehet, und im Gegenfall so gut als nicht geschrieben angesehen werden kann — diese Ehre also vorausgesezt, möchte ich um alles in der Welt willen nicht, daß mir obige Schilderung den Haß des schönen Geschlechts zuzöge, denn

rin ein Weib dieser Art war, so stand es um Urachs Leben und Hennebergs Bemühungen ziemlich schlecht. Aber sie war es nicht. Und was würde auch aus der Welt werden, wenn diese Schilderung auf alle Weiber passete? Sie war

denn da ich noch unverheirathet bin, so müßte ich befürchten, daß eine Verschwörung gegen mich entstünde, und ich genöthiget würde, als ein Junggeselle zu sterben. Etwas Erniedrigenders als dieses kann ich mir nicht denken. Hätte ich unter zwey Uebeln zu wählen, so wählte ich lieber, daß mir, indem ich jenes schrieb, die Hand auf immer wäre gelähmt worden, als daß dieses Unglück mich träfe. Alte Junggesellen und alte Jungfern sind Namen, die ich von Jugend auf nie ohne Abscheu und Ekel habe können nennen hören, denn der Begriff davon widerspricht dem ganzen Zweck der Schöpfung. Gott verhüte, daß ich nie in ihre Zunft gerathe! Ich erkläre also hiemit so willig als feyerlich, daß jene Worte nichts weniger als meine Gedanken sind, sondern daß sie — gestolen sind. Doch wird auch jeder Unpartheyische mir zugeben, daß sie bey weitem noch nicht das Schlimmste sind, was man bey andern Schriftstellern über diesen Gegenstand findet, daß ich es also — noch schlimmer hätte machen können. Daß ichs nicht gethan habe, verdient doch wohl immer noch etwas

war ein Geschöpf sanfter Art — zum Wohlwollen geneigt und meistentheils bereitwilliger zu helfen als zu schaden. Der Hauptumstand aber, der hier in Betrachtung kommt, war der: sie hatte die Gräfin Erwine gleich bey ihrer

was Dank. Denn was würden meine Leserinnen sagen, wenn ich die Worte des Nazianzenus weggestohlen und verdolmetscht hätte: Mulier, sagt der alte Graubart, der aus Erfahrung zu sprechen scheint — in accessu est Angelus, in Ecclesia sancta, in Domo Daemon, in Fenestra Bufo, in Horto Capra, in Porta Pica, in Lecto Hoedus. — Oder des heiligen *Chrysostomus* super Matth. Quid aliud est Mulier, nisi amicitiae inimica, ineffugibilis poena, necessarium malum, naturalis tentatio, desiderabilis calamitas, domesticum periculum, delectabile detrimentum, mali natura, boni colore depicta?

Und weil die Note doch einmal ein so gelehrtes und schulgerechtes Ansehen hat, so mag auch Griechisch da stehen:

Γυναικὸς ἐσθλῆς ἐπιτυχεῖν ȣ ῥάδιον.

oder auch auf eine andere Manier:

Θάλασσα καὶ πῦρ καὶ γυνὴ, κακὰ τρία.

Am ärgsten aber macht es doch wohl der unvernünftige Heide Seneca, (der aber doch sonst ganz vernünftig zu reden pflegte,) wenn er in Hippolyto sagt; — dux malorum foemina et scele-

rer Vorstellung am Hofe herzlich lieb gewonnen, und bey ihrer Abreise tausend Versicherungen ihrer Liebe gegeben. Nun ist es freylich mit Versicherungen von der Art eine ganz eigene Sache. Sie sind im gemeinen Bürgerleben kaum etwas mehr, als verschlagene Münzen, die nur jezuweilen von Bürger und Bauer eingewechselt werden, am Hofe aber sind es höchstens Spielmarken, die man hervorsucht, so oft man sie brauchet — ihnen einen beliebigen hohen oder geringen Werth giebt — oft aber wird auch blos um Marken gespielet, dann gelten sie nichts, und derjenige würde ausgelacht werden, der sich Hoffnung machen wollte, daß ihm etwas darauf werde ausgezahlt werden. Die klügste Parthie, die man ergreifen kann, ist diese, daß man immer eine Tasche voll andere Spielmarken bey sich hat, und gegen ein Dutzend, die man erhält, gleich noch einmal so viel dagegen giebt, um dadurch auf

scelerum artifex — Ich könnte, wenn ich boshaft seyn wollte, die Reihe dieser weisen Aussprüche aus meinem Josephi Langii Florilegio noch um ein paar Seiten verlängern, und es dann in zierliches Deutsch übersetzen, aber diese boshafte Freude erlaubt mir mein gutes Herz und meine tiefe Achtung gegen das andere Geschlecht nicht.

die beste Art zu beweisen, daß man ihren geringen Werth und Ungültigkeit wohl kenne.

Als ein außerordentlicher Fall bey einer Kaiserin verdient es daher bemerkt zu werden, daß ihre Versicherungen, die sie Erwinen gegeben hatte, allerdings mehr als Versicherungen waren — Sie hatte wirklich Neigung für Erwinen gefühlt. Vielleicht hätte aber auch diese Neigung, da Erwine nicht mehr vor ihren Augen war, bald tausend andern neuen Empfindungen und Gegenständen in ihrem Herzen Platz machen müssen, wenn nicht Henneberg gerade zu rechter Zeit gekommen wäre, und ihre Liebe für Erwinen wieder aufgefrischet hätte. Er wußte, daß die Kaiserin Erwinen sehr hoch geschäzt hatte, es kostete ihm daher um so weniger Mühe, der Kaiserin Mitleiden rege zu machen. Er schilderte ihr die Leiden des schuldlosen zärtlichen Weibes so lebhaft, so rührend, er stellte ihr vor, daß der Tod des Grafen mehr Strafe für Erwinen, die doch durch nichts sich strafwürdig gemacht hätte, als für den Grafen selbst sey, er bat so dringend, daß sie doch durch Besänftigung des Kaisers, Erwinen Leben, Ruhe und Glück mit ihrem Gemahl wiedergeben möchte, daß die Kaiserin wohl merkte, Hennebergs Freundschaft sey auf den höch-

sten

sten Grad gestiegen; ja er sprach mit solchem Enthusiasmus von dem Kummer der holden Erwine, daß sie fast argwohnte, seine Freundschaft gränze nahe an Liebe — doch mußte sie seinen Enthusiasmus billigen. Ihre eigene Liebe für Erwinen wachte wieder auf, und sie sah so lebhaft ein, wie unglücklich das gute Weib durch den Tod ihres Gemahls werde gemacht werden, daß sie versprach, mit dem Kaiser in einer glücklichen Stunde davon zu reden.

In einer glücklichen Stunde — sagte sie wohlbedächtig. Denn Mißmuth der schrecklichsten Art, der aus dem Bewußtseyn vorhergegangener schlechter Handlungen entspringt, und melancholische Reue peitschten jezt den Kaiser wie Furien herum. Es gab Stunden, wo er keinen Blick in sich selbst und in sein Leben thun durfte, wenn er sich nicht selbst verachten wollte, und Selbstverachtung ist das Aeußerste, worein der Mensch verfallen kann. Verdruß saß auf seiner Stirn, der, gereizet, zur racheschäumenden Wuth wurde, die keiner Gründe und keiner Ueberlegung fähig war. In solchen Augenblicken gieng man ihm gern aus dem Wege, und er selbst fühlte, daß er sich dadurch in ehrlicher Männer Augen tief herabsetze, und hatte es gern, wenn man ihn allein und sich

selbst überließ. Seine Seele war ein stürmisches Meer, das von den Vorwürfen seines bösen Gewissens, wie von wilden tobenden Orkanen in Aufruhr gebracht, bald himmelhohe Wellen schlägt, bald wieder in grundlose Tiefen herabstürzend sich fortwälzt, und alles, was es ergreift, mit sich in Abgrund reisset. Wer jemals sich die Mühe gegeben hat, Menschen in ihren verschiedenen Lagen, Handlungen und Folgen ihrer Handlungen zu beobachten, wird sich nicht wundern, daß Heinrichs Gemüth so beschaffen war. Denn es ist eine ewige unveränderliche Wahrheit, die alle Bösewichter der Welt niemals werden unwahr machen können, daß das Laster, es sey wo es wolle, auf Thronen oder in Hütten, die Ruhe der Seele geben könne, und daß bald oder spät Muthlosigkeit und ängstliche Verzweiflung ihm jede Lust der Erde vergälle, und jede Freude des Lebens verbittere.

Eine sehr alltägliche Moral! spricht mancher. — Ich antworte: Schlimm genug, mein Lieber! daß wir täglich genöthiget sind, sie zu machen, und täglich Gelegenheit haben, sie bestätiget zu sehen. Eben dieser Umstand aber ist auch ein Beweis, daß sie nicht oft genug könne geprediget werden. Wohl dir! wenn du unter die biedern Menschen gehörst, deren

Seele ein ruhiger, spiegelglatter, krystallheller See ist, wo man bis auf den Grund sehen kann, wo kein Sturm trübe schäumende Wellen vor sich hin jagt, wo nur kühle erfrischende Lüftchen wehen. Bist du so beschaffen, dann bist du glücklich — bist groß und hehr — ein Kaiser- und Königssohn und auch wohl etwas mehr. Bedarfst zu deinem Glück und Ruhe keines Thrones, keiner Krone und keines Zepters — bist dir selbst genug. Geh immerhin gebückt zur Thüre deiner niedrigen Hütte ein, sie ist doch mehr werth, als ein Fürstenpallast — kein Kaiserthum, kein Königreich überwiegt ihren Werth. — Doch ich wollte ja nicht predigen, aber verzeih' lieber Leser! es geht mir oft, wie unsern Dichtern bey gewissen Anlässen — Difficile est, Satyram non scribere — die Anwendung ist leicht zu machen.

XXXIV.

Solche unruhige Zwischenräume verstand wohl die Kaiserin nicht, da sie sagte, sie wollte zu einer glücklichen Stunde mit dem Kaiser zu Urachs Besten reden. So wie aber in der Natur wütende Stürme die Luft von giftigen Dünsten reinigen und heiteres Wetter bringen, so pflegte auch gemeiniglich auf diese Seelen-

orkane eine gewisse Windstille zu folgen, wo der Kaiser sanftern Sinnes wurde, und wie alle schwache Seelen gern alles bewilligte, was man von ihm in solchen Stunden bat. Er glaubte dann nicht Gutes genug thun zu können, um sein begangenes Böse zu verbessern, oder vielmehr, es war bey ihm schon Gutes genug, wenn er nichts Böses that. In einem solchen Zeitpunkte war es nicht schwer, sich seiner zu bemächtigen, und das that die Kaiserin. Sie stellte ihm vor, eine etwas mildere Behandlung des Grafen von Urach sey so gut als eine Aussöhnung mit dem abgeschiedenen Geiste seines unglücklichen Vaters — sey auch wohl mehr werth, als hundert Seelmessen, die doch genau betrachtet nur den Pfaffen und Mönchen, deren abgesagter Feind er jetzo war, zu Gute kämen. Allerdings müsse des Kaisers Ehre gerettet, und Urach gestraft werden, nur halte sie dafür, daß Todesstrafe das Register derjenigen kaiserlichen Handlungen vermehren werde, die einem großen Theile des Publicums tadelnswerth schienen — es könne doch immer allerley Unruhen nach sich ziehen — Blut beflecke den kaiserlichen Ruf mehr, als daß es ihn reinige, und jezt sey der Zeitpunkt, wo der Kaiser so behutsam als möglich gehen und leise auftreten müsse, um nicht hie oder da einen deutschen Rittersmann,

dessen

dessen Hülfe er gegen den Papst nöthig habe, auf die Füße zu treten — u. s. w.

Der Kaiser hörte das alles mit stiller Ueberlegung an, fand ziemlich viel Wahres in dieser Rede, konnte sich aber doch nicht sogleich entschließen, was er thun oder lassen wollte. Er versprach, der Sache weiter nachzudenken und mit dem Grafen von Henneberg davon zu reden. Und das eben war der Mann, der seinen Entschluß zur Reise brachte. Henneberg wiederholte ihm nicht nur alle diese Gründe und bestätigte sie, sondern er that auch noch einen hinzu, der den übrigen allen ihr volles Gewicht, und — wenigstens in den Augen des Kaisers den Ausschlag gab. Er bot und zahlte eine große Summe Geld.

Freylich wußte sein Freund Urach von diesem lezten Umstand nichts, er würde sonst alles angewendet haben, um es zu hintertreiben. Denn mit seinen Grundsätzen von Wahrheit und Recht konnte es nicht bestehen, sein Leben, das er durch Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe nicht verwürkt zu haben glaubte, von feilen Richtern zu erkaufen. Henneberg aber, der den Lauf der Dinge in der Welt besser kannte, glaubte nicht, daß es nöthig sey, seinen Freund erst darum zu fragen, wie weit er vor- oder rück-

rückwärts, rechts oder links gehen solle, um den Todesstreich von dem Grafen Urach abzuwenden. Er nahm die Menschen, wie er sie fand, ohne erst zu fragen, ob sie so wären, wie sie seyn sollten. Er wußte, daß baares Geld bey dem Kaiser Heinrich mehr galt, als alle Richtersprüche der Welt; er wußte, daß gerade jezt der Kaiser zu seiner Reise nach Italien eine volle Casse nöthig hätte, und daß die angebotene Summe eine große Lücke ausfüllen würde — das war ihm Grund genug, Gebrauch davon zum Nutzen seines Freundes zu machen.

Ob Henneberg recht daran that?

Recht oder Unrecht — lieber Leser! darauf kam es diesmal nicht an; ich will auch nicht entscheiden, aber genug — beym Kaiser entschied es.

Henneberg zahlte die Summe, ohne der Urachschen Familie etwas merken zu lassen, aus seinem Beutel, und kaum war sie aufgezählt, als der Kaiser Heinrich deutlich einsah, daß sich damit ungleich mehr ausrichten lasse, als mit Urachs Blute, das er zu nichts — zu gar nichts brauchen könne. Um aber doch einen so lauten Prediger der Wahrheit, als der Graf Urach war, nicht in der Nähe zu haben, wurde beschlossen: **daß der Graf von Urach wegen**

gen gröblicher Beleidigung kaiserlicher Majestät sechs Jahr lang Landesverwiesen seyn, und daß diese Landesverweisung in einem Zuge in das heilige Land bestehen solle. Dort solle er durch ritterliche Thaten und durch muthige Ausfälle auf die Ungläubigen sich der kaiserlichen Gnade wieder würdig zu machen suchen. Unterdessen aber sollten seine Gemahlin und Kinder als Geisel der Treue und des Gehorsams der Urachschen und Steinheimschen Familien zu Quedlinburg bleiben.

Der Schlag war, ohngeachtet es für den Grafen Urach Glück genug war, daß er mit dem Leben davon kam, immer noch hart genug, besonders für seine Gemahlin Erwine und seine Kinder. Man bedenke, sechs Jahr von ihnen getrennt zu seyn, während vielleicht jede Stunde ihn einer Lebensgefahr aussezte! Es gehörte viel Glück dazu, nach sechs durchkämpften Jahren von der Art noch gesund und mit heiler Haut wieder nach Deutschland kommen zu können. Der Kaiser wußte dieses alles gar wohl; ihm war es auch nicht darum zu thun, den Grafen von Urach nach sechs Jahren wiederzusehen. Seine Absicht und sein Wunsch war vielmehr, daß ein Säbelhieb eines Un-

gläubigen eben das verrichten werde, was die mächtige Fürsprache und die ansehnliche Geldstrafe jezt verhindert hatten. Und man konnte tausend gegen eines wetten, daß er seine Absicht erreichen werde. Auf der andern Seite blieb aber doch immer für den Grafen ein hellerer Stral von Hoffnung übrig, sein Leben zu retten, als er bisher hatte. Denn einem Türkensäbel läßt sich immer eher mit dem Schwerd in der Hand ausweichen, als dem Schwerde des Henkers, dem man sich unbewafnet und ohne sich vertheidigen zu dürfen unterwerfen muß — und Urach wußte sein Schwerd gut zu führen.

Die Züge in das heilige Land hatten auch damals nach dem Geist des Zeitalters so viel Anziehendes für die nach Blut und Kampf dürstenden deutschen Ritter, man glaubte, ein jeder abgehauener ungläubiger Kopf sey so gut als eine Stufe zum Himmel, daß der Graf von Urach sich um so eher diesem Urtheil unterwerfen konnte. Es würde auch in der That nicht einmal Strafe gewesen seyn, denn Tausende von Rittern zogen freywillig hin um zu morden und sich morden zu lassen, wenn nicht der Umstand, daß Erwine unterdessen mit ihren Kindern in einer Art von Gefangenschaft bleiben mußte, es zur Strafe gemacht hätte.

XXXV.

Henneberg, der bis jezt seinen Freund Urach seit seiner Gefangennehmung weder gesehen noch gesprochen, und dadurch, daß er ihn gar nicht im Gefängniß besuchte, wirklich sich beym Grafen verdächtig gemacht hatte, übernahm es, ihm sein Urtheil anzukündigen. Er fand ihn in Nachdenken vertiefet, und wurde von Urach nicht gleich bemerkt.

„Wie? redete er ihn an — Urach in so tiefem Nachdenken? es war doch, däucht mir, sonst eben nicht deine Sache.„

Man muß wohl. Der Lauf der Welt ist wunderlich, Werner! unordentlicher, dächt' ich, wär' er noch nie gewesen, als er jezt ist. Eben dacht ich drüber nach und der Schluß meines Nachdenkens ist, daß ich lieber wollte, ich hätte keinen Kopf zum Nachdenken, denn es hält schwer zu denken, was ich gedacht habe, und doch nicht drüber zum Narren zu werden.

„Und was hast du gedacht?„

Daß dieses nicht der Ort ist, wo Urach seyn sollte — wo —

„Er gewiß nicht seyn würde, wenn er den Lauf der Welt eher bedacht hätte.„

Henneberg! ich fürchte, mich in dir betrogen zu haben. Kommst du, um zu predigen, oder meiner zu spotten?

„Keines von beyden, am wenigsten das lezte. Ich komme als Freund.„

Das freuet mich Henneberg! ich gestehe, deine Freundschaft hat sich mir etwas verdächtig gemacht.

„Und wodurch?„

Du fragst? Henneberg hätte nicht dürfen so lange vor Urachs Augen im Gefängniß seyn, Urach hätte ihn besucht und nicht so verlassen.

„Und hat denn Henneberg den Grafen Urach verlassen? Ich gedenke dir heute noch Beweise vom Gegentheil zu geben. Bisher hätte ich, wenn ich auch gekommen wäre, nur ein sehr leidiger Tröster seyn können.„

Und habe ich denn Trost verlangt? wenn man sich so wenig Vorwürfe über sein Verhalten zu machen hat, als ich mir, dann — glaube mir, Henneberg, können alle höfische Schurken der Welt uns nicht den zehntausendsten Theil der Seelenruhe rauben, die wir besitzen.

„Du wirst bitter — aber es sey! desto besser für dich, wenn du keines Trostes bedarfst.

darfst. Aber so wirst du auch ziemlich gleichgültig anhören, wenn ich dir dein Urtheil, und das Ende der Untersuchung deiner Sache ankündige!„

Wie! das Ende? wo ist denn der Anfang? Urtheile sagst du? laß doch die Anklage hören. Doch was frage ich — so mußte es ja seyn, wenn sie ihrem Charakter treu bleiben wollen. Anklage — Verhör — Urtheil mußte eines seyn. Ob der Angeklagte etwas zu seiner Vertheidigung sagen könne oder nicht, darnach darf nicht gefragt werden. Es thut auch nichts zur Sache. Henneberg! ich möchte schier lachen über eure Richter ——

„Du bist ungerecht, Berthold! Hättest du dich denn wohl lieber einer langwierigen Untersuchung und einem Verhöre vor Richtern, die, wie du sagst, dir lächerlich dünken, unterwerfen wollen?„

Und warum nicht? darf der freye deutsche Mann, darf der Wahrheitsvertheidiger eine Untersuchung scheuen? kann er nicht jedem unerschrocken ins Gesicht sehen?

„Wohl kann er das. Aber mit deiner Wahrheitsvertheidigung ist's eine mißliche Sache. Auch die Wahrheit will Zeit, Ort

und

und Umstände in Obacht genommen haben, sonst ——„

Nun was denn?

„Wird sie strafbare Unbesonnenheit.„

Werner! nicht der Graf Henneberg, der Höfling spricht aus dir.

„Nenn' es wie du willst, der Ausgang hat doch meine Grundsätze gerechtfertiget. Aber mags drum seyn — wir haben schon oft über dieses Capitel mit einander gesprochen, ohne je einig zu werden, schwerlich werden wir's jezt werden. Genug du weißt, daß du dich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht hast. —„

Wie? was? wer sagt das? schuldig gemacht? wodurch? wo? wenn?

„Urach! kannst du nie ohne Hitze reden?„

In solchen Fällen nie.

„Nun wohl! so laß uns den Ausdruck ändern und sagen, daß man geglaubt hat, du habest dich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht.„

Geglaubt hat — das kann seyn. Aber ob man recht geglaubt hat? —

„Will ich jezt nicht entscheiden. Man klagte dich darauf an. Mit oder ohne Grund

Grund — mögen diejenigen verantworten, die es thaten — du kennst doch aber die Strafe, die drauf stehet?„

Wenn alles Vorhergehende erwiesen ist — der Tod.

„Nun ich komme, um dir — —„

Den Tod anzukündigen? Henneberg du? — du mir? wohl hast du recht, du seyst ein leidiger Tröster! Das sind die Beweise, die du mir von deiner Freundschaft heute zu geben gedachtest? o! über den Freund, der aus lauter Freundschaft den Dolch in des Freundes Brust stösset! Nun so sage nur an; aber glaube nicht, daß ich darüber erschrecke. Du betrügst dich, wie ich mich in dir betrog. Heraus mit dem Schwerde — hier stoß es herein, und mein leztes Röcheln soll dir noch und meinen Richtern fluchen — o! wie's doch schön klingen muß, wenn ich mit diesen Flüchen vor unser aller Richter trete, und auch euch auf ewigen Tod anklage — welche liebliche Musik das Röcheln eines deutschen Ritters, der sich nicht beugen wollte, wo ihr wie Insecten krocht, in euren Ohren seyn muß! aber halt! es soll euch traurige Todenmusik werden — mitten durch eure lärmende Feste hindurch sollt ihr's auch hören — es soll

euch foltern im Traum, und wenn ihr am Hofe schwelgt, soll's euch wie Donner Gottes in Ohren dröhnen. —

— „Berthold! du rasest, so wahr ich lebe, du rasest!„

Nein! ich rase nicht. Wohl wär's mir, wenn ich rasete, so hätte ich nicht das höllische Gefühl, das ich jezt habe. Henneberg! was zauderst du? hier ist die Brust! — stoß zu, so ist die Marter vorbey, und wenn ich falle, so denke, daß ein Edler Deutschlands fiel. Henneberg! du dauerst mich — Schade! daß du ein Mensch bist!

„Nun bey Gott! Berthold! dein Wahnsinn geht weit, daß du nicht siehst — nicht hörst — nicht denkst, daß ich es bin, der mit dir redet. So höre doch — und laß mich reden! —„

So rede — aber kurz, wenn ich bitten darf. Es ist vielleicht die lezte meiner Bitten an dich: faß dich kurz.

„So kurz als möglich. Ich komme, um dir zu sagen: der Kaiser will, daß du, obgleich du nach der Meisten Meynung den Tod verdienet habest, dennoch leben sollst.„

Noch einmal, Werner! was sagtest du? hab ich auch recht gehört?

„Ich

„Ich sagte: der Kaiser will, daß du leben sollst — hast du das gehört, so hast du recht gehört.„

Wie! der Kaiser will das? Henneberg! nur nicht Spott, sonst kannst du mir alles bieten. Eines Sterbenden, das bin ich, ich sitze, wie du sagst auf den Tod — eines Märtirers der Wahrheit spotten, ist mehr — als Majestätsschändung, ist — Hochverrath der Menschheit, und Menschheit ist mehr — als Majestät. Der Kaiser Heinrich sollte das wollen? mein Leben? — Er? — ja könnte er mein Leben tausendfach morden, ich glaube, er thät' es.

„Dennoch wiederhol' ich es; er will, daß du leben sollst. Wenn dies nicht Wahrheit, wenn es Spott ist, dann — hier hast du mein Schwerd, töde mich als den Menschheitsschänder, und in meinem Tode reich' ich dir die Hand, und sage — Vergebung dir! so sterb ich ruhig.„

Behalte dein Schwerd. Das Schwerd so zu brauchen, ist Urach nicht gewohnt. Vergieb mir, wenn ich dich beleidigte, und habe Gedult mit deinem aufbrausenden Freunde.

„Vergeben? ich habe nichts zu vergeben; ein Freund beleidiget mich nie, Gedult aber

habe ich gern mit jedem, der sie nicht mißbraucht.„

Nun so rede — du hast meine Neugierde aufs höchste gespannt — sprich weiter!

„Der Kaiser hat meine Bitte gewährt, und verlanget, ob er gleich sich höchst beleidiget glaubet, doch deinen Tod nicht. —„

Dank seiner Gnade und deiner Freundschaft!

„Aber — —„

Aber? das dacht' ich wohl, daß ein Aber folgen würde —

„Ohne Unterbrechung, Berthold! ich bitte.„

Fahr fort.

„Er will, daß du einen Zug in das heilige Land thun, und sechs Jahr lang deine Rittertugenden den Ungläubigen beweisen sollst. Da hast du, däucht mir, ein großes Feld, zu zeigen, was ein deutscher Ritter vermag.„

Fürwahr, ein großes Feld! nur Schade, daß der Kaiser es mir anwies — mit dem heiligen Zuge möcht' es immer seyn, es giebt da viel Ehre zu erkämpfen, und ich will wacker kämpfen, Henneberg! das glaube!

„O! wer

„O! wer glaubt es nicht vom Grafen von Urach! Höre weiter.„

Weiter? ist denn die Sentenz noch nicht zu Ende?

„Sie wird bald zu Ende seyn. Der Kaiser will ferner, daß Erwine —„

Erwine! ha! ein lieblicher Ton — geschwind laß hören —

„Während deiner Abwesenheit mit ihren Kindern zu Quedlinburg bleiben soll.„

Ha! da wird der liebliche Ton traurige Wehklage! Henneberg, du nimmst mit der einen Hand, was du mit der andern gabst.

„Hab' ich denn das Urtheil gesprochen? der Kaiser sprach's.„

Recht so! dacht' ich's doch, daß der Mohr schwarz und der Tiger ein Raubthier bleiben würde — was hilft jenem das Waschen und diesem das Zähmen? Sie können ja ihre Natur nicht verläugnen, so auch euer Kaiser die seinige nicht. Heinrich bleibt doch der heimtückische Schleicher, der er war; wo er nicht derb auftreten kann, da geht er auf den Zehen; ihm gilt's gleich, wie er an Ort und Stelle kommt, wenn er nur hinkommt; wo er nicht mit dem Henkersschwerde morden kann, da giebt er schleichende Gifte — auch wenn er wohlthut, preßt

preßt er Seufzer aus und seine Gnade — ist das schrecklichste Unglück, das einen treffen kann — schrecklicher als sein Haß. Ist's nicht so, Henneberg? — — du schweigst?

„Ich denke, daß dein Schicksal allerdings sehr hart sey — daß ichs nicht ändern kann, thut mir wehe. Doch du bist Manns genug, einem harten Schicksal zu trotzen. Bedenke, daß es noch härter hätte kommen können.„

Es ist ein trauriger Trost, lieber Werner, wenn man den Kopf verliert, zu wissen, daß man doch nicht gespießt, oder auf dem Roste gebraten werde — indessen ist's doch Trost. Nun so sey er's auch für mich, aber ob er's auch für Erwinen und für meine beyden Alten seyn wird?

„Wird die Zeit lehren. Erwine freylich wird zagen; sie ist ein Weib, ein liebendes, zärtliches Weib von den zartesten und feinsten Empfindungen — doch habe ich viel Zutrauen zu der Abtissin zu Quedlinburg. Sie wird, hoff' ich, Erwinens Freundschaft sich zu verschaffen suchen, und hat sie die, dann ist Erwinens Last um die Hälfte erleichtert. Ich habe auch gesorget, daß

sie alles da findet, wie sie es zu ihrer Bequemlichkeit wünschen mag. Kann ihr gleich das alles das Leben nicht froh machen, so wird doch hoffentlich nichts dort vorfallen, was ihr das Leben zuwider macht. Nimm dazu, daß sie nun ihre Kinder, an denen ihr Herz so ganz hängt, bey und um sich haben wird, so läßt sich, denk' ich, hoffen, ihr Zustand werde ganz leidlich werden. Deine beyden Alten aber sind schon durch mancherley schwere Gänge in ihrem Leben so geprüfet, daß sie auch diesem gelassen genug entgegen sehen werden. Von dem Unglück deiner Gefangennehmung hab' ich sie sogleich unterrichtet, und ihnen auch, weil ich mir fest vornahm, alles zu deiner Rettung zu versuchen, zu einem erträglichen Ausgang sogleich Hoffnung gemacht. Willst du, so will ich ihnen auch nunmehr den Ausgang melden?„

Henneberg! ich erkenne in dir nun ganz den Freund, den ich in einer so verdrüßlichen Lage nöthig hatte, um nicht mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Nimm meinen Dank, den dir mein ganzes Herz so warm entgegenschlägt. Was hätt' ich sonst, das ich dir geben könnte!

„Berthold! glaubst du, daß mir ein Dienst von der Art, daß mir meine Freundschaft feil ist? Ich bin überflüßig belohnt, wenn der Graf von Urach den Grafen von Henneberg Freund nennet.„

Warlich, Henneberg! du denkst zu edel für einen Höfling. Glaube mir, unter allen den Schranzen, die an eurem Hofe herumschwirren, fand ich keinen Henneberg — keinen, den mein Herz zum Freunde wählen konnte; denn es gehört viel dazu, Urachs Freund zu seyn.

„Nun so rechne denn auch in allem auf meine Freundschaft.„

Das will ich, das muß ich. Geh, und mache alles, wie du es gut findest. Mein Kopf ist durch die mannichfachen Anfälle auf mein Herz so verwirrt, daß ich ihn zu nichts brauchen kann; ich denke, und weiß nicht, daß, noch was ich denke.

„Ich will alles besorgen. Unterdessen bis deine Kinder in Quedlinburg ankommen, mußt du schon dich entschließen, so lange bey uns hier zu bleiben, dann hoff' ich es vom Kaiser zu erlangen, daß du hin darfst, um dich mit ihnen zu letzen.„

Du selbst traust doch warlich deinem Kaiser wenig zu, wenn du ihm nicht so viel menschliches Gefühl zutrauest, daß er mir erlaubt Abschied von denen zu nehmen, die mir unter allem, was ich besitze, das Liebste sind! — die die Natur so genau und fest mit mir verband. Er wird doch nicht so sehr unter die Menschennatur herabgesunken seyn?

„Nun wohl dann! — ich verspreche dir hiemit in seinem Namen, du sollst nach Quedlinburg, aber ob auch nach Urach? — daran zweifle ich. Du kennst des Kaisers mißtrauisches Herz, er könnte leicht argwohnen —„

O! schweig, Henneberg! du erniedrigest ihn immer tiefer in meinen Augen. Nur der in allen krummen Wegen erfahrne Bösewicht, der heimliche Schleicher kann bey jedem Tritte eines andern hämische Deutungen machen und Mißtrauen schöpfen — nicht so der offene freye redliche Mann. Wär' er das, er ließe mich ziehen, wohin ich wollte; aber daß er dieses, wie du meynst, mir nicht vergönnen wird, ist ein Beweis, daß er jenes ist.

„Urach — dein Blut wird schon wieder warm, du überlegst nicht —„

So wahr ich ewig selig zu werden hoffe, ich weiß nicht, was du willst. So mag der Ungläubigen Land mein Blut trinken — sieh! unbegraben möge mein Leichnam unter Schild und Rüstung verfaulen, wenn ich einsehe, was hier zu überlegen seyn soll. Soll man etwa erst überlegen, ob ein Schurke ein Schurke zu nennen ist? — wer da überlegt, ist traun! kein ehrlicher Mann.

„Stille Freund, ich sehe, du bist unverbesserlich. Wie aber, wenn ich dir einen Vorschlag thäte. —„

Laß hören.

„Wenn ich deine Eltern nach Frankfurth, wohin du gehen wirst, kommen ließe? du brauchtest dann nicht nach Urach, und könntest sie doch sprechen.„

Je nun! wenn sie's thun wollen, muß ich mirs wohl gefallen lassen.

„Dafür laß mich sorgen.„

Der Graf von Henneberg gieng und besorgte auch wirklich alles auf diese Art.

XXXVI.

Erwine war freylich diejenige, der unter allen die Nachricht, daß sie ihren Berthold auf so lange Zeit verlieren sollte, am tiefsten ins Herz drang. Und in der That war sie auch am meisten zu bedauern. Sie sah ihre Kinder, die nunmehr in Quedlinburg ankamen, mit stiller Wehmuth an, und ein Strom von Thränen entquoll ihren durch Gram und Schwermuth trübe gewordenen Augen — eine lange dunkle Zukunft lag vor ihr. Sie erwartete nun täglich ihren Berthold, der Erlaubniß erhalten hatte, nunmehr sein Gefängniß zu verlassen. — Er kam an, um von ihr Abschied zu nehmen. Eine Schilderung dieser Scene darf der Leser nicht erwarten. Wer könnte sie wohl, auch wenn er ähnliche erlebt und gleiche Empfindungen gehabt hätte, mit kalten toden Buchstaben und doch mit aller der traurigen Stärke hinmalen und darstellen, mit der sie dargestellet werden müßte, wenn der Leser nur etwas davon mitempfinden sollte, was Berthold und Erwine empfanden. Doch um nur etwas gegeben zu haben, mögen hier einige einzelne Bruchstücke stehen —

„Gott! ach Gott! Berthold, in welche traurige Lage hat uns deine unüberlegte Hitze gebracht!„

Unüber-

Unüberlegte Hitze — sagst du? sprichst du doch fast wie ein Hoffräulein. Inzwischen nenn' es wie du willst, du bist ein Weib, und hast das Recht zu schwatzen, was ein anderer mir nicht sagen dürfte.

„Aber dachtest du denn nicht an dein Versprechen, das du bey unserer Abreise unsern Eltern gegeben hattest? war nichts — war nicht der Gedanke an die unglücklichen Folgen, die daraus auf mich und deine Kinder hinfließen würden, im Stande, dich gemäßsigter zu machen? Ach Urach! Urach! daß du doch weniger Ritters — mehr Gemahls, mehr Vaterempfindung hättest!„

Keine Vorwürfe, liebe Erwine! am wenigsten jezt. Sie kämen in jedem Fall bey mir an den unrechten Mann und zur unrechten Zeit. Jezt ist's doch zu spät. Und wozu alles das? Ich sage dir, wären die Folgen noch tausendmal trauriger, als sie sind, ich hätte nicht anders — ich hätte so handeln müssen. Das zu beurtheilen, bist du zu schwach.

„Verzeihung, lieber Berthold! wenn dich meine Empfindung, meine Sprache beleidiget, aber ich kann ja nicht anders. —„

Belei-

Beleidigen wirst du mich nie. Wohl sagst du: ich kann nicht anders — ich laß es gelten, aber auch ich konnte nicht anders, laß uns mit einander aufheben. Oder glaubst du, daß Urach der Ritter jezt nicht auch fühle, was es heiße, eine Erwine — ein so liebes zärtliches Weib — ein paar so liebenswürdige hoffnungsvolle Kinder zu verlassen? Ach! beste, theuerste Erwine, hab' ich's je empfunden, daß mein Herz fest mit dem deinigen verbunden ist, dann ist's gewiß jezt. Wie dieses Herz hier unter dieser Rüstung schlägt, so schlug es nie, wenn ich das Blaue im Auge des Feindes sah, und wenn über mir, unter mir, neben mir der Tod seine Sense schwang.

— — — — —

„— — O! ich beneide schier das Mädchen im Thal, um ihre häusliche Ruhe und stilles Glück. Sie fürchtet nicht die blutigen Fehden — nicht Kampf und Mord — ihr Herz ist sicher, daß ihr nicht ritterlicher Blutdurst ihren Geliebten raubt. Der Abend wiegt sie sanft zur Ruhe und die Morgenröthe weckt sie wieder zum Glück der Liebe, aber ich — mich schreckt Sturm und Windstoß — wenn jene im Arm des Geliebten ruhet, durchwein' ich rastlose Näch-

te

te einsam auf meinem Lager — mich umflattern die Eulen und Zaubervögel und wecken mich durch ihr ängstliches Gekreische aus schreckhaften Träumen. —„

Erwine du schwärmst. Vergiß dich nicht, hast du nie auch das Glück der Liebe empfunden?

„Liebe? sonst freylich glaubt' ich, Liebe sey Glück, sey höchste Seligkeit, sey Paradieses Vorschmack, sey himmlisches Gottesgeschenk — thue wohl, wie Stral der Sonne der gefrornen Erde, sey sanfter Regen auf die lechzende Flur, erfrische wie kühler Wind in der Schwüle des Mittags, aber — — es ist nicht so — warlich! es ist nicht so! Liebe ist Gift dem Gesunden — Hitze dem Durstigen — Leiden dem Glücklichen — preßt Thränen aus dem Frölichen — jagt im ewigen Kreise von Drangsalen den Müden herum — macht bange ums Herz — trübt die Seele und verfinstert den Weg des Lebens, statt ihn zu erhellen. Wär' ich wohl sonst das bedauernswerthe Geschöpf, das ich bin?„

Armes — unglückliches Weib! du dauerst mich — aber was hilft dir mein Bedauern?

dauern? Könnte mein Blut dir die Ruhe des Lebens erkaufen, dir ewig dauernde Wonne und Glück verschaffen, es sollte fließen bis auf den lezten Tropfen.

„Nicht dein Blut, Urach, kann Linderung mir schaffen, wohl aber dein Leben und — deine Liebe.„

Und zweifelst du vielleicht an meiner Liebe?

„Das eben nicht, aber du willst mich doch verlassen!„

Muß ich nicht? Sieh! diese Hand aufs Herz gelegt, und diese zum Himmel gehoben, schwör ich dir ewige Liebe. Willst du mehr als dieses, so sage. —

„Berthold! du bist ganz wieder mein Berthold. Dein Mitleiden also hätt' ich — — noch mehr, auch deine Liebe, und ein mitleidiges Wort von dir ist ein süßer Tropfen Trostes. Zwar nur ein Tropfen in ein tiefes Meer von Leiden, aber doch Trost. Komm in meine Arme, nimm diesen Kuß — den lezten vielleicht von deiner Erwine. Gott! — wie das schmerzt — tief im Herzen schmerzt — den lezten!!„

Das

Das wolle der Himmel nicht! Erwine, was sollte aus deinem Berthold werden?

„Und was aus deiner Erwine, wenn's doch so wäre! o! ihr Männer habt es köstlich. Ein Feindes Schwerd macht allem eurem Unglück ein Ende — aber das arme kummervolle Weib quält sich langsam zu Tode — windet sich zagend durch ein elendes Leben hin, wie der halb zertretene Wurm im Staube — hat kein Leben und stirbt doch nicht.„

Gott und alle Heilige stehet mir bey, wenn's so wäre! Erwine, du weckst eine grimmige Empfindung in mir. Mein Blut kocht — mein Hirn brennt — nein es ist nicht so — es kann nicht so seyn — es darf nicht so seyn. —

„Ach Berthold! und wird doch so seyn. — (sie weint)„

Ich kam mit Muth das Herz gestählt, und nun zerschmilzt's in schmerzliche Wehmuth hin! Deine Thränen, Erwine, brennen heiß durch Stahl und Eisen dieser Rüstung durch — sie martern mich mit Henkerquaal und thun doch wohl dem Herzen als

Bewei-

Beweise deiner zärtlichen Liebe. — Trockne — trockne diese süßen bittern Thränen!

„Trocknen? ach laß sie fließen! Sie werden künftig mein Trost und meine Nahrung seyn. Wenn du schon ausgeröchelt und ausgeblutet hast, wird's in diesem Herzen noch stürmen, und der Anblick dieser unschuldigen und doch unglücklichen Kinder, wie oft wird er den geliebten Vater in meine Fantasey hinein zaubern? und was für Linderung bleibt dann dem schwachen Weibe wohl noch übrig, als Thränen? Ich werde um mich hersehen, und dich nicht finden — ich werde rufen — du wirst's nicht hören — deine Kinder werden nach dir fragen, und ein Strom von Thränen wird ihre Frage beantworten. Berthold! ach Berthold! wie's in diesem Herzen kämpft — zuckt — brennt — kocht — bald hab' ich keinen Sinn mehr — kein Wort mehr, um dir zu sagen, was ich leide.„

Und was du leidest, gute Seele, fühlt Urach mit doppeltem Schmerz. Bald, ihr guten Heiligen, wird mirs zu schwer, was ich tragen soll, (abwärts) — und wenn ich nicht hier zum Weibe werden soll, muß ich bald fort — mein Herz fängt an schwach zu

zu werden — fort muß ich — Es sey! (zur Thür hinaus rufend) He! ihr Knappen und Gesellen! ist alles fertig?

Einer von seinem Gefolge: „Man erwartet euch und euere Befehle, Herr!„

Führt mir mein Roß vor! Ihr alle sizt gleich auf. Mein Schild und Schwerd! —

„Hier ist's. Habt ihr sonst noch etwas zu befehlen? wir sind alle bereit. —„

Nichts. Ich komme.

Erwine schrie laut auf: Berthold — Berthold! wozu Schild und Schwerd? wo willst du hin?

„Wohin der Kaiser mir gebeut zu gehen. Mein Schicksal will's und ich gehorche. Zwar sträubt sich mein Herz und zieht mich zurück, aber Pflicht und Ehre gebieten vorwärts. Ich muß — Hier, Erwine, diesen Kuß — er sey das Pfand und Siegel ewiger Liebe! Gott mit dir und mir! — Und nun leb' wohl! — —„

Erwine hieng sich fest an ihn, als ob sie ihn nicht von sich lassen wollte — Bleib — rief sie, bleib, Berthold! ich gehe für dich hin, werfe mich dem Kaiser zu Füßen — flehe — bitte — weine. Er wird mich hören und dich mir lassen.

„Wie?

„Wie? Erwine, das könntest — das wolltest du thun? Pfui! das hieße sich zum Sclaven erniedrigen. Gut, daß es der Kaiser nicht hört — nicht weiß, es wäre eine zu süße Rache für ihn.„

Nun so werf ich mich vor dich hin. Willst du mich auch nicht hören?

„Ha! das geht weit — ist mehr als ich tragen kann. Erwine! ich kann nicht — ich muß fort, laß mich, damit ich nicht schwach werde! — —„

Er riß sich von ihr los — küßte in wilder wütender Traurigkeit seine Kinder, schwang sich aufs Pferd und jagte, ohne sich seiner bewußt zu seyn, davon.

Erwine sank halb tod nieder, da er sich aus ihren Armen riß.

Ist er fort? — rief sie, da sie wieder zum Besinnen kam — ja! fort ist er. Ach! daß ihn meine Thränen — meine Liebe — meine Marter nicht halten konnte! aber fort ist er — fort auf immer. Nein! Gott im Himmel, nur das nicht! o! ihr Heiligen, wenn er's wäre — wenn ihn mein Auge nichts wieder sähe — wenn er fiele durch der Ungläubigen Schwerd! — der Gedanke

 faßt

faßt eine ganze Hölle in sich — hier hören meine Sinnen auf — Gott sey mir gnädig und alle Heiligen!!

Der Graf Urach war indessen in der Betäubung, worein ihn die schrecklichen Veränderungen, die mit ihm vorgegangen waren, besonders aber sein Abschied von Erwinen, gesezt hatten, zu Frankfurth angekommen, wo er seinen Vater nebst dem alten und jungen Steinheim fand. Der alte Graf von Urach zitterte mit seinem ehrwürdigen Silberhaare an der Hand des begreisten Steinheims seinem Sohne entgegen. Der Kummer um seinen Sohn hatte ihn in der kurzen Zeit, da er ihn nicht gesehen hatte, dem Grabe um vieles näher gebracht. Dieser Anblick war dem Grafen Berthold ein Dolchstich ins Herz, und das Gefühl seines eigenen Unglücks griff ihn mit doppelter Wuth an. Er hatte gefürchtet, hier Vorwürfe wegen seines Betragens auf dem Reichstage anhören zu müssen — er eilte also auf seine Eltern zu, und rief ihnen entgegen:

„Bin ich schon verdammt, oder darf der angeklagte Sünder noch etwas zu seiner Rechtfertigung sagen?„

Laß gut seyn — sagte der alte Steinheim — du berührst eine unangenehm tö-

nen-

nende Saite. Wir sind nicht hieher gekommen, zu richten oder zu verdammen. Dein Richter ist in dir.

Sie verschonten ihn mit Vorwürfen. Dieses, und daß der junge Steinheim sich die Erlaubniß bey dem Alten ausgewirkt hatte, den Grafen Berthold auf seinem Zuge in das heilige Land begleiten und die Gefahr mit ihm theilen zu dürfen, rührte ihn tief, — griff ihn aber hart an.

Kinder! sagte der alte Graf Urach vor ihrer Abreise — ihr habt ein großes wichtiges Werk vor. Sorget, daß nicht Gottes Kreuz euch zum Fluche werde. Seyd tapfer und brav, aber auch — edel und menschlich. Auch eure Feinde sind Menschen — behandelt sie als solche. Thut was Ehre und Pflicht gebieten, aber — hört auch die Stimme der Menschlichkeit. Der Ruhm des Kriegers, der ihn blos im Blute sucht, fließt mit dem Strom vergossenen Menschenbluts dahin — aber der Lobspruch des Feindes ist bleibendes Siegeszeichen. Seyd nicht blos Menschenwürger — seyd Menschen auch im Kriege. Dann wird Gott, dessen Sache ihr führet, für und mit euch streiten, und mein lezter Hauch soll Segen über euch

 beten.

beten. Ich zweifle, Kinder, daß ihr mich wieder finden werdet, denn ich fühl's, meines Lebens beste Kräfte sind vertrocknet — ich wanke meinen Grabe entgegen, und ruhig und gern will ich hineinsinken, wenn ich nur weiß, daß ihr gut und brav seyd. — Mir wird — ach! Gott! ich weiß nicht — Schmerz und Wehmuth bindet mir die Zunge — ich wollte euch viel sagen — aber ich kann nicht — Gott geleite euch auf eurer Reise! — Lebt wohl! —

Sie verließen Frankfurth, giengen durch Frankreich nach Genua und von dort aus auf einem genuesischen Schiffe in Gesellschaft anderer Ritter nach dem heiligen Lande.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schilling, Johann Georg, / Hoppe, / Berthold

Berthold von Urach Eine wahre, deutsche, tragische Rittergeschichte aus den Zeiten des Mittelalters ; mit Scenen aus der Geschichte Heinrichs des Vierten und Fünften
Bd.: 1 : Nebst einer vorläufigen Abhandlung über das Ritterwesen des Mittel alters in Deutschland. Mit zwe

1787

Coburg, Landesbibliothek -- D I 12/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939897-8